thr. 49ʸ Hacker

Author. 49 y-3/4

<3662182458001 4

<3662182458001 4

Bayer. Staatsbibliothek

Thanatologie

oder

Denkwürdigkeiten

aus

dem Gebiete der Gräber

ein

unterhaltendes Lesebuch

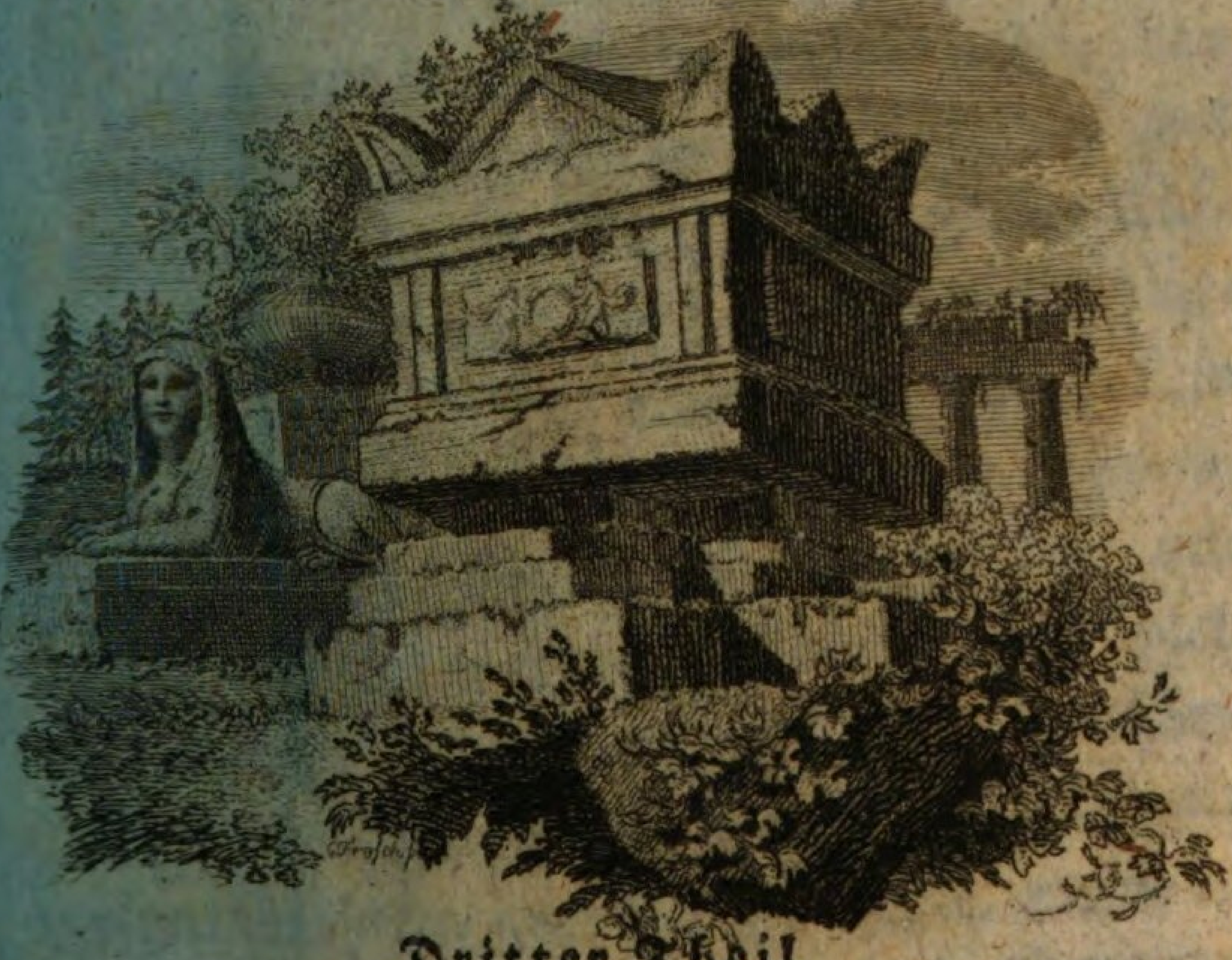
für

Kranke und Sterbende

von

M. Joachim Bernhard Nicolaus Hacker,

Pfarrer zu Straach bey Wittenberg.



Dritter Theil.

Leipzig, 1798.

bey Wilhelm Rein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Hier übergebe ich ihnen, meine Leser, den dritten Theil meiner Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber. Die gütige Aufnahme der erstern beyden hat auch diesen dritten veranlaßt. Ich kann mir dabey kein Verdienst zueignen, als das eines Sammlers. Einige Stücke sind zwar von mir selbst aufgesetzt worden, allein es sind vielleicht gerade die unbedeutendsten. Die übrigen sind aus guten Schriften unserer bekanntesten Gelehrten genommen. Sie, meine Leser, können ohnmöglich alle diese Schriften sich anschaffen. Ich kam ihnen also zu

Hülfe, widmete meine Zeit der Lesung derselben, und glaubte sie nicht besser anwenden zu können, als wenn ich besonders dasjenige, was Männer von Geist und Einsicht, über Tod, Grab und Unsterblichkeit dachten und niederschrieben, aufsuchte, sammlete, und in diesem Buche denen vorlegte, die sich doch vielleicht einmal ihres Sterbestündleins erinnern wollen, da der Sand im Stunden-Glase jedes Menschen immer fortläuft, dadurch abnimmt, und endlich einmal bis zum letzten Körnlein verrinnen wird.

Sollte meinen Lesern nicht jeder Aufsatz in diesen Sammlungen gefallen, sollte ihnen mancher nicht innern Werth und Gehalt genug zu haben scheinen, so muß ich sie auf die Verschiedenheit des Geschmacks verweisen. Der eine findet diese Speise schmackhafter, ein anderer eine andere. Beyde haben aber immer nur einen Haupt-Zweck dabey, und der ist ihre Sättigung. Selbst die Natur führt auf verschiedenen Wegen zu einem Ziele, und wechselt, und wechselt, um uns nicht durch ein ewiges Einerley auf unserem Wege zu ermüden. Sollte ihnen daher mancher Aufsatz auch hier nicht gefallen,

len, so legen sie das Buch deswegen nicht gleich auf die Seite, sondern suchen sie sich darinnen einen andern aus, — es wird doch einer wenigstens ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth seyn, — und erinnern sie sich dabey an ihre Hinfälligkeit. Dies ist der Haupt-Zweck des Buches; es hat daher auch mannigfaltige Abtheilungen erhalten. Es wird doch ein Weg dem Wanderer, doch ein Aufsatz dem Leser gefallen, und ihn zu dem Creutze hinführen, worauf das memento mori steht. Ist es dieser nicht, so ist es ein anderer.

Es hat mir freylich viel Mühe und Zeit gekostet, dies alles so zu sammlen und in Ordnung zu bringen. Doch die Arbeit und Mühe dauert mich nicht, wenn nur hier und da einer oder der andere eine tröstende Unterhaltung darinnen für sich findet. Möchte ich durch diese Sammlung wenigstens die traurigen Vorstellungen hinwegscheuchen, die so mancher von Tod und Grab hat, und ihm sein Sterbestündlein erleichtern, durch die frohe Hofnung der Unsterblichkeit jenseit des Grabes.

Sollten sie, meine Leser, mit der Unterhaltung, die ich ihnen in diesem Buche

gebe, würklich zufrieden seyn, so kann ich vielleicht einen vierten Theil folgen lassen. Doch werde ich mich nicht übereilen, und wenn es möglich ist, eine noch genauere Auswahl der Materialien treffen, damit sie es mit desto größerer Anhänglichkeit lieben und es zu ihrem Begleiter auf einsamen Spatzier Wegen machen mögen.

Ruhe und innere Zufriedenheit folge ihnen übrigens durch dieses Leben, Ruhe und Zufriedenheit, selbst in den entscheidendsten Augenblicken, wenn es auf Bestimmung ihres irrdischen Glücks ankömmt, und die frohe Aussicht in die lachenden Gefielde jener bessern Welt bringe sie mit heiterm Muthe an ihr Grab, und lasse sie alle ruhig leben und ruhig sterben.

Straach bey Wittenberg,
d. 20 Julius,
1797.

Inhalt.

I. Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit, aus beliebten Schriftstellern.

Seite.

1. Ueber das Leben . . . 3
2. Ueber den Tod . . . 13
3. Ueber das Grab . . . 21
4. Ueber Unsterblichkeit . . . 25

II. Gedanken und Aeusserungen Sterbender über Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1. Maria Stuart . . . 33
2. Madame von Maintenon, gebohrne Franciska von Aubigne, aus J. C. Gieseckens Beyträge zur Belehrung und Unterhaltung, 1 Bändchen 1791 . . . 34
3. Epaminondas . . . 35
4. Fontenelle . . . 36
5. Herr von Lenclos . . . 36
6. David Claus, ein edler Mensch, der in Halberstadt lebte . . . 37
7. Lud. Benjam. Martin Schmid, Professor und Prediger an der Universitätskirche zu Stuttgard . . . 38
8. Jakob Friedrich Isenflamm, Hofrath und Professor der Anatomie zu Erlangen . . . 39
9. Johann August Ephraim Götze, erster Hofdiaconus an der Stiftskirche zu Quedlinburg 39
10. Graf Peter von Hohenthal, Churfürstl. Sächsischer Consistorial Vice-Präsident 41
11. Carl George Pollet, Königlich Schwedischer Major der Armee zu Strahlsund 41
12. Johann Adolph Schlegel, Consistorial-Rath, und General-Superintendent zu Hannover 43

Seite.
13. Ignatius Jordan, Parlamentsherr und oberster Richter zu Exeter in England 43
14. Bekenntnisse eines großen Staatsmannes, und berühmten Schriftstellers, aus Kosegartens Eusebia 1 Jahrgang, 1797. . 44

III. Letzte Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1. D. Martin Luther . . 49
2. Jakob de Beaune Ritter und Baron von Samblancey, Französischer General-Controlleur der Finanzen — Interessante Scenen aus der Geschichte der Menschheit, 1 Band, Hannover 1796. . . 52
3. Jakob Palmer, — Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte, 2 Bändchen 1794 . . 57
4. Ludewig Herzog v. Orleans, S. J. Baumgartens Sammlung merkw. Lebensbeschreibungen 1 Theil, 1754. . . 59
5. Adam Ludewig v. Blumenthal, Hauptmann in Königl. Preussischen Diensten, — Pommersches Archiv 2 B. 6 Stück . . 62
6. Wilhelm von Katte, Königl. Preussischer Lieutenant unter den Gensdarmes. — Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern, 1 B. 1793 64
7. Albrecht von Haller . 68
8. Herr Le Blanc, ein Landedelmann zu Ferrieres in Champagne. — Denkmäler der Grausamkeit in der Französischen Revolution, 1 Theil 71
9. Ludewig XVI, König v. Frankreich . 75
10. Nuschirvan, König der Perser — Anekdoten zur Veredlung des Verstandes und Herzens 81
11. Adolph Nüßmann, Senior der deutschen Prediger in Nord-Carolina . 87
12. Carl Philipp Moritz, Hofrath und Professor der bildenden Künste zu Berlin . 91
13. Paul Friedrich Achat Nitsch, Adjunktus und Pfarrer zu Bibra, im Chursächsischen Thüringen 94
14. M. Johann Wilhelm Kellner, Diaconus an der Hauptkirche zu Suhl . 96
15. Jakob Mauvillon, Herzoglich Braunschweigscher Ingenieur Obrist-Lieutenant und Professor am Collegio Carolino — aus dem Nekrolog aufs Jahr 1794 . 98

16. Jo-

Seite.

16. Johann Zachar. Leonh. Jungheim, Doctor der Theologie und Oberhofprediger, Kirchen- und Consistorialrath in Anspach. — Nekrolog aufs Jahr 1790 ; ; 103

IV. Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

1. Brief der Olympia Morata an ihren Freund Cälius, kurz vor ihrem Tode ; 107
2. Brief des unglücklichen Ritters, Sir Walter Raleigh an seine Gattin — Leben und Ende gut gesinnter Menschen von Feddersen 108
3. Letztes Schreiben der unglücklichen Italienischen Dame Las Turra. — Merkwürdige im Archiv der Bastille zu Paris gefundene Inquis. Acten Leipz. 1790 ; ; 113
4. Brief des Herzogs v. Lothringen den Abend vor seinem Tode an Kayser Carl V. — Der Lieferant 113
5. Brief des Alexander Pope an seinen Freund Steele, kurz vor seinem Tode ; 114
6. Zweyter Brief eben dieses Mannes an seinen Freund Addison ; ; 115
7. Brief des Peter Philippeaux, Mitglied des National-Convents zu Paris, im Jahr 1794, an seine Gattin. — Almanach der Revolut. Charactere v. 1796 ; ; 117
8. Brief des Herrn Ch. G. M. an seinen Freund, auf dem Sterbebette geschrieben ; 121

V. Gedichte über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit.

1. Das Leben ; ; 127
2. Der Schlaf und der Tod. Frauenzimmer Calender aufs Jahr 1795 ; ; 128
3. Die Leiden des Lebens ; ; 129
4. Das Grab ; ; 131
5. Gedanken an den Tod ; 132
6. Blicke übers Grab, v. J. Schmid, Prof. in Pilsen 134
7. An den Tod ; ; 137
8. Lied am Grabe ; ; 138
9. Die Sterbebetten eine Rhapsodie v. G. F. Rebmann 139
10. Bewillkommung des Alters, Leipziger Frauenzimmer-Almanach v. 1794. ; 140
11. Die Ruhe im Grabe ; ; 141

Seite.

12. Der Dorfkirchhof. Horen v. 1795. VII. Stück 142
13. Das Begräbniß. Göttingscher Musen-Almanach v. Voß v. 1794 . . 144
14. Unmuth und Fassung v. Prof. Moritz in Berlin 146
15. An den Tod . . 147
16. Ueber die Vergänglichkeit, aus dem Pächter Martin, 1 Theil . . 147
17. Die Vergänglichkeit v. Sarbier . 148
18. Die Hofnung v. C. G. Cramer . 149
19. Beruhigung, v. B. G. Kapf . 150
20. Grablied, — Wahrheit und Dichtung. Weißenfels v. 1795 . . 151

VI. Anekdoten von Kranken und Sterbenden aus verschiedenen Schriften gesammlet.

1. Von dem Andenken an den Tod. . 155
2. Vom Muthe im Tode. . 159
   1. Auf dem Schavotte. . 159
   2. Bey naher Todes-Gefahr. . 172
   3. Auf dem Schlachtfelde. . 173
   4. Auf dem Sterbebette. . 178
   5. Beyspiele von vorzüglichen Tugenden von Sterbenden ausgeübt. . . 183

VII. Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

1. Verschiedene Behandlungen der Kranken unter den ältern Völkern, nach dem Herodoto. . 196
2. Die wunderbare Grabschrift. — Skitzen und kleine Gemälde v. C. W. Burri. Offenbach 1792 198
3. Leuthas Grabschrift — Siehe Altar der Grazien II. Opfer. . . 199
4. Der Mönch von La Trappe und ein Jüngling. — Klara du Plessis, eine Emigranten Geschichte. 200
5. Die Toden-Capelle bey Collin. — Taschenbuch v. Jakobi und seinen Freunden, fürs Jahr 1795 201
6. Das seltene Testament. — Anecdoten zur Veredlung des Verstandes und Herzens. . 204
7. Peter der Große und Madam Maintenon — aus dem Leben dieses großen Kaysers. . 205
8. Die Gestalt des Todes. . 206
9. Martins Gedanken über die Gottesäcker und Begräbnißfeyerlichkeiten. — Pächter Martin I. Theil 207
10. Ein guter Fürst in der Gruft seiner Väter, aus eben der Schrift. . . 211

11. Ein

Seite.
11. Ein Leichenhauß, eine Wohlthat für Menschen. National Zeitung der Deutschen v. 1796. 211
12. Rührende Scenen aus dem Leben unglücklicher Menschen. ꞏ ꞏ 213
1. Maria Denkelmann. — Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Deutschen 7 Band. 213
2. Die Marquise v. Spadara. Historische Gemälde aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen III. Theil. ꞏ 231
3. Arabella Fentham. — Nichts neues, und doch manches brauchbare, eine Wochenschrift 1 Bändchen 1778. ꞏ ꞏ 234
4. Malesherbes und der Greis im Gefängnisse. Revolutions Almanach v. 1796 ꞏ 237
13. Beschreibungen einiger Denkmäler, zum Andenken guter und edler Menschen, im Wörlitzer Garten. ꞏ ꞏ 238
14. Ueber Begräbnisse und Begräbniß-Plätze vom Herausgeber dieser Schrift ꞏ 243

VIII. Trost und Beruhigung bey Krankheit und im Tode.

1. Michael Montaignes Belehrung über den Tod an Kranke und Sterbende. ꞏ 252
2. Wenn fürchtet man den Tod nicht? ꞏ 259
3. Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelen-Ruhe. Die Horen, III. Stück v. 1795. 260
4. Der Lohn der zukünftigen Welt, eine Jüdische Dichtung. ꞏ ꞏ 271
5. Ueber Reichthum und Armuth im Tode, ein Gespräch. Herders zerstreute Blätter, V. Sammlung. Gotha 1793. ꞏ ꞏ 271
6. Wie ich dem Tode entgegen gehe. Hillmars Geständnisse, Basel 1794. ꞏ 274
7. Der Tod, eine Parabel. Herders zerstreute Blätter, V. Sammlung, Gotha 1793 ꞏ 274
8. Ueber Trennung im Tode, v. Professor C. P. Moritz 276
9. Leben mit Gott, Zweck und Ziel des Weisen. Prosaische Aufsätze der Deutschen. VI. Band 1784 276
10. Freund Heyn und der Weltmann, ein Gespräch, v. Verfasser dieses Buchs. ꞏ 283
11. Anweisung um ruhig leben, und ruhig sterben zu können. ꞏ ꞏ 285
12. Weise Antwort eines Persers über Hoheit und Pracht der Erde. ꞏ ꞏ 286

13. Alles

Seite.
13. Alles unter der Sonne ist eitel: Auswahl der besten Pros. Schrift-Aufsätze der Deutschen V. Bd. 287
14. Ueber die verschiedenen Begriffe von einem zukünftigen Leben. Aus eben dem Buche . 291
15. Jesus Christus, der Wohlthäter der Menschen durch die Lehre von der Unsterblichkeit. Vom Verfasser d. Buchs. . . 307
16. Ueber die Trennung von Kindern und Gatten am Grabe, vom Verfasser dieses Buchs. . 315
17. Vorzüglicher Wunsch. Siehe Altar der Grazien zweytes Opfer. . . 323

IX. Toden-Feyer bey den Gräbern edler und großer Menschen.

1. Denkmal des Torquato Tasso, des größten Dichters Italiens. — Iris eine Wochenschrift 327
2. Peter der Große beym Grabmale des Cardinals Herzogs v. Richelieu. . . 328
3. Toden-Feyer an Schwerins Grabe. Auswahl der besten Prosaischen Aufsätze der Deutschen, 8 Band, 1786 . . 328
4. Kayser Josephs II. Thräne um Friedrich den Großen. Blumenfeld, od. Gemälde unserer Tage, 1794. . . 330
5. Das königliche Denkmal. . 331
6. Auf Adolph Andr. Freyherrn v. Krufft. Kayserl. Königl. würklichen Hofrath. . 332
7. Denkmal kindlicher Liebe. . 335
8. Johann Joachim Christoph Bode. National Zeitung der Deutschen, v. 1796, Stück 33. . 336
9. G. E. Leßings Denkmal. . 337
10. Grabschrift des Obersten Friedrichs, Sohn des unglücklichen Königs Theodor I. von Corsika. 339
11. Epithaphium des Churf. Sächsisch. Hofraths Andreas Nitsche. . . . 339

I.

Kurze Stellen
über
Leben und Tod, Grab und Unsterblichkeit.

I.

Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab, und Unsterblichkeit.

1.

Ueber das Leben.

Es stürmt, — und die Blüte bricht auf, und — der Sturm zerstöret sie. — Das Menschenleben, und seiner Hofnungen schönste Blüten-Zeit gleicht der Natur.

* * *

Die Welt ist ein prächtiges Schiff auf unsichern Meere, das mit Vergnügen angesehen, aber mit unserer äusersten Gefahr bestiegen wird. Der Erde höchster Stand endiget sich in: „Hier liegt er: und Staub zu Staube beschließt ihre herrlichsten Lieder. —

* * *

Gefahrvoll ist der Ocean des Lebens, gar leicht kann man Schiffbruch leiden, wenn man nicht durch Erhaschung eines schmalen Brets dem nahen Untergange entgeht. Wohl dem der sich nie das Steuer der Vernunft und der Tugend aus den Händen winden läßt.

* * *

Die Welt ist ein Schauplaz! Du kömmst, siehest, gehst vorüber, und wirst vom Schauplaz vergeßen, wer du auch seyst. Mache aber, daß dich das wenig kümmert.

* * *

Es ist ein einförmig Ding ums Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bisgen, was ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um's los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

* * *

Gott läßt in unserm Leben Ruhe und Unruhe, Freude mit Leid, Gutes mit Bösem abwechseln, damit sich unser Herz in nichts fest setze, als in seinem Willen.

* * *

Unglück und Unruhen sind wesentliche Begleiter des Menschlichen Lebens; sie müssen da seyn, um ein Gleichgewicht zwischen der sonst entstehenden Vollkommenheit, die nun einmal das bestimmte

te Loos des Menschen wenigstens nicht zu seyn scheint, zu bewerkstelligen.

* *
*

Umstände formiren den Character. — Schicksaale beßern. — Erfahrung macht weise. — Widerwärtigkeiten stimmen herab. — Leiden würken Geduld. — Schwierigkeiten erwecken den Geist. — Ist nicht diejenige Erziehung die beste, welche uns das Schicksal giebt?

* *
*

In ihrem mütterlichen Schooße erzieht die Natur ein Menschen-Geschlecht nach dem andern, und bildet unzählige Geister zur höhern Vollkommenheit, deren sterbliche Hülle sie alsdenn wieder mit dem Staube vermischt, aus dem sie unaufhörlich Wachsthum und neues Leben hervorruft.

* *
*

Das Leben hat seine Sorgen. Haben wir keine, so machen wir uns welche. Sie sind uns so nothwendig, wie dem Herzen der Pulsschlag, und der Mensch soll noch erscheinen, der thätig und ruhig zugleich ist. Sie sind das Triebrad, wodurch wir unsere Kenntniße erweitern.

* *
*

Wären keine Leiden, keine Unvollkommenheiten des Lebens, so wäre auf einmal den menschlichen Bestrebungen ihr Stachel, dem allgemeinen Weltlauf der Sporn genommen. — Das lebendige

dige Spiel der Leidenschaften hörte auf gegen einander. — Um dies große Spiel nun wieder in Bewegung zu bringen, müßte doch am Ende jener Stachel der Thätigkeits-Triebe denen Menschen wieder gegeben werden.

* *
*

Es giebt viel Elend in der Welt. Würden die Menschen nicht allmählig darinn verhärtet, fühlten sie ihren Jammer mit der ersten Heftigkeit auch noch in der Folge fort, wahrhaftig! das Loos, Mensch zu seyn, wäre das traurigste und schrecklichste. So aber heilt Hofnung die geschlagenen Wunden. Die Menschen werden die Täuschungen des Schicksals im Wechsel dieser Zauberlaterne nicht inne, die ewig an ihren Augen vorbey zieht. Geduld hebt den gesunkenen Muth, und ein leises Vergessen verwischt unmerkbar die schärferen Züge des Kummers.

* *
*

Der Genuß der Vergnügen dieses Lebens muß unter dem Regiment der durch Religion geheiligten Vernunft stehn, diese ist der wahre Leibarzt, der uns in jedem Augenblicke sagen muß, was gesund oder ungesund ist. Fragen wir ihn nun nicht, so tritt der Engel des Herrn plötzlich, wie ein feuriges Meteor in der dunklen Nacht, aus seiner Hülle hervor. Ahndung geht wie ein wirbelnder Sturm-Wind vor seinen Füßen her; er schwingt die flammende Ruthe, und züchtiget den Unmäßigen, der sich dann wieder zusammen raft, Vorsicht gelobt,

gelobt, und nun behutsamer die Seele in seinen Händen tragend fortpilgert. — Dieser Engel Gottes ist die Trübsaal, ein treflicher Hofmeister, den uns die ewige Liebe in dieser unserer Erziehungs-Periode zugeordnet hat, um das aus uns zu machen, was wir einst unserer Bestimmung nach werden sollen.

* * *

Die Vorsehung ist der einzige Trost des Lebens, das sichere Ruder in dem zerbrechlichen Nachen, in den wir bey der Geburt ein, und im Tode wieder austreten.

* * *

Menschen müßen mit jedem Augenblick geitzen, weil sie denselben benutzen müßen; die unvermeidlichen Uebel mit Geduld ertragen, dem Tode dankbar entgegen gehn, weil sie das Leben genoßen haben, und muthig, weil sie an die Unsterblichkeit glauben.

* * *

Das Buch der Zeiten ist in unserem Herzen! In unser Bewustseyn kommen oft an sehr unrechtem Orte, und unerwartet alle Schulden zurück. Jeder falsche Wechsel, der andere kränkte und mürbe gemacht, kommt uns zur Rechnung; die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz und es wird dir sagen: was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müße, denn

dein Schicksaal ist der Nachklang, das Resultat deines Characters.

* * *

Ich sahe ein Gewitter heraufsteigen am Himmel. Der Himmel hatte eine schreckenvolle Dunkelheit, und mein Geist arbeitete unter Trübsinn, bey Einwürkungen einer schwülen drückenden Luft. —

So siehet das Unglück aus, sagte der Witz! — Aber so wohlthätig ist es oft den Menschen, als dieses Gewitter den Fluren seyn wird, fügte der Verstand hinzu! — und so wohlthätig wird es oft dir selbst, flüsterte das Herz! —

* * *

Wer an das Ende seiner Reise nicht denkt, wie kann der auf Plan, Weißheit und fortdauerndes Glück Ansprüche machen? Ein ruhiges Leben hängt mit dem heitern Andenken an das Grab unzertrennlich zusammen.

* * *

Weißheit erkaufen wir durch Thorheiten: Erfahrungen durch Verlust und Aufopferungen: Tugend durch Fehler, und Ruhe durch ein verwundetes Herz.

* * *

Ein Unglück, das nur höchstens bis in den Tod dauert; ist unserer Klage nicht werth.

* * *

Eine

Eine gefährliche Schiffahrt ist unser Leben. Oft regiert der Sturm unser gebrechliches Schiff. Und das Glück am Ruder, es lenkt uns hieher und dorthin. Zwischen Hofnung und Furcht schweben wir wechselnd umher; der hat glückliche Fahrt, unglückliche dieser; und alle nimmt ein Hafen zuletzt unter der Erde auf.

* *
*

Das längste Leben, was ist es am Ende? — Ein Augenblick.

* *
*

Selten ist der Mensch in der Gegenwart glücklich, am meisten in der Vergangenheit und Zukunft, in der Rückerinnerung und Erwartung.

* *
*

Die Lust zu leben ist der allgemeine Strom, der alle menschliche Mühlwerke treibt, von dem Obersten bis zum Untersten. Er theilt sich in drey Hauptflüsse: Lust zum Unterhalt, — Lust, Aufsehen zu machen, — und Lust zur Unsterblichkeit. — Diese zerrinnen wieder in mannigfaltige andere daraus abgeleitete Bäche, welche die kleinsten Räder drehen, die nicht so vieler Kraft bedürfen, im Gange erhalten zu werden. Die größten Hauptmühlen der Menschheit, die der Philosophen und Künstler liegen oben an im Strome, und einige so nahe bey dem gewaltigen Quelle, daß man glauben sollte, es sey Lust zur Wahrheit und Vollkommenheit, die edelste aller Lüste, die sie treibe. Für

diese ist die Lust zu leben, mit der Lust zu würken, einerley; aber alle, glaube ich, haben das gemein, daß die eigentliche Kraft welche sie treibt, nicht die Liebe zu den Mitteln, sondern die Liebe zum Endzwecke ist.

* * *

Man ist der Glückseeligkeit im Mangel näher, als im Ueberfluß.

* * *

Menschen, unter denen einst Jesus Christus lebte, können unmöglich bestimmt seyn, wie das Thier, zu genießen, und dann zu sterben; sie müßen vielmehr noch jenseit des Grabes leben, und würken. Dies Leben war blos der Anfang ihres Daseyns, die beste Benutzung dieses Lebens unaufhörliches Streben nach Vollkommenheit und Vervollkommung, und diese Vervollkommung ihre Bestimmung und der einzige sichere Grund ihrer Glückseeligkeit.

* * *

Mische, dein eigner Arzt, Leichtsinn in die traurigen Augenblicke, und in die fröhlichen Trübsinn. Erwarte keine bessern Tage, und verzweifele nicht, in denen unglücklichen glücklich zu leben.

* * *

Morgen, Mittag, und Abend, ein treffendes Bild unseres Lebens. Jugend ist so geschwind vorüber, wie der Morgen; Mannheit und Alter so geschwind da, wie Mittag und Abend.

* * *

Zu leben beginnen und zu leben aufhören, beydes wie so alltäglich. Das Letztere gleichwohl, wie jedesmal so neu, so unerwartet, so plötzlich!

* * *

Einen ermüdeten Wanderer sah ich, das Auge auf eine ferne Aussicht in die seeligsten Gefilde, am Ausgang eines Thales stille stehn. „Werde ich diese ferne Gegend auch wohl heute erreichen? „schien er zu zweifeln. Er schien es nur, und gieng. Gerade so wie der Mensch, wenn er frägt, ob er die Reihe von Jahren leben wird, die er sich denkt, und nur allzugewiß sie schon lebt.

* * *

Es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, und mit all der Wonne eines einzigen großen Gefühls ausfüllen zu lassen. — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das dort nun hier wird, ist alles vor, wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lächzt nach entschlüpftem Labsale.

Und so sehnt sich der Unruhigste Mensch zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Creyse seiner Kinder, und der Geschäfte zu ihrer Erhaltung alle die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte.

* * *

Die

Die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehn vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen. Wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif. Und doch sind deren noch genug da, und doch — ihr Menschen! können wir gereifte Früchte vernachläßigen, verachten, ungenossen verwelken, und verfaulen lassen?

* * *

Das Leben ist an sich weder ein Gut, noch ein Uebel. Es ist der Raum des Guten und des Uebels, je nachdem, was ihr hineinlegt. Und wenn ihr einen Tag gelebt habt, so habt ihr alles gesehen; ein Tag ist gleich allen übrigen Tagen. Es giebt keine andere Tageshelle, kein anderes Nachtdunkel. Diese Sonne, dieser Mond, diese Gestirne, diese Einrichtung, ist — alles gerade noch so, wie es eure Grosväter genoßen, und wie es eure Enkel befinden werden.

Und wollt ihrs ja scharf nehmen, so gehn doch alle Acte und Auftritte meines Schauspiels nicht über ein Jahr hinaus. Wofern ihr auf den Reihentanz meiner vier Jahres-Zeiten Acht gegeben, so habt ihr gesehen, daß sie die Kindheit, die Jünglingsjahre, das männliche Alter, und das höchste Alter umfaßen. Der Tanz hat die Reihe rund gemacht, und bleibt nichts übrig, als wieder von Vorne anfangen. So gehts immer seinen schlichten Gang fort.

* * *

Die

Die Sterblichen wechseln unter sich ab, und die Lebensfackeln gehen von Hand zu Hand, wie unter den Wettrennern, bey den heiligen Gebräuchen der Alten.

* * *

2.

Ueber den Tod.

In der letzten Stunde zerrinnen die Nebel, mit welchen die furchtsame Einbildungskraft der Sterblichen deinen Vorhof, o Tod, umlagern. Eine wohlthätige Gottheit schwebst du aus diesen Finsternißen hervor, und streckest dem zitternden Verlassenen deine Arme entgegen. Mit ewigen Lichte ist dein Thron umringt, ihm zur Seite glänzt die majestätische Wahrheit, die holde Ruhe, der liebenswürdige Friede herrschen hier, und bieten dem schüchternen Ankömmling ihre Zauberschaalen. Abgemattet von dem mühevollen Lebenslaufe trinkt der Mensch den dargebotnen Trank und weggeschwunden sind jeder Harm, und selbst die wehmüthige Erinnerung.

* * *

Paläste werden Staub, und Könige Leichen! — Schon zittert auch für uns der Vorhang, und bereitet sich zu fallen. Schmerz und Zufall, und Krankheit und Alter, der bisher in der Stille aufkeimende, nun unwiderstehlich aufschießende Saame des Todes thut mit Ungestüm seine Forderungen

gen an uns. Hier steht der Todenbecher! — Er trennt dich von dir, — von dem, was du für dich hieltest. Brüder, und Aerzte, und zärtliche Freunde umringen dich, er trennt dich von ihnen. — Nacht umringt dich, dich umschatten düsterer Einsamkeit Flügel, gleich schreckenden Nachtvögeln, und erfüllen mit bebender Angst dein innerstes Mark, und deine erschrockenen Gebeine.

Schon zieht man die Sterbeglocke an, man flieht dein mit einer mitleidigen, oder gleichgültigen, für dich immer unfruchtbaren Thräne. Noch drängt sich, obgleich mühsam, dein stockendes Blut in den Gefäßen, und in dem Munde der Stadt bist du schon ein ausgestossener Leichnam. Geh' also, gehorche deiner Bestimmung. Das letzte Sandkorn will auslaufen. Greif ihn an den Opferbecher, — und zittere nicht.

* *
*

Im Angesichte des Todes feyert die Tugend, — ihren schönsten Triumph.

* *
*

Wäre Sterben nicht so etwas alltägliches, und wären wir nicht dadurch mit dem Tode wie vertraut geworden, daß wir unaufhörlich sterben sehen, so müßte der Tod für uns ein schauderndes Schauspiel seyn, denn er ist Zerstörung der Natur.

Wir wissen freylich, daß er eben dadurch, weil er zerstört, den Anfang macht uns zu veredeln, und daß unsere zweyte Geburt, wozu der Tod die vorläufigen Anstalten macht, so wenig ohne Verwe-

fung, zur Vollkommheit kommen kann, als unsere erste Geburt. Aber dieses verhindert nicht, daß der Tod nicht immer etwas schreckliches bleibt, und nur das, was uns die Religion von den Anstalten Gottes bey dem Tode des Menschen sagt, kann uns mit ihm aussöhnen.

* * *

Ein tugendhafter Wandel führt zu einem herrlichen Tode! Tugend ist die undurchdringlichste Schutzmauer wider die schrecklichsten Stürme des Schicksals. Verfolgung und Tod vermögen es nicht, sie zu erschüttern. So geht der Weise, gleich der Sonne, nicht für sich, sondern nur für die Zuschauer unter. — Ein zufriedenes Lächeln stirbt auf seinen erstarrenden Wangen. Er sinket der alles verschlingenden Zeit ruhig und vorwurfsfrey in die Arme. Seine verlassene Wohnung zerfällt in Staub.

* * *

Ohnmöglich kann der Verlust des Staubes schmerzhaft seyn, oder der Mensch ist nichts, als Staub.

* * *

Gern will ich in deinem Strome hingleiten, willkommener Tod! Ueber allen Ausdruck gern den gröbern Staub mit einem feinern vertauschen! Zwar kenne ich deinen Ausfluß nicht, weiß nicht, ob deine Mündung in das Caspische, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenseits fällt, — aber,

wo

wo hinein sie auch falle, fällt doch mein Wesen nicht aus der gütigen, ewig milden schützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen ist.

* * *

Bestünde der Tod in völliger Vernichtung, so würde er den Menschen lange nicht so schrecken. Jeder nur einigermaßen gesunde und ruhige Verstand würde alsdann gleich den Schluß zur Hand haben, der Sternen beruhigte: Ich müßte ein Thor seyn, dich zu fürchten, Tod! Denn so lange ich bin, bist du nicht, und, wenn du bist, bin ich nicht. Die Furcht vor dem Tode ist nicht Furcht vor Nichts. — Es ist der Verlust eines Millionentheils, eines Tausendtheils, eines Zehentheils, höchstens einer Hälfte, — und nicht der Verlust des ganzen Daseyns, was in dieser Vorstellung schreckt.

* * *

In wenig Augenblicken bin ich nicht mehr! Welch ein Räthsel scheint der Mensch zu seyn. Seyn, und nicht Seyn, wie nahe grenzt das an einander! Und doch gehen wir mit unsern Augenblicken um, als wenn es Jahrtausende wären; da wir doch nicht wissen, ob wir eine Secunde weiter noch in die Reihe der Dinge gehören werden, darinnen wir ein so wichtiges Kettenglied ausmachten. Nie werde ich dann wieder die Stelle einnehmen, worauf ich stand, nie euch lieben edlen Menschen wieder sehen, mit denen ich einen Theil meines Lebens so glücklich, so seelig zugebracht hatte. Vorüber-

übergegangen sind ihrer schon viele, und nichts, nichts, als Bilder der Phantasie sind noch in den Herzen eurer Geliebten von euch übrig. O wie gerecht sind meine Thränen an euren Gräbern! Aber ihr seyd nicht mehr vorhanden, ihr wißt nicht, daß ich manchen stillen Abend einsam im Mondenschein zu euren Grabmählern schleiche, und dort weine, — weine um euch. Aber nie empfinde ich auch ein so inniges Vorgefühl einer heiligen Zukunft, als wenn ich mit meinen Gedanken bey euch bin. Ganz reißt sich dann mein Geist von dieser Erde, und lebt ein himmlisches Leben, doch nicht jenes, was ihr in der Gesellschaft seeliger Geister genießt, und wornach sich so innig mein Herz sehnet!

* *
*

Was auch der Stoiker sagen mag, so ist das Unglück dasjenige, was uns unsere Existenz am lebhaftesten fühlen läßt, und sterben heißt: in einer bessern Welt wieder aufleben.

* *
*

Dem schaudervollen Uebergange zu einem andern Seyn muß erst das Werden seinen Weg bahnen. Durch den Mittelbegrif des allmäligen Entstehens kann unser Geist nur in die Zukunft blicken, und die Sprache selbst muß zu diesem Begrif ihre Zuflucht nehmen, wenn sie die Zukunft bezeichnen will. Die Sonne ist untergesunken, die Abendglocke tönt im Dorfe, das Tagewerk der Arbeiter ist vorbey. — Die Natur hat wieder einen großen

Akt vollendet, und läßt nun den Vorhang fallen. —

* *
*

Trauriges Loos des Menschengeschlechts! Du bist und bleibst die Beute des Wahns, und nur der Tod nimmt dir die Binde vom Auge.

* *
*

Worzu das eitle Trauern, wenn ein würdiger Mensch aus der Welt geht? Arbeite vielmehr, der Welt in dir das wiederzugeben, was sie in jenem verlohr.

* *
*

Der Todes-Tag ist der Herren-Tag, der Richt-Tag aller übrigen Tage; es ist der Tag, sagt einer der Alten, der all meine vergangenen Tage zwischen Zirkel und Winkelmaaß nimmt. An ihm wird sichs zeigen, ob meine Weisheits-Sprüche aus dem Munde kamen, oder aus dem Herzen. Ich habe viele gekannt, die durch ihren Tod ihrem ganzen Leben eine gute, oder böse Nachrede erwarben.

* *
*

Sinnen auf den Tod ist Sinnen auf Freyheit. Wer sterben gelernt hat, versteht das Dienen nicht mehr; für den hat das Leben kein Uebel mehr; der die Wahrheit einsieht, daß das Leben aufgeben kein Uebel sey. Zu sterben wissen, das befreyt uns von aller Lehnspflicht, und von jedem Zwange.

* *
*

Ver-

Verlängerte sich auch unser Leben nach unserm Wunsche, und sollten wir auch Jahrhunderte sehen, so wird der Tod doch ewig uns, wie allen Menschen, bevorstehen.

* *
*

Der Tod hat durch die Belehrung Jesu eine ganz andere Gestalt angenommen. Er ist nicht mehr das traurige Knochengerippe mit der kalten Hand, und dem abgezehrten Gesichte; er ist der friedliche Bote, der dem Müden zur Ruhe winkt, und ihm eine bequeme und sichere Wohnung auf die sinkende Nacht anweißt, damit er ausruhe von der Last des schwülen Tages, und von den Sorgen und Kümmernissen des mühevollen Lebens.

* *
*

Die Stunde des Todes ist ernst- und feyerlich, wie die Stunde eines majestätischen befruchtenden Gewitters, nach welchem alles lacht, grünet und gedeihet.

* *
*

Was von uns dereinst in der Erde zerstäubt, womit einst die Winde spielen, was der Huf des Roßes zerstampft, und die Thiere des Feldes zertreten, das sind nicht wir, das sind nur Trümmern unserer verlassenen Wohnung. Wer in einem strahlenden Palaste wohnte, und denselben verließ, der wird eben so wohl mit Entzücken, als mit Wehmuth sehn, wie in dem Schutte der Veste, die

ihn einst barg, Halme des Grasses emporwachsen, und Moos wuchert, und wilde Vögel nisten.

* *
*

Ach! der sanfte, stille Genius, der den Vorhang über den ersten Aufzug unseres Daseyns sinken läßt, weckt manchem nur Ekel und Abscheu, seine verglimmende Fackel nur Zittern und Angst; wie ein Schreckbild steht er in mancher verfinsterten Phantasie, wie ein Wütrich lähmt er manche gespannte emporringende Kraft, wie ein grauses Gespenst tritt er scheuchend in den Creys traulicher Freuden, und die letzte große Empfindung, und ich denke, wir sind nicht blos für süße, sondern auch für große und starke Gefühle geschaffen, — — die erhabene Empfindung des Scheidens von den Geliebten, verwandelt er in stille Verzweiflung. Daher vermeiden auch viele sorgfältig an ihn zu denken.

* *
*

Der Tod mischt sich in alle Gesellschaften der Menschen. Ohne Scheu steht er am Throne und spricht mit den Königen der Erde. Er weiß sich Zutritt zu verschaffen. Ihre Wachen und Vorsäle halten ihn nicht auf. Sie folgen ihm ohne Bedeckung allein, wohin er sie führt. Dem reichen Wüstling winkt er oft, von der Tafel aufzustehen, und er folgt ihm, er, der sich sonst nie von jemanden in seinem Genuß stören ließ, denn sein Ruf ist ernst= und feyerlich; und der Landmann verläßt seinen Pflug, und folgt ihm, weil er ihm

winkt mit dem strahlenden Erndten-Cranze, der seine Arbeit belohnen soll. — Als Bräutigam erscheint er nicht selten im Hochzeitsaale; unangemeldet beym tönenden Becherklange als längst bekannter Hausfreund, und im rauschenden Ringeltanze als mitwürkender Theilnehmer. — Nirgends ist man sicher vor seinem Fußtritte! Doch fürchtet ihn nicht, Brüder! Sein Ruf ist Freyheit, Ladung zu bessern Freuden, die nicht der Sinnlichkeit Spiel sind.

* * *

3.

Ueber das Grab.

Wenn man auf einem Kirchhof steht, dann fühlt man, man fühlt es unaussprechlich klar, daß man auf der Wahlstatt des Todes stehet, über die Asche seiner Mitbrüder nur hinwankt, und bald seinen Staub mit ihrem Staube vermischen werde.

* * *

Welch ein Anblick dort auf dem Felde der Gräber unserm Auge, wo der Reiche an der Seite des Armen, der Tagelöhner auf der Asche des Mächtigern, der Feind im Moder seines Freundes, die Geliebte getrennt von ihrem Gatten, und Säugling und ungebohrne Frucht in den Armen der Mutter liegt, — und alles schläft. Tod und Ver-

wesung ist unter unsern Füßen, und Schauder der Ewigkeit rings um uns her.

* *
*

Seyd mir gesegnet ihr Gefilde der Gräber, wo sie schlafen und ruhen, die Heiligen Gottes, auf den Tag der Erndte, wo durch die große Scheidung des Grabes die Schlacke abfällt, und jede Lebenskraft sich der Hülle des Moders entschwingt, und das Unverweßliche das Verweßliche anziehet.

* *
*

O Grab, du bist das Ziel, nach welchem der strebt, der nicht thöricht deiner unsichern Forderung spottet. Der brach nie die strengsten Pflichten, welcher bedacht war, wohl in sein Grab herabzugehn. O freundliches Grab, in deinem Schatten wohnt Friede! Dein schweigender Bewohner weiß von Sorgen nichts.

* * *

Begraben werden, was ist es? Man legt ein unbrauchbar gewordenes, abgeworfenes Kleid hinweg — Weiter ist es doch nichts.

* *
*

Mit unaussprechlicher Freude denke ich oft an den glücklichen Zustand meines Daseyns hin, wo dieser sterbliche, mir oft so lästige, Körper nicht mehr der Gefährte meines Lebens seyn wird; wo seine Krankheiten und Gebrechen nicht mehr meine angenehmsten Freuden hindern, nicht mehr die Heiter-

keit

keit meines Geistes verscheuchen, und den freyen Gang meiner Denkkraft aufhalten werden. O wie glücklich, wie frey werde ich mich von dem Augenblick an fühlen, wenn mein unsterblicher Geist am Grabe von dieser mühseeligen Erde scheidet. Welch ein neues höheres Leben werde ich dann beginnen, und welch eine seelige Harmonie aller meiner Empfindungen wird dann meine Seele erquicken! Ich werde gewiß in allen meinen Kenntnißen weiter kommen, wenn sich dieser schwache Leib nicht mehr meinen Untersuchungen gleichsam in den Weg stellet; ich werde dann die so oft gesuchte, und so selten gefundene Wahrheit in einem viel hellern Lichte sehen, wenn meine Kraft zu denken nicht mehr an diese rohe Materie gebunden seyn wird. Alle meine Tugenden werden einen höhern Grad ihrer moralischen Vollkommenheiten erreichen, wenn die Sinnlichkeit meiner Natur nicht mehr über mich tyrannisiren darf. — Und doch ist mir der Gedanke des Grabes oft so schrecklich! — Aber ich will ihn durch den Glauben an eine allweise Vorsehung besiegen, will mich suchen, ruhig in seine Arme zu werfen, denn der Tod kömmt nicht ohne den Wink meines guten Gottes, der auch über meine Asche im Grabe wachen wird.

* * *

Wann ich unter Grabmälern wandele, dann vermeide ich es, entweder über ihre Toden zu denken,

ken, oder ich denke mir sie alle als Menschen, so fehlerhaft, wie ich selbst bin.

* *
*

Eng ist die Wohnung der Toden, finster die Stätte! Mit drey Schritten meß ich ein Grab. O du, der du sonst so groß warest, vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einzig Gedächtniß! Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wispelt im Winde, deutet dem Auge des Wanderers das Grab des mächtigen Helden!

* *
*

Keine Nacht folgt dem Tage, noch ein Morgenroth der Nacht, die nicht vernehmen die Stimme des Wehklagens und des Jammers, Begleiter des unerbittlichen Todes, und der Leiche zum Grabe.

* *
*

Das Grab ist die heilige Werkstatt der Natur, in welcher der Staub zu neuen Gestalten veredelt wird. Gras und frische Blumen sproßen an jedem Frühlinge in lachender Jugendgestalt auf jedem Hügel empor, und verkündigen die nie ruhende, immer thätige Schöpfer-Hand, die alles gebraucht, und alles erhält, auch wenn es dem Auge des beschränkten Forschers als unbrauchbar erscheinen sollte. Stilles Grab, bald wird auch mein Gebein in dir seiner Veredlung entgegen streben!

* *
*

Man

Man muß von keiner Sache sagen, daß man sie verlohren habe. Auch am Grabe wird nichts verlohren. Man giebt es nur wieder, was man nicht immer besitzen konnte. Dein Sohn ist dir gestorben? — Du hast ihn nur wiedergegeben. — Dein Weib ist gestorben? Du hast es wiedergegeben. Dein Vermögen ist dir genommen worden? Du hast es wiedergegeben. — Aber, das ist doch ein Bösewicht, der dirs nahm! — Was bekümmerts dich, durch wen es der Geber wieder abfordert? So lange er dirs läßt, so gebrauche es als etwas, das dir nicht gehört, wie der Reisende die Herberge.

* * *

4.

Ueber die Unsterblichkeit.

Zage nicht, Sterblicher, im Angesichte des Todes. Dein entzaubertes Herz flamme in Anbetung zu Gott, dem Allmächtigen, dem Allgütigen — auf. Seegen und Ruhe, und göttlicher Friede träufelt von seinem Throne herab. Er giebt dir, Unsterblich zu seyn. Tritt auf den Staub, — und sey es. — Dann laß Welten einstürzen, und Meere tief aufbrausen, und Elemente zergehen, dir versinkt nichts in dem Schiffbruche! — Dein Loos ist Ewigkeit — dein Erbe unendlich, — der Herr ist dein Gott!

* * *

Es hat euch nie eingeleuchtet, was ihr einst seyn werdet, die ihr dort schlummert. Eure Kinder, die jetzt auf eurem Staube gehen, werden entschlummern wie ihr. — Aber einst muß die große Erndte erscheinen. — Es kann nicht Blendwerk, — es kann nicht Täuschung, nicht Irrthum seyn. —

Sollte die große Natur, die kein Röhrchen, keine Faser ohne Absicht und Zweck schuf, — hier so plötzlich aufhören, nach Zweck und Absicht zu handeln? — Sollte sie ewig säen, und säen, und säen, — ohne je zu erndten. — Sollte dies Erdenleben, dessen so mancher nur wenig Stunden froh wird, ihr letzter Zweck seyn?

Sind nicht die Gedanken des Menschen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das edelste in der ganzen Natur?

Und dieser reinste, abgezogenste Stoff, auf dessen Bildung alle Eindrücke aus der Körper-Welt unaufhörlich hinarbeiteten, der sollte sich wieder, ohne nun weiter genutzt zu werden, mit der übrigen Körpermasse mischen? So verschwenderisch sollte die sonst so sparsame Natur zu Werke gehen, daß sie alle ihre Kräfte aufböte, um durch den umgebenden Körper den Geist eines Menschen zu bilden, den sie zugleich mit diesem Körper zerstörte?

* * *

Mensch,

Mensch, du warest in diesem großen Staat Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich, daß du nur fünf Jahre lang es warest? Was nach Gesetzen geschiehet, thut niemanden Unrecht! Was ist denn schrekliches darinnen, daß dich nicht ein Tyrann, noch ein ungerechter Richter, sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte. Eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt; — Aber die fünf Acte des Stücks sind von mir noch nicht geendet, sondern nur drey? Im Leben sind drey Acte auch ein Stück! Was ein ganzes seyn soll, bestimmt der, der einst Compositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keines von beyden. Geh' also zufrieden fort, auch er entläßt dich zufrieden, — und wird dich gewiß einst wieder anstellen. —

* * *

Die Möglichkeit unserer Fortdauer, auch bey dem Hinfallen unsers Körpers machen uns Millionen Exempel, die wir täglich um uns sehen, begreiflich. Es ist da ein unaufhörliches Abstreifen der Hülsen, und Auferstehen zu einem vollkommenen Zustande. Der Keim zum Vogel, der im Ey verschlossen liegt, so bald er seine Zeitigung erreicht hat, durchbricht die Schale, und erweitert seinen Wirkungs-Creys. — Die Raupe streift einigemal ihren Pelz ab, verwandelt sich in eine Hülse, und bricht endlich durch dieselbe mit

Flü-

Flügeln hervor. — Die Heuschrecke wandelt eine Zeitlang als Larve herum, und zeigt sich dann erst in ihrer Volkommenheit, wenn sie einigemal ihre Hülle abgelegt hat Wir selbst waren ja ehedem in einer Hülle verschlossen, waren mehr Pflanzen als Thiere, bis wir durch Zerreißung derselben uns einen großen Raum, und zugleich das Vermögen verschafften, uns von einem Orte zum andern zu bewegen. Nachdem wir nun so viele Beyspiele von Abstreifung der Hülsen, von Hervorgehung zu einem vollkomneren Zustande gesehen haben, sollte es wohl noch unmöglich seyn, oder scheinen, daß unser Wandeln im Körper weiter nichts, als Larven-Zustand, und das Ersterben des Körpers, Abstreifung der Hülse sey. Wir finden im Schilfe der Teiche allenthalben Hülsen, in welchen ehedem Wasser-Nymphen auf dem Schlamme herumwandelten, die nun die Hülse abgelegt haben, und nun in der freyen Luft herumfliegen. Sollte es nun wohl unmöglich seyn, daß auch wir, die wir durch den Körper an die Rinde unserer Erde gekettet sind, uns nach Ablegung derselben in eine höhere Gegend schwingen? — Unmöglich gewiß nicht!

* * *

Wenn schon die irrdische Natur solche Scenen der Freude und des Wohlbehagens uns darbietet, die das Leben auf Erden uns so schätzbar machen, und den am Grabe eintretenden Verlust desselben uns so erschweren; wie erhaben und reizend müssen

sen dann nicht einst die Gegenstände seyn, die uns Ewigkeiten hindurch ergötzen und reizen sollen! Freue dich, Mensch, daß du unsterblich bist, einst wirst du viel sehen!

* * *

Viele verwerfen die Unsterblichkeit der Seele. Man setzt ihnen wichtige Argumente entgegen, aber sie wehren sich durch; nur auf die Frage: Wo bleibt beym Mangel der Unsterblichkeit Plan der Schöpfung, Weisheit Gottes, höchste Vollkommenheit? — verstummen die Herrn gewöhnlich, und wissen nicht, was sie sagen sollen.

* * *

Wie das Gras auf dem Felde duftet, und verdorret zu seiner Zeit, so veraltern und verschwinden die Geschlechter der Menschen. Knaben spielen mit den Hirnschädeln ihrer Ahnen, und nach hundert Jahren tanzt ein neues Geschlecht über ihren Gräbern. Mit rüstiger Schwinge stürmen Jahrhunderte an Jahrhunderten unserm Erdstern vorüber. Wer hört ihr Sausen? Wer mißt ihre Schnelle? Unter ihrem zerstörenden Flügelschlage fallen Gebürge und Maulwurfshügel, Pyramiden und Gräberkreutze, Strohhütten und Königsstädte zusammen, die schönsten Geburten der Natur zerstieben, und der fruchtbare Schoos dieser Allmut-

ter gebiert aufs neue, um von neuem ihre Schöpfungen sterben zu sehn.

Dies ist der alte einförmige Gang der Dinge während des gegenwärtigen Augenblicks, und durch Jahrhunderte hinab, und durch Jahrtausende.

Einst aber, wenn nichts mehr nach Jahren und Tagen berechnet werden wird, wird's anders seyn.

II.

Gedanken und Aeusserungen
weiser Menschen
über
Leben, Tod, Grab und Ewigkeit.

II.

Gedanken und Aeußerungen Sterbender über Leben, Tod Grab und Ewigkeit.

1.

Maria Stuart, Königin von Schottland.

Nichts ist eitler und vergänglicher, als zeitliche Glückseeligkeit, sagte sie kurz vor ihrer Hinrichtung. Ich war Königin von zwey mächtigen Reichen, stand auf dem höchsten Gipfel denkbarer menschlicher Größe und Glückseeligkeit, und doch muß ich jezt mein Leben auf dem Schaffot endigen, und diesen Kopf, der vorher in Cronen und Diamanten prangte, dem Beil des Scharfrichters darreichen. Der Menschen Schicksaal ist ein Ball, womit die launige Glücks-Göttin blos ihr Spiel treibt, und Ehre und Schande grenzen so nahe an einander, daß man nur einen einzigen Schritt zu thun braucht, um von dem ersten Gipfel dieser Ehre in den Abgrund der Schande und des Unglücks plötzlich hinabzusinken. — Ich selbst bin der Beleg zu diesem

Saz. — Siehe von dieser unglücklichen Fürstin meine Thanatologie II. Theil, Seite 81—86.

2.

Madame von Maintenon, gebohrne Franziska von Aubigne.

Diese vom Glück, und durch ihren Verstand so sehr ausgezeichnete Person, die die sonderbarsten Schicksaale in der Welt hatte, legt' selbst in ihrem hohen Alter, nahe am Grabe, ein treues Bekenntniß von dem ab, was sie in der Welt erfahren hat.

Sie wurde in einem Gefängniße gebohren, reiste in der Wiege nach Amerika, kam auf dem Wege dahin in Lebensgefahr, war in ihrem Leben bald Aufseherinn über Truthüner, bald über Prinzen, und hatte Schäfer, Dichter und Fürsten zu ihren Liebhabern. Sie sah sich in die äusserste Armuth versezt, heyrathete einen gebrechlichen und lächerlichen Mann, den sie doch mit ehelicher Treue liebt, wird durch dessen Tod aufs neue mit Mangel bedroht, ihre Schönheit wird bestürmt, und sie erhält doch ihre Tugend in den Jahren der Leidenschaften. Ihre Verdienste machten sie allein beliebt, sie ward von der Montespan gesucht und geschäzt, ward Kinderwärterinn, und nahm endlich ihren Platz ein, und fesselte den eitlen Ludwig von Frankreich bis an sein Lebens-Ende.

Bey diesen großen Auszeichnungen des Schicksaals schrieb sie doch einst in einer kummervollen

Stunde an ihre Niece von Caylus: „Glauben sie, Liebe, meiner Zärtlichkeit und meiner Erfahrung. Ich habe alles genossen, und ich finde, daß ich immer auf den Ausspruch Salomos zurückkomme: Alles ist Betrübniß der Seele, alles ist eitel.“ Nach dem Tode Ludwigs zog sie sich ganz in die Einsamkeit zurück; „Ich habe, sagte sie oft, auf der Welt keinen Freund mehr; das Vergnügen, zu geben, bleibt mir allein übrig.“ Wenn sie hier in ihrer Ruhe an ihre Jugend dachte, so sagte sie oft: „Ach! ich hatte da noch keinen Ehrgeitz, der mich mit seinem Gefolge nach dem Gespenst der Glückseeligkeit trieb. Ich war bey Armuth glücklicher, als bey alle dem glänzenden Elende. Kummer, Gram Verdruß flohen da noch meine niedere Hütte, die mich hernach im Königlichen Palaste heimsuchten.“ Sie starb endlich im März 1719 im 84 Lebensjahre mit aller Gelassenheit. In ihrer Krankheit war sie mit der zu großen Sorgfalt nicht zufrieden. Als man der Kälte wegen eine Aenderung mit dem Zimmer vornahm, sagte sie: „Verlohnt es sich wohl der Mühe um der zween Augenblicke willen, die ich noch zu leben habe?“ Zum Herzog von Noailles sagte sie kurz vor dem Scheiden: „Leben sie wohl, lieber Herzog, in wenig Stunden werde ich viele Dinge erfahren!“

3.

Epaminondas.

Epaminondas ward einst befragt, welchen von den dreyen er am meisten schätze; ob den

Chabrias, oder den Iphicrates, oder sich selbst? Man muß uns sterben sehen, versetzte er, bevor sich dieses Räthsel lösen läßt! — In der That würde man auch diesem Manne vieles nehmen, wenn man ihn ohne die Größe und den Ruhm seines Endes auf die Wagschaale brächte.

4.

Fontenelle.

Fontenellen wünschte jemand zu seinem hohen Alter Glück. „Reden sie ja nicht so laut, sagte der heitere Greis, der Tod hat mich auf seinem Wege vergessen, und er möchte sonst an mich denken.

5.

Herr von Lenclos.

Herr von Lenclos, der Vater der berühmten Ninon de Lenclos, ward krank; die Aerzte gaben alle Hofnung auf, ihn wieder herzustellen. Er selbst fühlte eine solche Abnahme seiner Kräfte, daß ihm ein nahes Ende vermuthen ließ. In diesem Zustande ließ er seine Tochter zu sich kommen, weil er sich vorgenommen hatte, in ihrer Gegenwart als ein Philosoph zu sterben.

„Tritt näher zu mir her, Ninon, sagte er mit einer schwachen Stimme, die öfters unterbrochen ward. Du siehst, daß alles, was mir in diesem Augenblicke übrig bleibt, blos ein trauriges Andenken

denken an Vergnügungen ist, die mich verlassen, die ich verlassen muß. Ihr Besitz war für mich von keiner langen Dauer, und blos in diesem einzigen Stücke habe ich Ursache, mich über die Natur zu beklagen. Aber, ach! wie vergebens ist mein Bedauern nicht! Du, die du noch Leben hast, benutze die kostbare Zeit, und werde nie, was die Zahl betrift, sondern blos wegen der Wahl deiner Vergnügungen gewissenhaft."

Kaum hatte er diese Rede geendet, als er noch einmal seine geliebte Tochter umarmte, und den lezten Seufzer aus seiner Brust ausstieß.

6.

David Claus, ein edler Mensch zu Halberstadt.

Dieser edle Mann lebte erst als Hirte, und dann als Hospitalit zu Halberstadt. Sein Biograph sagt: Gäbe es bey uns, wie bey den Aegyptiern ein strenges Todengerichte, so bin ich überzeugt, daß man sein Leben würde schuldlos finden müssen, denn ich habe nie etwas von ihm gesehen oder gehört, das ihm zum geringsten Vorwurf hätte gereichen können, und doch war sein verflossenes Leben in seinen Augen so wenig fehlerfrey, daß er vielmehr versicherte, er setze seine Hofnungen allein auf Gottes Barmherzigkeit. Er war wegen seines Schicksaals in dem künftigen Leben unbekümmert, weil er ein erwünschtes Loos erwartete. Aber der Tod selbst, als eine Erfah-

rung, die man zum erstenmal macht, erregte ihm allerley Gedanken. „Wenn der Todes-Berg nur erst überstiegen ist, sagte er mehrmals; doch Gott wird ihn übersteigen helfen.“ Er hörte von dem Tode eines jungen Mannes, „der ist nun herüber, sagte er, ich muß aber noch klettern.“ — Er starb den 2. Julius 1793. im 75 Lebens-Jahre.

7.

Ludwig Benjamin Martin Schmid, Professor und Prediger an der Universitäts Kirche zu Stuttgardt.

Der fromme Schmid sagte öfters zu den Seinigen: „Wenn der Tod etwas schreckliches und furchtbares habe, so sey das die Schuld der Sterbenden, nicht des Todes; in dem Tode selbst finde sich so wenig etwas trauriges, als für den Frommen nach demselben.“ Der feste Mann bestätigte auch hier seine Lehre mit seinem Thun. In der Mitte seiner Wirksamkeit überfiel ihn eine tödliche Krankheit, die in einer Lungen-Entzündung bestand. Seine Gattin war ihrer Niederkunft nahe, und fürchtete nur dies eine, die einbrechenden Schmerzen der Geburt möchten sie noch von dem Bette des geliebten Sterbenden wegziehen; — und dennoch war dieser Mann im Stande, einem bey ihm sitzenden Freunde mit einem Händedruck zu bezeugen, daß er Gottes Wege auch in diesem Schicksale geduldig und gelassen verehre. Eine

sechs-

sechstägige Krankheit machte am 2. Jan. 1793 seinem Leben im 56 Jahre ein Ende. — Er war gebohr. den 28. May 1737.

8.

Jac. Friedr. Isenflamm, Hofrath und Prof. der Anatomie zu Erlangen.

Als dieser gelehrte und rechtschafne Arzt, so sagt ein Augenzeuge, immer schwächer wurde, lag er ruhig im stillen Gebet, und mit Himmelwärts gerichteten Blicken; eine Glorie schien ihn zu umgeben, und irrdisches nichts mehr an ihm zu seyn. Noch einmal rief er „Ruhe!„ und schlummerte so in den Tod hinüber. — gebohr. zu Wien d. 21 Sept. 1726, gestorben zu Erlangen d. 23 Febr. 1793.

9.

Johann August Ephraim Götze, erster Hofdiaconus an der Stiftskirche zu Quedlinburg.

In seinen letzten Stunden unterhielt er sich oft mit seinem Freund, Cramer, über die Ewigkeit, und über die großen seeligen Hofnungen unserer Religion. Einmal, so erzählt Cramer, da ich zu ihm kam, fand ich ihn auch äusserst angegriffen und niedergeschlagen. Ich leitete das Gespräch auf einige Religions Wahrheiten, von denen ich wuß-

wußte, daß sie ihm stets so tröstend und beruhigend gewesen waren. Er nahm auch jetzt meine Anmerkungen zwar liebreich auf, sprach aber doch nicht mit der ihm sonst gewöhnlichen Wärme, und da er glauben mußte, daß ich es bemerkte, sagte er unter andern:

„Ach! wie ist doch der Mensch so schwach, wenn er so sehr an seiner baufälligen Hütte leidet, als ich. Jetzt denke ich mirs schon als Seeligkeit, nur von meinen Schmerzen frey zu seyn. Endlich wird der Gott, der mir so viel gutes in meinem Leben erwiesen hat, diese seelige Stunde für mich auch kommen lassen. Ich sehne mich herzlich darnach. Ich bin gewiß, daß Gott seine großen Verheißungen, die er mir durch seinen Sohn gegeben hat, an mir erfüllen, und auch mich endlich zu einem bessern Leben führen wird. Gewiß hat der Vater aller Wesen in seiner unermeßlichen Schöpfung auch für mich ein Räumchen, wo ich Ruhe und Seeligkeit genießen werde. Jetzt würde mir Befreyung von meinem Schmerz schon Seeligkeit seyn.“

Es erfolgte bald drauf Geschwulst, und beständiges Erbrechen, daraus entstand Ermattung und Schlummer, und eine ihm sonst ganz fremde Gleichgültigkeit gegen alles, bis ihn endlich Gott am 27 Jun. 1793 von seinem Leiden erlößte. Gebohr. zu Aschersleben im Halberstädtschen 1731.

10.

10.

Graf Peter v. Hohenthal.

Er äusserte noch am zweyten Abend vor seinem Tode, da er frisch und gesund sich in einer Versammlung zu Herrnhut befand, die Vermuthung, daß er durch einen Schlagfluß sein Leben endigen werde. Die Ewigkeit, sagte er, ist mir deswegen immer so lebhaft vor Augen, daß ich mich recht damit familiarisire, und gleichwohl thue ich auch meine Geschäfte, als wenn ich noch lange hier seyn sollte. Den 14 August 1794 früh war schon alles zu seiner Abreise fertig, aber kaum war er aufgestanden, als er an einem Schlagflusse sein Leben würklich endigte, im 68 Jahre. — geb. zu Leipzig den 2 Septembr. 1726.

11.

Carl George Pollet.

Dieser verdienstvolle junge Mann starb an der Auszehrung. Seine letzten Zeilen in seinem Tagebuche sind an einen Freund gerichtet. — „Auf einmal, schreibt er, fühle ich mich gänzlich erschöpft; alle meine schönen Pläne sind zerstört, verschwunden ist die Kraft meiner Jugend, erloschen meine brennende Begierde, die Schranken meiner Einsichten immer weiter zu entfernen.„ — Nun folgen Ausdrücke der Sehnsucht nach Vater, Mutter und Freunden; die Hofnung lebt auf, sie wieder zu

 sehen

sehen, und sinkt wieder, —„jedoch, fährt er fort, so lange meine Pulse schlagen, will ich mich beeifern, meine Pflicht zu thun, und will dem Ziele meiner sittlichen Bildung mich nähern. — Es sey! ich habe die Freuden des Lebens geschmeckt, und bin auch seinen Plagen nicht fremd geblieben. Ich habe den Menschen auf dem Throne gesehen, und in der Strohhütte des Elendes. Ich habe gesehen, wie der Weise verkannt, der Rechtschaffene zertreten wurde, wie die Tugend erlag, und wie das Laster triumphirte; so sey mir denn willkommen, ewige Ruhe! Ich glaube eine höhere Vorsehung, und einer seeligen Unsterblichkeit gewiß, sterbe ich gern. — Als ihm der Arzt das Todes-Urtheil sprach, blieb er eine Weile standhaft, dann vergoß er eine Fluth von Thränen. „Sie sind, sprach er, noch mein Abschied von allem, was mir auf der Welt am liebsten war. —"

Noch am Tage seines Todes dictirte und unterschrieb er sein Testament, hierauf empfieng er das heilige Abendmahl, und starb mit Ruhe noch nicht volle fünf und zwanzig Jahr alt.

Er war Königl. Schwedischer Major in der Armee, und Capitain der Königlichen Artillerie Brigade zu Strahlsund. Gebohren den 30 Jun. 1768 in Zweybrücken, und gestorben den 31 May 1793 zu Göttingen.

12.

Johann Adolph Schlegel.

Als diesem glücklichen Greise in seiner letzten Krankheit die Hofnung zur Genesung, die er eines Morgens schöpfte, wieder verschwand, sprach er mit einem Blick voll Ruhe: „Ich werde mich wohl zu meiner großen Reise anschicken müssen.„ Sein ruhiges, zum Himmel erhobenes, Auge betete noch die letzte Nacht, da er nicht mehr reden konnte, und am Morgen des 16 Sept. 1793 entschlief er in einem Alter von 72 Jahren weniger einen Tag. Er war Consistorial-Rath und General-Superintendent in Hannover.

13.

Ignatius Jordann, Parlementsherr und oberster Richter zu Exeter in England.

Einer der gerechtesten Richter Englands. Unerschütterlich waren seine Tugenden, denn sie gründeten sich auf ungeheuchelte Frömmigkeit. Er sprach das Recht ohne Ansehn der Person.

Seine Sehnsucht nach dem bessern Leben war auch in der Fülle seines irrdischen Wohlstandes so brennend, daß er öfters sagte: „Würde mir von der einen Seite ein Königreich, und von der andern der Tod dargeboten, ich würde das Königreich verwerfen und den Tod wählen."

Als während seiner letzten Krankheit der Lord Major von London sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, antwortete er dem Boten: „Vermeldet dem Lord meinen Abschiedsgruß, zugleich aber auch die letzten Bitten seines sterbenden Freundes: Richte gerecht! Sorge für die Armen! Trachte nach dem, was droben ist!„ Er starb im Jahr 1640.

14.

Bekenntnisse eines großen Staatsmannes und berühmten Schriftstellers.

Je länger man lebt, jemehr findet man Ursache, seine Insufficienz zu fühlen, wieder anzufangen, als von unten auf zu dienen, und am Ende alles auf die unermeßliche göttliche Erbarmung zu setzen.

Ehe man vollends durch die enge Pforte durchkommt, muß man, nach allen Thaten des vorigen Lebens, so klein in seinen eignen Augen werden, daß es einen bangt und freut, wenn einen noch ein Hund lieb hat.

Wenn ich alle Freuden meines vergangenen Lebens, allen Genuß der Ehre unter Menschen und des Wohllebens auf einen Haufen beysammen und unwiderruflich in meiner Gewalt haben könnte, würde ich sie doch für den Seegen der Prüfungs und Leidenstunden, die ich durchleben müssen, nicht vertauschen wollen.

Gott

Gott ist so ganz Liebe, erbarmt sich so gern aller seiner Geschöpfe, daß, wanns möglich wäre, Mann für Mann auf dem ganzen Erdboden zu befragen, auch der Unglücklichste unter allen würde bekennen müssen, daß ers doch einmal in seinem Leben gut gehabt, doch einmal seines Daseyns froh geworden. Diesem freylich wird es schon in der Jugend wohl; jenem in den Mitteljahren; einem dritten erst im Alter. Man trift wohl gar auf Familien wackerer Männer, wo es vom Vater auf Sohn und Enkel Haus-Sitte ist, daß erst ihr Alter war, wie die Jugend vieler andern; Palmbäume, Aloen, die erst tragen, wen andere längst abgeblühet haben, und ersterben.

Es ist ein hohes, beruhigendes und erhebendes Gefühl, in seinem Innersten zu wissen, der Wille Gottes ist auch an mir vollbracht, ich war ein Glied in der großen Kette seiner Vorsehung, ein Werkzeug in seiner Hand, das er zwar allein tüchtig machen konnte, das er allein zu dem jedesmaligen Gebrauch bestimmen mußte; ich habe mich aber gebrauchen lassen; ich bin weder aus Gebrechlichkeit noch Menschenfurcht zurück geblieben, noch aus eignem Geist und wildem Feuer vorgelaufen; ich sahe nur auf ihn, horchte nur auf seine Stimme, merkte auf seinen Wink, war dem Wehen seines Geistes gehorsam, und wenn man dann eine Periode des Lebens nach der andern durchgeht, und mit innigstem Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit doch siehet, und sich selbst sagen kann: Auch das ist geschehen, auch da wur-

dest du gewürdigt, sein Bote, der Ueberbringer seines guten, gnädigen Willens zu seyn, und man siehet am Rande des Horizonts die Sonne sich neigen, und lange Schatten mahlen, so hebt sich das Herz hoch und sanft empor, und sagt ihm, dem Allergütigsten: Nun bald, Herr, bald lässest Du auch mich, deinen Diener, in Friede fahren; und es ist Amen durch alle Töne der schon ins Land der Ewigkeit blickenden Seele.

III.

Die letzten Stunden edler Menschen

aus

der Verlassenschaft ihrer Freunde.

III.

Die letzten Stunden edler Menschen aus der Verlassenschaft ihrer Freunde.

1.

D. Martin Luther.

geb. den 10 Nov. 1483 zu Eisleben.
gest. den 18 Febr. 1546 zu Eisleben.

Auch noch seine letzten Tage bezeichnete er durch gemeinnützige Handlungen, und jene himmlische Gewissensruhe, die ihm immer Muth und Kraft zu den schwersten Unternehmungen, und in den dringendsten Gefahren verliehen hatte, ließ ihn auch dem Vorboten seiner Auflösung mit gleichmüthiger Fassung und Heiterkeit entgegen sehen. Vorzüglich bemühte er sich, während seines Aufenthalts zu Eisleben, wo er in dem Hause des Stadtschreibers, Johann Albrecht, abgetreten war, die Familien-Zwistigkeiten in dem Gräflich-Mannsfeldischen

Hause beyzulegen, und seine Glaubens-Genossen in dem freudigen Bekenntnisse ihrer Ueberzeugungen gegen die Widersacher der gereinigten Lehre zu bestärken. Fast täglich ermahnte er den D. Justus Jonas und den M. Michael Cölius, die gewöhnlich um ihn waren, den göttlichen Schutz für die gute Sache der Evangelischen Wahrheit wider die gefährlichen Anschläge der Tridentinischen Kirchen-Versammlung anzuflehen; täglich bereitete er sich durch eifriges Gebet zu dem nahen Uebergang in die Ewigkeit vor, ohne darum von seiner fröhlichen Laune, durch die er noch immer den Zirkel seiner Freunde aufheiterte, etwas zu verliehren. Noch am Tage vor seinem Tode wollte er den Conferenzen in der Streitsache der Grafen von Mannsfeld beywohnen, und man hatte Mühe, ihn durch die Vorstellung seiner sichtbar überhandnehmenden Schwachheit von diesem Vorsatz abzubringen. Der empfindlichsten Brustbeschwerungen, die eine Folge einer auf der Reise nach Eisleben sich zugezogenen Verkältung waren, und von Zeit zu Zeit heftiger wurden, ohngeachtet, war er so weit von allem mürrischen Wesen, und von jeder Anwandelung kleinlicher Todesfurcht entfernt, daß er noch an diesem letzten Tage seines Lebens so wohl Mittags als Abends mit seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft speißte, und die Hülfe der Aerzte, die ihm nach der Abendmahlzeit von dem für seine Erhaltung vorzüglich besorgten Grafen Albrecht von Mannsfeld, und seinen übrigen Freunden dringend angeboten wurde, weil sein Zustand sich würklich zu

ver-

verschlimmern schien, noch immer für entbehrlich hielt.

Bey seiner letzten Abendmahlzeit sprach er mit Scharfsinn und Wärme von der in dem künftigen Leben zu erwartenden Wiedervereinigung mit seinen Freunden, und suchte seine Tischgenossen im Vertrauen auf eine frohe Ewigkeit zu bestärken. Kurz darauf wurden seine Brustbeklemmungen heftiger; man brachte ihn zur Ruhe und er schlummerte einige Stunden.

Erst in der Nacht, nach dem er einige Stunden ruhig geschlummert hatte, aber unter den heftigsten Beängstigungen erwacht und von seinem Lager aufgestanden war, um in der anstoßenden Stube Zerstreuung zu suchen, eilte man, die Aerzte, D. Ludewig und M. Wild herbeyzurufen. Aber weder ihre Arzeneymittel, noch die Handreichungen der Umstehenden, die den Sterbenden auf ein kleines Ruhebette gebracht hatten, und ihm durch das Reiben mit warmen Tüchern, welches ihm immer heilsam gewesen war, Linderung zu verschaffen suchten, waren vermögend, seine erschöpften Kräfte wieder zu sammlen und herzustellen. Es war eine rührende Scene, als der große Mann unter kurzem aber herzlichen Gebete seine Seele in die Hände des Erlösers befahl, und die dankbaren Thränen der um sein Sterbelager versammleten Personen, unter welchen die Gräfin von Mannsfeld, des Grafen Albrecht Gemahlin, sich am geschäftigsten bewieß, ihm durch stärkende Mittel zu Hülfe zu kommen, durch die sichtbaren Merkmale

seiner bis zum letzten Hauch beybehaltenen Seelen-Ruhe vollkommen rechtfertigte. Nur wenig Augenblicke vor seinem Tode verlohr Luther den Gebrauch der Sprache; keine gewaltsame krampfhafte Erschütterung der ihrer Zerrüttung nahen Maschine gieng vor seiner Auflösung her; auch seine kalte Stirn blieb noch heiter, und so entschlummerte er nach einem Todeskampfe, in Gegenwart seiner beyden jüngsten Söhne, des Grafen Albrecht von Mannsfeld und seiner Gemahlin, und sieben bis acht anderer Personen, die ihn in seinen letzten Stunden, theils gar nicht verlassen hatten, theils gekommen waren, um das Lehrreiche Ende des gemeinschaftlichen Wohlthäters ihres Jahrhunderts und aller denkenden Christen zu sehen.

2.

Jacob de Beaune Ritter und Baron v. Samblancey, Vicomte von Tours, Kammerherr des Königes, und General-Controlleur der Finanzen.

Er bekleidete dieses Amt unter Franz dem I. Von bürgerlichen Eltern gebohren, erwarb er sich in diesem Fache so viel Kenntnisse, daß er sich das unbegrenzte Zutrauen dieses Monarchen erwarb, der ihn im Jahr 1517 an die Spitze seiner Schatzkammer setzte. Die Achtung, ja selbst die Freundschaft des Monarchen war so groß, daß er ihn mit dem Vaternahmen beehrte; auch die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, schenkte ihm ihr

ihr ganzes Zutrauen. Dieses dauerte aber nur fünf Jahre, da ein unglücklicher Zufall die ganze Scene veränderte.

Der Marschall von Lautrac kommandirte die Französische Armee in Italien; er hatte 10000 Mann Schweitzer unter seinen Truppen, die beständig droheten, ihn zu verlassen, wenn er ihnen nicht den rückständigen Sold auszahlen ließe. Hierzu wurden 400,000 Thaler erfordert. Lautrac hielt ohne Aufhören darum an; man versprach es ihm immer, aber er erhielt nichts; die Schweitzer verließen ihn. Er verlohr Mayland, und kam voller Schaam nach Frankreich zurück, wo er sich nicht unterstand, dem Könige unter die Augen zu treten. Endlich unternahm es der Connetabel von Bourbon, ihn dem Hofe vorzustellen, und zu entschuldigen, denn der König wußte nicht, daß Lautrac die ihm so nöthigen 400,000 Thaler nicht erhalten hatte. Franz war erstaunt, als er diese Entschuldigung hörte. Er ließ gleich den Samblancy ruffen, und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen. Der unglückliche Schatzmeister machte zu seiner Rechtfertigung ein aufrichtiges Bekenntniß von dem, was vorgefallen war. Da er diese Summe bereits erhalten hatte, um sie nach Mayland zu schicken, wäre des Königs Mutter in eigner Person in die Schatzkammer gekommen, und hätte alles Rückständige von ihren Pensionen und sämmtlichen Einkünften verlangt. Vergebens hätte er ihr alle Folgen dieses Schrittes vorgestellt, ihre Antwort wäre gewesen, daß ihr Credit und Macht

groß genug wäre, den Ober-Intendanten vor dem Zorne des Königes zu schützen, wenn er anders darüber zornig seyn könnte, daß man seine Mutter zufrieden stellte, und daß es ihr leicht wäre, diejenigen unglücklich zu machen, die verwegen genug wären, sich ihr zu widersetzen; überdem hätte sie ihm Quittung dargeboten, und er hätte sich nicht unterstanden, sie zu verwerfen.

Dies war das Geständniß, das er dem Könige that, der noch immer seinen Schatzmeister aufrichtig befunden hatte, und seine Mutter einige Minuten lang für schuldig hielt. In diesem Augenblicke trat die Mutter des Königs ins Zimmer, und Franz machte ihr, zum erstenmale in seinem Leben, Vorwürfe; allein die schlaue und stolze Prinzessin ließ sich nicht durch seinen Zorn irre machen, den sie vorher gesehen, und dessen Folgen sie vorgebeugt hatte. Sie bedachte sich nicht lange, dem Ober-Intendanten völlig Lügen zu strafen. Er suchte die Quittung, konnte sie aber nicht finden. Die Herzogin hatte sie heimlich wegnehmen lassen, und zwar durch einen Sekretair des Ober-Intendanten, mit Nahmen Gentil, der bald darauf Präsident beym Parlament zu Paris wurde, zwanzig Jahre hernach aber wegen seiner Uebelthaten sein Leben auf dem Schavotte endigte.

Der König war nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, entweder seine Mutter, oder seinen liebsten Minister schuldig zu halten. Er gab seiner Mutter recht, und befahl seufzend, den Samblancy nach der Bastille zu bringen. Die rach-

gie-

gierige Gemüthsart der Königin Mutter und die Eifersucht eines andern Ministers ließ es hierbey nicht bewenden. Sobald des Königes Mutter gewahr wurde, daß sie in dem Herzen ihres Sohnes triumphirt hatte, so wollte sie auch diesen Triumph der Welt auffallend machen; sie verlangte dahero, daß man dem Samblancy den Proceß machen sollte. Kaum hatte der König dieses zugestanden, als ihm der Canzler Du Prat einen schon fertig gehaltenen Befehl zum Unterzeichnen vorlegte, worinnen verordnet wurde, daß die Richter in dieser Sache aus allen Parlamentern gewählt werden sollten. Man kann sich vorstellen, daß diejenigen, deren Biegsamkeit man kannte, den Vorzug behielten. Um den Proceß destomehr zu verwirren, und ihm das Ansehen zu geben, als wenn es mehr die Sache des Staats, als eine Privatsache der Königin Mutter wäre, so mußte der General-Procurator sechs und zwanzig Artikel bestimmen. Der Punkt wegen der 400,000 Thaler machte nur den letzten Artikel aus.

Die Antworten des Samblancy auf diese Punkte zeigen den klugen und rechtschaffenen Mann. In Ansehung der fehlenden Rechtfertigungs-Papiere erklärte er gerade zu, daß er nicht wisse, wo sie hingekommen sind.

Der Proceß, um das Publikum nach und nach davon abzuziehen, dauerte vier Jahre, und den 9 August 1527 wurde erst das Urtheil gefällt, das ein Denkmahl der abscheulichsten Bosheit und Ungerechtigkeit ist. Dieses Urtheil enthält, daß

Samblancy der ihm beschuldigten Diebereyen, Verfälschungen, Mißbräuche und übler Verwaltung der Königlichen Finanzen überwiesen erfunden worden wäre. Er wurde also aller seiner Ehren und Würden für verlustig erklärt, und er selbst verurtheilt, zu Montfaucon gehangen zu werden.

Dieses grausame Urtheil ward den 12 August 1527 mit allen scheußlichen Ceremonien vollstreckt. Man führte diesen sogenannten Strafbaren zu Fuß aus der Bastille nach Montfaucon. In der Straße St. Denis, bey einem Nonnenkloster, wurde halt gemacht, weil man, einer alten Stiftung zufolge, allen Delinquenten ein Glas Wein und drey Stückchen Brod reichte, wobey sie ein altes, in diesem Kloster aufbehaltenes hölzernes Crucifix küssen mußten. Der unglückliche Ober-Intendant unterwarf sich diesem erniedrigenden Ceremoniel mit großer Seelen-Ruhe, worauf der Zug fortgieng.

Auf dem Richtplatz bat er sehr, daß man die Hinrichtung verzögern möchte; er schmeichelte sich, daß derjenige König, der ihn so oft Vater genannt, und so lange seinen Talenten und seiner Rechtschaffenheit hatte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihn nicht so schändlicher Weise sterben lassen würde. Maillard, der Criminal-Richter, dem die Vollstreckung dieses Urtheils aufgetragen war, hatte die Gefälligkeit, bis zur anbrechenden Nacht zu warten, aber der König, zu schwach, hatte nicht den Muth, seinen Liebling wenigstens zu begnadigen. Das Urtheil wurde vollzogen. Als Samblancy die Leiter zum Galgen bestieg, rief er aus:

„O

„O Himmel! Dies ist also die Belohnung für meine dem Staate geleisteten Dienste? Ich habe das nicht für Gott gethan, was ich für den König gethan habe!“ Er wurde — erwürgt.

Vier Jahre nach dem Märtyrer-Tode dieses unglücklichen Finanz-Ministers starb endlich die Königin. Eine Stunde vor ihrem Tode gestand sie dem Könige, ihrem Sohne, wie abscheulich sie gegen den armen Samblancy gehandelt, welcher Mittel sie sich bedient habe, ihn aus dem Wege zu räumen, und wie sehr ihr daher seine Hinrichtung auf der Seele läge. Sie bat den Monarchen, ihre Schandthat, so viel als möglich, wieder gut zu machen. Dieser Bitte zufolge wurde denn auch das Andenken des Samblancy wieder rehabilitirt — Aber der arme unschuldig ermordete konnte nun keinen Gebrauch mehr davon machen.

3.
Jakob Palmer.

Er stammte aus der Normandie von einem alten Rittergeschlechte ab, und war zu seinen Zeiten der furchtbarste Feind des Lasters, das er überall aufsuchte, und zu bestrafen zwang. Er besaß die tiefste Kenntniß in der Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik und andern Wissenschaften. Im Jahr 1641 diente er in Flandern unter dem Herzog von Grammont, und commandirte eine Schwadron mit so vielem Ruhme, daß dieser Feldherr,

über seinen Character und seine Fähigkeiten entzückt, ihm nach seiner Zurückkunft die wichtigsten Statthalterischen Geschäfte auftrug.

Er erreichte ein hohes Alter, doch am Abend seiner Tage ergoß sich eine volle Schaale Trübsal über ihn. Unter stechenden Schmerzen schwand seine nervichte Kraft dahin. Nachdem er schon nicht mehr gehen, fahren, reiten, und kaum noch liegen konte, errietheus die Aerzte, daß dies vom Steine herrühre. Stoisch gleichgültig sahe er den von Paris verschriebenen Colo seine Instrumente auskramen. Man wollte ihn binden, „unnöthig" sagte er, „mein Vorsatz zu dulden bindet mich fest genug." Die Umstehenden schmolzen in Wehmuth bey seiner Marter, und wehrten dem Steinschneider, der bereits acht Steine, wovon der kleinste größer, als eine Haselnuß war, herausgezogen hatte, noch den neunten zu haschen. „Fort gemacht, und ja alle ertappt!„ unterbrach sie Palmer. Dennoch entschlüpfte einer, und erregte durch sein schnelles Wachsthum innerhalb Jahresfrist eine noch schmerzhaftere Krankheit. Palmer bequemte sich getrost, und voll Vertrauen auf den, der unsern Jammer gebeut, zu der zweyten und grausameren Operation, ward wieder gesund, und genoß auf der höchsten Stufe des menschlichen Alters die Vergeltung eines frommen, nüchternen und züchtigen Lebens, — einer jugendlichen Gesundheit, und der schmeichelhaften Ehre, als ein sieben und siebzigjähriger Greis von der Französischen Regierung durch einen, Zuversicht auf seine

Redlich-

Redlichkeit und Weisheit beurkundenden, Auftrag ausgezeichnet zu werden. Der König ordnete ihn den 29. Nov. 1664. dem Intendanten von Unter-Austrien in der Untersuchung der Beschwerden der Protestanten, und der Beschuldigungen der katholischen Clerisey wider dieselben, zu.

Vom Schreibe-Pulte weg sank er aufs Sterbebette. Die acht sauern Wochen, worinnen seine unerschöpfte Natur mit dem Tode rang, behauptete er seine vorige Standhaftigkeit. Seine Miene drückte hier stets innern Frieden und Herzlichkeit gegen Gott aus, sein Betragen war Gelassenheit, Sanftmuth und oft Fröhlichkeit. Mit dem Amen seines letzten Vater unsers, das er von jeher, als die Gott wohlgefälligste Anrufung erachtete, erstarrete seine Zunge. Noch hörte er seinen Neffen für ihn beten, und hurtig richtete er sich empor, küßte denselben noch einmal, — und verschied. —

4.

Ludewig, Herzog von Orleans.

geb. d. 4. Aug. 1703. zu Versailles.
gest. d. 4. Febr. 1752. zu Paris.

Dieser Prinz war einer der frömmsten und weisesten Fürsten, die in der Welt gelebt haben. Er war äuserst streng gegen sich. Er schlief vom 23 Jahre an auf einer blosen Matratze, stand früh um 4 Uhr auf, wandte viele Stunden auf das Gebet, trank bloßes Wasser, fastete sehr scharf, entzog sich fast beständig aller Wärme, selbst im Winter;

ter; Beraubungen, die ihm, wie er zuweilen sagte, viel gekostet hatten, sonderlich die Entziehung des Weins. Alles, was er sich versagte, wendete er auf Arme und Nothleidende. Wenn man ihm vorstellete, daß die Entziehung für sich, im Stande wäre, seine Gesundheit zu schwächen, antwortete er lächelnd: „Er erspare dadurch eben so viel für die Armen, die er die Hofleute des Heylandes nannte, und er wolle seinen Leib nicht auf Kosten seiner Seele erhalten.“

Er fand an der Gottesfurcht Vergnügen, wovon er oft zu sagen pflegte: „Ich habe aus eigner Erfahrung erkannt, daß die Wollüste und die Größe dieser Erde allezeit einen großen Mangel nach sich lassen, und beständig unendlich geringer sind, als die Einbildung sie sich vorstellt; daß man hingegen in der Gottesfurcht und in der Religion eine Glückseeligkeit und ein Vergnügen finde, davon man sich vorher keinen Begrif machen könne.“

Sein hartes Leben und sein Fleis zog ihm eine lange und schmerzhafte Krankheit zu. Da man die Nachricht davon erhielt, so beunruhigte sie ganz Frankreich, und die Kirche der h. Genovefa war beständig mit Personen von jedem Alter und Geschlecht angefüllet, die brünstig für seine Erhaltung beteten; weswegen auch eine tugendhafte und vornehme Prinzeßinn sagte: „Der würde ein Glückseeliger seyn, der viele Unglückseelige nach sich ließe.“

Der Herzog von Orleans sahe den Tod voraus, und erwartete ihn mit unglaublichem Muthe

und

und Standhaftigkeit. Er redete davon mit eben dem Muthe, mit eben der Ruhe, wie von dem Tode eines andern. Voll von der Hofnung der zukünftigen Auferstehung, drücket er sich in seinem Testamente über diese Grundlehre so erhaben und so nachdrücklich aus, daß nichts schöner und nichts rührender ist. Seiner geschwächten Gesundheit ohnerachtet, konnte man ihn nicht bereden, seine Lagerstätte zu verändern. Wenn man ihm vorstellete, daß die Aerzte diese Erleichterung für nothwendig hielten, und daß seine Schwachheit ein bequemeres Lager erfordere, als das, dessen er sich ordentlich bediente, antwortete er: Die Aerzte gedenken nicht genug an die Seele, und beschäftigen sich nur mit dem Leibe; je näher das Ende kömmt, jemehr muß man den Eifer verdoppeln. Ein wahrer Christ muß in den Armen der Busse sterben. Ich habe beständig einen Theil der meinigen in einem unbequemen Lager bestehen lassen, und will bis an den letzten Seufzer dabey bleiben. Mein Lager ist noch nicht einmal so hart, als ich es verdiene." In seinen letzten Augenblicken beschäftigte er sich mit nichts mehr, als mit Gott, und hörete nicht auf, ihn um seinen Seegen für den Herzog von Chartres zu bitten.

„Ich hinterlasse einen Sohn, sagte er zu dessen Hofmeister, und ich gehe eben jetzt hin, ihn Gott zu empfehlen. Ich will ihn bitten, daß seine natürlichen Tugenden christliche Tugenden werden mögen, daß so viele Eigenschaften, die ihn liebenswürdig machen, zu seiner Seeligkeit nütz-

nützlich seyn mögen; daß seine Liebe für den König, und seine Liebe für mich ein Zweig von der unsterblichen Liebe werde, die uns zu Auserwählten macht."

Nachdem er endlich länger als zwey und zwanzig Jahr eine beständig unveränderliche Lebensart geführt hatte, und die allezeit von der öffentlichen Wohlfarth, und der Religion belebt wurde, ohne sich ein einzigesmal von der Aufführung, die er sich vorgeschrieben hatte, entfernt zu haben, starb er den 4 Febr. 1752, da er 48 Jahre und 6 Monate alt war, bedauert von allen gutgesinnten Männern, und von einer großen Menge von Unglücklichen.

5.

Adam Ludewig von Blumenthal.

geb. d. 17 August 1717.
gest. d. 26 März 1755.

Er ward auf dem Stammhause Horst in der Priegnitz gebohren. Sein Vater war der würkliche geheime Staats und Kriegs Rath, und Ritter des schwarzen Adlerordens, Adam Ludewigs v. Blumenthal. Er wiedmete sich anfänglich den Wissenschaften, und studierte zu Frankfurth, nachher nahm er Militair-Dienste, ward 1736 Fähndrich und 1739 Lieutenant. In der Schlacht bey Hohenfriedberg wurde er am Knöchel des linken Fußes verwundet, doch war er glücklicher, als viele andere seiner

braven

braven Mitofficiere. Diese blieben, und er bekam eine Compagnie. Im Jahre 1755 fieng er an kränklich zu werden, und starb den 26 März dieses Jahres. Er starb im 37 Jahre mit der Ueberzeugung eines Socrates, daß einem ehrlichen Manne so wenig im Tode als im Leben das geringste Uebel begegnen könne, und mit dem ruhigen Gedanken eines Seneca, daß man niemals zu früh sterbe, wenn man unsträflich gelebt habe.

Eine innere Stockung des Geblütes trennte diese schöne Seele von ihrer Wohnung, von einem Leibe, an welchem die gütige Natur bey ihrer Bildung nichts vergessen hatte. Er starb, und schwand dahin mit einer gelassenen Fassung des Gemüths, und mit einer Anständigkeit, die seiner großen Seele eigen war. Er wagte den fürchterlichen Schritt in jene Welt mit einer freymüthigen Gleichgültigkeit. Er schikte seine Tugend voran, damit sie ihm bey einem so finstern Uebergange zum sichern Leitstern dienen könnte.

Er war bereits gewohnt, dem Tode mit ofnen Augen entgegen zu gehen, da er in so vielen blutigen Treffen, in so vielen wichtigen Belagerungen und vielen andern gefährlichen Kriegsbegebenheiten schon mehrmalen sein Leben zum Dienste seines Königes dargeboten hatte.

Er hatte sich niemals entfärbt, die tödlichen Waffen ganzer feindlichen Heere zucken zu sehen; er hatte bey einer empfangenen Wunde, dem schmerzlichen Zeugniße seines rühmlichen Betragens, ein unverwundetes Herz behalten. Wie könnte es denn mög-

möglich seyn, daß er vor einem Feinde erzittern sollte, dessen Ueberfälle man stündlich erwarten muß? Er starb, ohne das geringste Zeichen einer zaghaften Kleinmüthigkeit spüren zu lassen, und es fehlte nicht viel, daß er nicht stehend gestorben wäre.

Ein edles Herz verleugnet sich bey keiner Gelegenheit. Es bleibt in allen Umständen einerley. Es wird im Glücke nicht übermüthig und von keiner Furcht bemeistert, wenn sich ein drohender Unstern blicken läßt. So blieb der Herr v. Blumenthal auch in seinen letzten Tagen, und selbst noch an den Pforten des Todes groß und edelmüthig. So schön und so standhaft er also diese Welt verließ, so billig und so gewiß hatte er nach menschlichen Wünschen und Meynungen ein längeres Leben verdient. Wie wohl man sagen kann, daß er bey seiner kurzen Lebens Frist dennoch länger, als mancher Greis gelebt, der zu der höchsten Stufe des menschlichen Alters gelangt ist. - Er starb aber wider alles Vermuthen, und zum größten Leidwesen eines jeden, der ihn gekannt und geliebt hatte.

6.

Wilhelm von Katte. Königl. Preuß. Lieutenant unter den Gensd'armes, und des St. Johannitter Ordens Ritter.

starb d. 6 Nov. 1730.

Dieser unglückliche Mann fiel als ein Opfer der Freundschaft. Friedrich Wilhelm ein strenger

Vater

Vater gegen den großen Friedrich, nachherigen König von Preußen, als Kron-Prinzen, bestrafte die unüberlegten Pläne seines Sohnes an seinen Jugendfreunden, und auch Katt, als der Liebling des Prinzen, konnte diesem traurigen Schicksaal nicht entgehen. Wir erneuern hier sein Andenken, und liefern die Geschichte der letzten Stunden dieses unglücklichen Mannes, weil er mit musterhafter Standhaftigkeit sein Schicksal ertrug, da er sich nichts weiter zu Schulden hatte kommen lassen, als eine allzugroße Anhänglichkeit gegen seinen Freund.

Den zweyten November ward der Major von Schack von den Gensd'armes commandirt, mit dreyßig Pferden den Herrn von Katt in einer Chaise nach Cüstrin zu bringen, und dem Gouverneur zu überliefern. Er selbst setzte sich mit dem Feldprediger und einem Unterofficier in den Wagen. Im ersten Quartier schrieb er an seinen Vater. In dem zweyten machte er, ehe er sich niederlegte, eine Disposition über seine Sachen, die er dem Major v. Schack in die Feder diktirte. Auf dem ganzen Wege hielt er geistliche Gespräche mit dem Feldprediger, und sagte: „er hoffe, daß man nunmehr überzeugt seyn würde, daß er kein Atheist gewesen.“

Auf den Dämmen von Cüstrin bat er, dem Marggraf Albrecht seinen Respect zu bezeigen, und ihm für die größte Ehre, die er in der Welt gehabt, in den Johanniter-Orden aufgenommen zu werden, zu danken. Um zwey Uhr langte das Commando in Cüstrin an. Der Commendant nahm

den Herrn von Katt bey der Hand, führte ihn die Treppe zum Wall herauf in eine Stube mit zwey Betten, für ihn und den Prediger. Die Garde du Corps behielten die Wache. Morgens um sieben Uhr war die Execution angesetzt, welches dem Herrn v. Katt bekannt gemacht ward. Er sagte darauf nichts weiter, als: je eher je lieber, und setzte sich ruhig nieder, und aß, und trank. Nachts um drey Uhr legte er sich nieder, und schlief ruhig bis fünf Uhr. Seine bey sich habenden Sachen schenkte er an den Bedienten des Major von Schack. Das Commando der Gens d'armes, welches ihn in den von der Garnison formirten Kreis führen sollte, war da, und Katt frug: „ob es nun Zeit sey?" Der Major von Schack antwortete ihm: Ja. Er nahm einen zärtlichen Abschied von dem Major, gieng heraus, ward von dem Commando in die Mitte genommen, und gieng nunmehr ganz ungezwungen, den Hut unter dem Arm. Nach langem Umhersehen erblickte er an einem Fenster den Prinzen von Preußen. Er nahm einen zärtlichen Abschied auf Französisch von ihm. Der Prinz sagte unter andern zu ihm: Pardonnés mon cher Catt, vergeben Sie mir, lieber Katt! — worauf er die schöne Antwort gab: il n' y a pas de quoi, Monseigneur. — Haben Sie keine Besorgniß darüber, Ihre Hoheit. — Auf dem Wall war der Kreis formirt. Nicht eine einzige Person von einigem Stande war gegenwärtig, und nur sehr wenig Pöbel. Im Kreis verlas der Geheimerath Gerber die Sentenz. Katt nahm darauf von denen

nen Officieren, v. Aßeburg, v. Holzendorf und Kreise Abschied. Er ward eingesegnet, und ließ sich nun von den Bedienten des Major v. Schack auskleiden. Das Hemde riß er sich selbst herunter, kniete auf den Sand nieder, und rückte sich die Mütze in die Augen. Der Bediente des Majors, der dieses nicht gesehen hatte, wollte ihn, wie er vorher befohlen hatte, verbinden, er winkte aber mit der Hand, und fieng an zu beten, und empfieng darauf mit getrostem Muthe sein Urtheil.

Kurz vor seinem Ende schenkte er dem Herrn v. Holzendorf ein Buch, worinnen sich vorne eine eigenhändige Innschrift von ihm befand, und unter andern auch folgende Stelle:

„Je suis aux portes de la mort. Vous y viendrez aussi, quoique par la grace de Dieu par un autre chemin. La Sainte Providence la voulu ainsi a mon égard, j'admire donc sa sagesse. Si je meurs innocent devant la monde, ce n'est pas de même devant Dieu. Il nous a donné la vie, elle lui appartient; il faut donc la vendre, quand il la veut avoir, et tacher, de la lui remettre, cette vie temporelle, pour que nous puissions être assurés de l'Eternité. Souvenéz vous toujours de votre sincere ami, de Katt.“

„Ich befinde mich an den Pforten des Todes. Auch sie werden dahin kommen, ob schon, so Gott will, auf einem andern Wege. Die heilige Vorsehung hat es in Hinsicht auf mich, so geordnet, und ich bewundere ihre Weisheit. Wenn ich im

Angesichte der Welt unschuldig sterbe, so ist das nicht der Fall vor Gott. Er hat uns das Leben gegeben, es gehört ihm. Wir müssen es daher aufgeben, wenn er es haben will, und trachten, es ihm wieder zu geben, dieses zeitliche Leben, zumal da wir der Ewigkeit versichert seyn können. Erinnern sie sich ohn Unterlaß ihres aufrichtigen Freundes, von Katt."

7.

Albrecht v. Haller.

geb. d. 16 Octob. 1708 zu Bern.
gest. d. 12 Decemb. 1777 daselbst.

Haller war ein eifriger Verehrer der Religion, und ihr öffentlicher Vertheidiger noch im Alter. Unter den Gegenständen des Glaubens machte ihm besonders der Zustand nach dem Tode Besorgniß und Unruhe. „Gieb, Gott, schrieb er in seinem Tagebuche, daß ich doch nicht ewig verlohren gehe! Wecke dieses böse, harte Herz, daß es mehr an seine künftige Bestimmung denke, u. s. f." Er bewieß auf das redendste, wie groß und wie klein, wie stark und wie schwach der menschliche Geist sey. Bey einer äuserst lebhaften Einbildungskraft überließ er sich der Zweifelsucht, zog die Gerechtigkeit der Gottheit mehr, als ihre Güte in Betrachtung, und verirrte sich so, besonders im Alter, in dem endlosen Labyrinthe von Prädestination und Gnade. In der Ungewißheit über seine Errettung ver-

verglich er sich selbst mit einem Manne, der ohne Stütze, an dem Rande des Abgrunds steht, und jeden Augenblick seinen Fall erwartet. Ein andermal brach er, von seiner feurigen Liebe für die Wissenschaften begeistert, in einem Briefe an seinen Freund Bonnet in folgende Worte aus. „O mein armes Gehirn, das in Staub verwandelt werden muß, o alle der Kenntniße und Wissenschaften, die ich mit so unnachläßiger Bemühung gesammlet habe, und die nun bald gleich dem Traum eines Kindes verschwinden wird!“ — Am 17 Julius 1777 besuchte ihn Kayser Joseph. Er selbst schrieb wegen dieses Besuches in sein Tagebuch: „Meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas schmeichelhaftes wiederfahren! Aber laß mich nicht vergeßen, o mein Gott! daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenig Minuten nichts mehr werde weder zu fürchten, noch zu hoffen haben.“

Eine lange Kränklichkeit, Brustübel und Harndrang hatten auf diese traurige Stimmung seines Geistes den entscheidendsten Einfluß. Um sich Linderung und Vergessenheit seiner Schmerzen zu verschaffen, brauchte er eben so, wie Voltaire, übermäßig Opium. Sein Zustand verschlimmerte sich indeß. Am vierten December 1777 schrieb er unter andern in sein Tagebuch folgendes: „Nachdem man meine Krankheit gering geschätzt, und die Beschwerde auf der Brust niemals für etwas wichtiges gehalten, so entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, ob-

schon das, was ich fühle, das vorige ist. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige seyn, und wahrscheinlich ist das das letztemal, daß ich die Feder führe." — Es waren auch würklich die letzten Zeilen in seinem Tagebuche,— „Ich kann es nicht verheelen, der Anblick des mir so nahen Richters ist mir furchtbar; wie will ich vor ihm bestehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit so vorbereitet bin, wie mich dünkt, jeder Christ es wohl seyn sollte. O mein Heyland, sey du in diesem für mich so fürchterlich feyerlichen Augenblicke mein Fürsprecher, mein Mittler,— schenke mir den Beystand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du, mein Erlöser, mit meinen sterbenden Lippen triumphirend und gläubig, und im festen Vertrauen ausruffe: Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist." -- Acht Tage nachdem er dieses geschrieben, erfolgte auch bey völliger Erhaltung seiner Sinne, das sanfte Ende, das er wünschte und verdiente. „Mein Freund, sagte er zu dem Arzte, der bey ihm war, ich sterbe; mein Puls fängt an, stille zu stehn!" Und kaum hatte er dies gesagt, so gab er seinen Geist auf. Er starb am zwölften December Abends um acht Uhr im 70 Jahre seines Lebens, das so verdienstvoll und unsterblich war.

9.

Herr Le Blanc, ein Landedelmann zu Ferriers in Champagne.

Dieser Mann lebte auf seinem Gute von einem mäßigen Gnadengehalte des Königes, und einem sehr geringen Einkommen, das dieses sein Gut abwarf. Er diente vorher zwanzig Jahre bey einem Schweitzer Regimente als Lieutenant, machte in seinem acht und dreyßigsten Jahre Bekanntschaft mit dem Fräulein de Roux, einer sehr liebenswürdigen Person, und Besitzerin des gedachten Landgutes, das sie von ihrem Vater, der als Hauptmann des Regiments Artois starb, zum einzigen Erbtheil erhalten hatte; und in seinem 50 Jahre begehrte er in die Ruhe gesetzt zu werden. Er genoß sie in dem Schoose seiner Familie, beglückt durch eine tugendhaft zärtliche Gattin, durch einen Sohn und zwo Töchter. Ferriers Einwohner schätzten und liebten ihn, denn er war in vielen Fällen ihr Rathgeber und Wohlthäter. Seinem Könige war er von jeher sehr ergeben, was Wunder, wenn ihm die schändliche Behandlung dieses guten Fürsten, sein unglückliches Loos, und das leicht vorherzusehende Unglück des ganzen Landes manchen Schmerz verursacht hatte.

Sein Mißfallen über das, was im Jahr 1791 in Paris und nachher im ganzen Lande vorgieng, war zu laut, als daß man nicht auch in Paris davon Kenntniß genommen hätte. Den Häuptern jener Menschenklasse, welche auf nichts ausgien-

gen, als den König aller seiner Rechte, und das Land seines Wohlstandes zu berauben, war natürlich daran gelegen, Männer von der Denkungsart eines Le Blanc davon zu entfernen, zumal vom Lande, wo man noch nicht allgemein das Verfahren der National-Versammlung gegen den König billigte, und in ihnen daher immer noch ein mächtiges Hinderniß gegen die allgemeine Revolution gefunden hatte.

Man beschloß daher, diesen redlichen Mann aus dem Wege zu schaffen. Die National-Miliz war immer bey der Hand, wenn es auf Mord und Raub angesehen war. Man hatte daher ein Commando von zwey Officieren und sechzig Mann nach Ferriers abgeschikt, und ihm den Auftrag gegeben, Herrn Le Blanc vor sich zu ruffen, ihm die National-Cocarde zu überreichen, und wenn er durch irgend ein Wort, eine Bewegung oder sonstiges Zeichen etwas gegen die Revolution, und die Grundsätze der Französischen Freyheit verrathen sollte, ihn sogleich gefesselt nach Paris zu bringen, und wenn er Gewalt brauchen würde, ihn ohne weiteres umzubringen.

Das mit Wildheit und Unmenschlichkeit schon vertraute Commando war kaum in Ferriers eingetroffen, als es auf dem Platz einen Creys schloß, und Herrn Le Blanc zu sich ruffen ließ. Dieser konnte ohnmöglich etwas gutes ahnden, aber da ihm sein Gewissen keinen Vorwurf machte, so blieb er ruhig; nur glaubte er auf alle Fälle seine Gattin

und

und Kinder von dem, was eben jetzt vorgieng, unterrichten zu müssen.

Er ließ sie in sein Zimmer kommen: „Sehet da zum Fenster hinaus auf den Platz hin, sprach er zu ihnen: und erblicket dort eine Horde von Menschen mit Cocarden, dem Zeichen der Unordnung in diesem Lande, und der allgemeinen Verwüstung.“

„Ich weiß ihre Aufträge nicht, aber sie lassen sich errathen. Jeder Freund der Ordnung und des Königes ist in diesen Tagen ein Verbrecher, aber ich schwöre es vor dem Gott, den ich bekenne, und der mein Innerstes kennt, daß ich den Grundsätzen der bürgerlichen Ordnung, und den Anordnungen der göttlichen Weisheit nie entsagen werde. Gott ist es, der die Könige einsetzet; nie werde ich ein Verräther meines Königes werden. Gattin und Kinder! Ihr seyd Zeuge jener himmlischen Eintracht, mit der ich hier meine Tage glücklich verlebe. Religion und Gesetz waren mir stets heilig; sie sollen mir es auch immer seyn. Liebes Weib, lieben Kinder, fallt mit mir auf die Kniee, und betet zu Gott, damit er mich in meinem guten Vorsatz bis ans Ende lasse!“

Ein lautes Schluchzen erhob sich, Gattin und Kinder klammerten sich fest an ihren Vater, als ein Soldat mit dem geschärften Befehl kam: Herr Le Blanc möchte auf der Stelle vor dem Commando erscheinen. Mit Mühe riß er sich von seiner Familie los, und eilte nach dem Platze zu. Die unglückliche Familie lag noch sinnlos auf ihren Knieen,

als ein Schuß sie aus ihrer Betäubung weckte. Sie eilte zum Fenster, und sah, — schrecklicher Anblick! — ihren Gatten und Vater tod zu Boden gestreckt, und Säbel in seinen Eingeweiden wühlen. Die Gattin stürzte sich in der Verzweiflung aus dem Fenster, und die armen Kinder eilten die Treppe hinab, ihrem guten Vater zu helfen.

Le Blancs Schicksal war würklich traurig und grausam. Als er in den Creys trat, überreichte ihm der Officier die Cocarde mit den Worten: „Verräther der Nation, nimm hin und küsse dies Zeichen der errungenen Französischen Freyheit.“ Er nahm sie in die Hand, betrachtete sie einige Augenblicke, und warf sie dann dem Officier mit den Worten vor die Füße: „Ich werde dieses Zeichen der Verrätherey an Gott und dem Könige nicht annehmen, noch weniger küssen. Ich verabscheue die Tyrannen, die jetzt das Land beherrschen, und auf dasselbe jede Art von Unglück bringen. Gott und meinem König getreu will ich lieber sterben, als meinen Eid brechen.“ — Nun so stirb, erwiederte der Officier, und schoß ihm eine Pistole vor den Kopf. Als er fiel, stürzte auch die Hälfte dieser Unmenschenhorde auf den Ermordeten los, und hieb seinen Cörper in Stücken.

Die andere Hälfte eilte nach dem Hause des Unglücklichen, wo seine Gattin schon unter dem Fenster tod lag, und die hülflosen Kinder sich eben auf den erblichnen Körper ihrer lieben Mutter hinwarfen. Die Unmenschen streckten auch diese durch

unzählige Säbelhiebe zu Boden, und begnügten sich nicht einmal mit diesen Todenopfern, sondern verstümmelten auch noch den Körper des unglücklichen Weibes.

Die Stücke der Ermordeten steckten sie auf ihre Bajonette, und trugen sie im Triumphe auf dem Platze umher, endlich überfielen sie die Wohnung selbst, schlugen alles in Stücke, nahmen mit, was fortzubringen war, und nachdem sie auch den Pfarrer des Orts gemißhandelt hatten, zogen sie weiter.

9.

Ludwig der XVI. König von Frankreich.

geb. d. 23 May 1754 zu Paris.
guillot. d. 21 Januar 1793 das.

Dieser gute aber unglückliche König, hatte leider! in unsern Tagen, das traurige Schicksal, durch seine allzugroße Nachgiebigkeit in die Hände eines aufgebrachten, und durch Unmenschen gereizten und verblendeten Volkes zu fallen. Sie beraubten ihn nicht allein seines Thrones, setzten ihn in den Tempelthurm gefangen, sondern sie ließen ihn auch unter ihren Augen verbluten. Hier ist die Geschichte seiner letzten so schauervollen Nebenstunden.

Als man am ersten October kam, ihn aus seiner bisherigen Wohnung, im Tempelthurm abzuholen, und in das zweyte Stockwerk des Tempels

beson-

besonders zubringen, verließ ihn auf einige Zeit seine Standhaftigkeit. Er verlangte den Befehl zu sehen, und drückte, als man ihm denselben gezeiget hatte, die Hand seiner Gemahlin und seiner Schwester mit solcher Rührung an sein Herz, daß selbst die Abgeordneten dabey nicht unempfindlich bleiben konnten. Er trennte sich mit Wehmuth von den Gefährten seines Elendes, und eine geheime Ahndung sagte ihm, daß er sich bald auf ewig von ihnen würde trennen müssen. Dennoch zeigte er sich immer noch als Mann; als er aber in seinem neuen Kerker ankam, und die kleinen mit eisernen Gittern versehenen Fenster gewahr wurde, durch welche nur spärlich ein schauerliches Licht hereinfiel, konnte er den Schmerz, der an seinem schon längst verwundeten Herzen nagte, nicht länger bergen.

Aber bald ward sein Loos noch trauriger. Seit dem fünften Decemb. mußten sogar des Nachts zwey Commissarien bey ihm schlafen, und wenig Tage nachher nahm man ihm sein Barbier-Messer, seine Scheere, und überhaupt jede Geräthschaft, womit er sich hätte schaden können. Er bat, ihm nur sein Taschenmesser zu lassen, das er seit zehen Jahren immer bey sich geführt hatte, aber umsonst, — er mußte es ebenfalls abgeben. Auch schnitt man ihm seit dieser Zeit, wie jedem Gefangenen, der auf den Tod sitzt, den Bart mit der Scheere ab.

Deseзes und Malesherbes vertheidigten ihn mit vielem Feuer. Aber nichts konnte ihn retten.

Lude-

Ludewigs Tod wurde durch eine Mehrheit von vier und siebenzig Stimmen beschlossen.

Malesherbes war der Ueberbringer dieser traurigen Nachricht. Fassen sie sich, sagte er zu dem unglücklichen Ludewig, der seit Sonntags seine Familie nicht gesehen hatte, und in der größten Unruhe schwebte, fassen sie sich, ich darf es ihnen nicht verhelen, daß ihr Urtheil gesprochen ist.

„Desto besser, versetzte Ludewig, so weiß ich nun, woran ich bin. Ich bin bereit, den Tod zu leiden: möchte er doch meinem Volke nützlich seyn, das ich noch im Tode lieben werde!"

Als er dies gesagt hatte, gieng er gedankenvoll im Zimmer umher. Gegen Mittag verlangte er einen Geistlichen, und gegen Abend war er wieder ganz ruhig. Er unterhielt sich mit seiner Familie über zwey Stunden, und man kann leicht denken, daß die Trennung von beyden Seiten äusserst schmerzhaft war. Den nehmlichen Abend kam auch noch sein treuer Anhänger Malesherbes zu ihm, um von ihm Abschied zu nehmen. Der unglückliche Ludewig drückte ihn mit Wehmuth an seine Brust, und bemühete sich, ihn zu trösten. „Wenn sie mich lieben, guter Malesherbes, sagte er gerührt zu ihm, so beneiden sie mir nicht mein Grab, den einzigen Zufluchts-Ort, der mir nach so manchen Unglücksfällen noch übrig ist."

„Noch ist nicht alle Hofnung verlohren, erwiederte Malesherbes, dem der Schmerz die Brust zusammenschnürte, daß er kaum noch reden konnte, das Volk ist großmüthig, und gerecht.

„Nein,

„Nein, guter Malesherbes, unterbrach ihn Ludewig, für mich giebt es keine Hofnung mehr; man will meinen Tod, und ich bin darzu bereit. Weinen sie aber deshalben nicht; in einer bessern Welt sehen wir uns wieder."

Nachdem sich Malesherbes entfernt hatte, aß Ludewig mit ziemlichem Appetite. Er legte sich hierauf zu Bette, und schlief ganz ruhig. Als er aber am Morgen seines Todes-Tages gegen sechs Uhr erwachte, sprang er heftig aus dem Bette, und kleidete sich, ohne ein Wort zu reden, an. Sein Anzug bestand in einem dunkelbraunen Rocke, weißer Weste, grünen Beinkleidern, und weißen Strümpfen. Seine Familie wollte ihn vor seinem Tode noch einmal sprechen, allein er ließ ihr, um sich die lezten Augenblicke seines Lebens nicht noch mehr zu verbittern, ihre Bitte abschlagen.

Zwischen sieben und acht Uhr war das sämmtliche Pariser Militair unter den Waffen, und gegen neun Uhr hohlte man den König aus seinem Gefängnisse nach dem Richtplatz ab. Er gieng zu Fuß durch den ersten Hof seines bisherigen Kerkers, im zweyten aber stieg er mit seinem Beicht-Vater und einem Officier in den ihn erwartenden Wagen.

Drey Reyhen Füselier hielten vom Tempel bis zum Blutgerüste das herzudringende Volk zurück, und allenthalben sah man Kanonen aufgepflanzt, um die heimlichen Anhänger des Königes in Furcht zu erhalten, und jeden Aufruhr und jede Unordnung

nung zu verhüten. Alles gieng still und ruhig zu, und nur in dem Augenblicke, da der Wagen, worinnen Ludewig saß, aus dem Tempel fuhr, schrieen einige Stimmen: Gnade! Gnade! Ludewig sprach auf dem ganzen Wege kein Wort, und sah nachdenkend, aber doch nicht allzuniedergeschlagen aus. Ein Viertel auf eilf Uhr kam er auf dem Revolutions Platze — ehedem Platz Ludewigs des funfzehnten — an. Das Schavott war an dem Fußgestelle errichtet, auf welchem noch vor vier Monaten die Statüe seines Gros-Vaters gestanden hatte.

Ludewig blieb einige Augenblicke in dem Wagen sitzen, endlich aber stieg er mit seinem Beichtvater, der blos ein schwarzes Kleid trug, aus. Er entkleidete sich, und erstieg das Blutgerüste mit einer Fassung und mit einer Standhaftigkeit, die selbst seine blutgierigen Feinde in Erstaunen setzte. Er hatte nur noch ein weißes Westchen an, sein Hals war entblößt, und die Hände ihm, wie dem größten Bösewicht, gebunden. Er gieng, bis an den Rand des Gerüstes, und warf seinen Blick überall ganz unbefangen umher. Er verrieht nicht die mindeste Furcht vor dem nahen Tode, und betrachtete die Guillotine, die schon für ihn bereitet war, mit einer Kaltblütigkeit, die über alle Beschreibung ist. Als ihm aber der Nachrichter unvermuthet das Haar abschnitt, bemerkte man eine ausserordentliche Erschütterung an ihm. „Franken, sagte er, indem er sich in demselben Augenblicke an das Volk wendete, ich sterbe unschuldig! Von

diesem Schavott herunter, in dem Augenblicke, da ich bereit bin, vor Gott zu erscheinen, sage ich euch diese Wahrheit. Ich verzeyhe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich — —

Hier wirbelten die Trommeln, um die Stimmen, die Gnade! riefen, zu ersticken. Der Scharfrichter wieß den unglücklichen König auf Befehl des Generals Santerre nunmehro an, sich zum Tode zu schicken, und seine geschäftigen Diener eilten sogleich herbey, ihn mit Händen und Füssen ohne Verzug aufs Bret zu binden.

Man streckte seinen Körper auf die Guillotine aus, und sie ward sogleich in Bewegung gesetzt. Allein sie that unglücklicher Weise nicht den erforderlichen Effect. Ludewigs Kopf wurde nicht völlig durch ihren Schlag vom Körper abgesondert, sondern ein Henker mußte sich noch an das Gewicht der Maschine hängen, um auf diese Art die gänzliche Absonderung zu bewirken.

Ludewigs Tod war also allem Vermuthen nach eben so schmerzhaft, als die letzten Jahre seines Lebens traurig und kummervoll gewesen waren. Sein Leichnam wurde in einem Korbe auf einem Karren nach dem St. Magdalenens Kirchhofe geschaft, und dort in einer zwölf Fuß tiefen und sechs Fuß breiten, mit ungelöschtem Kalke und Scheidewasser angefüllten Grube neben den am 20 August 1791 gebliebenen Schweitzern, und am Tage seiner Vermählung, d. 16 May 1770, Umgekommenen, begraben.

10.

Nuschirvan, König der Perser.

Er war einer der weisesten, gerechtesten und gütigsten Fürsten des Alterthums, und sein Andenken darf auch deswegen wohl billig hier erneuert werden, doch nur besonders, nach dem Zwecke dieses Buchs, in Rücksicht seiner letzten Lebensstunden, die allerdings Aufmerksamkeit verdienen.

Einst war er auf der Jagd, und ein unglücklicher Fall beschädigte ihm den Fuß, dessen darzu stossende Uebel sein Leben endigten.

Von diesem Augenblicke an ward seine blühende Königsstadt ein Sitz des Traurens, und alles ängstigte sich um ihn. Nuschirvan, als er die Gefahr seiner Krankheit zu fühlen begann, hatte seine Aerzte oft um ihre Meynung gefragt. — Man nahm diese Sorgfalt für Furcht auf, und verbarg ihm lange die Wahrheit; aber endlich konnte Hasan, der oberste unter ihnen, sich nicht länger überwinden, den gütigsten Herrn durch eine Unwarheit, so gut sie immer gemeint seyn mochte, zu täuschen, und er kündigte ihm das schreckliche Urtheil des Todes an. — Der Monarch hört ihm gelassen zu: „Du sagst mir nichts, was nicht mein Herz mir schon gesagt hätte. Doch, wie viel Zeit bleibt mir wohl noch mit Gewißheit übrig?" — „Fünf bis sechs Stunden höchstens," war die Antwort. — „Böser Mann, wofern du das gestern schon wußtest, sprach er ganz sanft, und mich beynahe um einen der wichtigsten Augenblicke meines Lebens,

wenigstens um einen der wichtigsten gebracht hättest. Er befahl sogleich, durch Trompeter die Einwohner Ispahans vor sein Schloß zu berufen, und in minder als einer Stunde Zeit war der weite Platz mit vielen tausenden angefüllt.

Bringt mich, — war dann sein zweyter Befehl, — bringt mich auf den Altan, von welchem ich sonst oft mit dem Volke zu reden pflegte; und du, Nuschirvad, mein Sohn, steh mir zu Seite; die Stunde der letzten Rechenschaft ist da, besteh ich in solcher, dann gehe ich der zweyten und ernstern mit heiterer Seele entgegen. — Umsonst that man ihm Vorstellung, daß so heftige Bewegung sein Ende schmerzhafter machen würde; er aber bestand darauf, und seine Diener mußten ihn schwebend aufrecht halten, indem er also zum Volke redete.

„Meine Kinder, fünf und dreyßig Jahre habe ich über Persien geherrscht; der Umfang meiner Staaten hat sich mittlerweile nicht verengt. Zwanzig Tagereisen mehr hinterlaß ich meinem Nachfolger. Aber nicht Vergrößerung meines Gebietes, gerechte Verwaltung desselben war meine Pflicht, mein Wunsch und mein Augenmerk. Die Stunde der Trennung rückt heran. — Meiner gezählten Minuten sind noch wenig, und diese wenige sind noch kostbar. — Giebt es noch einige unter euch, denen ich weniger war, als ich seyn sollte; — die ich nicht hörte, wenn sie um Gerechtigkeit riefen, denen ich nicht vergalt, wenn sie mir redlich dienten, so sey ihnen diese kurze, theure Frist geweiht. —

Auf,

Auf, nahet euch! Euer liebevoller, euer sterbender König redet mit euch, bittet euch, ihm noch abzufordern, was er übersehen, oder überhört hat."

Eine Stille, wie die Stille der Mitternacht, oder die Oede des Grabes ist, war lange die Antwort auf Nuschirvans Frage. — Unterdrückte Thränen, schluchzende Angst unterbrach sie endlich. — Keiner da, rief der Monarch noch einmal mit einer Stärke der Stimme, die seine erlöschenden Kräfte weit überstieg; — Keiner da, der Anspruch an mich hätte? Er komme, er komme, er komme! — Ein Soldat drang sich hindurch, kam bis dicht zu Nuschirvan hin, fiel nieder, betete an, und sprach denn also:

„Du willst es, Herr, und ich rede. — Mein Nahme ist Nakir. — Ich war Hauptmann unter deinem Heere, mein Muth blieb dir nicht fremd, und bey einem deiner letzten Feldzüge traf mich das Loos, dein Serail zu begleiten, und zu decken. — Ich weiß selbst nicht, durch welches Ohngefähr mich Narum Nihar, die vorzüglichste deiner Günstlinginnen zu sehen bekam, und noch minder begriff ich, wie derjenigen ein Knecht gefallen konnte, die der allgemein beneideten Liebe ihres Herrn genoß. Dennoch geschah's. Eine Sclavin berief mich insgeheim des Abends in ihr Gezelt; sie erschien in ihrer ganzen Schönheit, und trug mir Lieb und Seeligkeit in ihren Armen an. So unendlich mich ihr Reitz entzückte, so standhaft blieb ich doch in der Treue gegen meinen Monarchen. Ich entriß

mich ihrer Umarmung, floh, und sah noch im Fliehen auf eben dem Gesichte, wo die Liebe mir zu thronen schien, alle Wuth eines beleidigten Weibes hervorbrechen. — Des andern Tages ward ich zu dir beruffen, ich fand dich ernster, als ein Feind im Treffen dich finden konnte. — Nakir, riefst du mir entgegen, du hast mich bitter beleidigt. Ja, der Fürst an meiner Stelle würde sich an deinem Leben rächen; aber ich will daran denken, daß ein Mann dann nicht ein Mann bleibt, wenn Liebe ihn mit sich dahin reißt. — Doch hättest du bedenken sollen, wem das Weib angehöre, das du begehrtest; daß sie dir anvertraut worden, — und daß meine Zuversicht deine Schuld erschwere; ich entlasse dich daher meiner Dienste. — Mein Entsetzen war einige Augenblicke starr und stumm. — Monarch! Hub ich endlich an: Erlaube mir einige Worte zu meiner Vertheidigung! — Hab ich nicht schon alles gesagt, was dich vertheidigen konnte? Oder bist du kühn genug, die ganze That zu läugnen? Bist du nicht gestern Abends mit Gewalt ins Zelt der Narun Nihar eingedrungen? — Ich bin in Narun Nihars Zelt gewesen, aber nicht ... Entferne dich, und reitze meinen Zorn nicht noch mehr! — Ich gieng, und mein bisheriges Leben war unverdienter Gram! — Nicht, Monarch, um mich zu rechtfertigen, nicht um deine letzte Stunde — möge sie doch noch weit entfernt seyn! — zu verbittern, sondern um dich zu verhindern, mit einem falschen Argwohn in jene Welt zu gehen, erschein ich jetzt hier, — erschein auf dein zwiefach Gebot."

Man rufe Narun Nihar, ergieng Nuschirvans Befehl. Sie kam, und gestand. — Wer hätte auch einen so ehrwürdigen Sterbenden belügen können! — Ich liebte dich einst, war des Monarchen Ausspruch, wie meine eigene Seele, Treulose! und beynahe hättest du mich verleitet, meine Hände mit dem Blute eines Unschuldigen zu beflecken. Sey von nun an dieses Mannes Sclavin, und das große Vermögen, das du mit meinem Vorwissen sammletest, sey seine Vergütung.

Ein freudiger Jubel dankte Nuschirvan für seinen Ausspruch. — Ist noch einer unter der Menge, dessen Zähre mich drückte, dessen Herz mich verklagt? Er rede, er eile, denn meine Kräfte schwinden! — Alles schwieg. Er wiederholte seine Frage; aber kein Mund, der sich aufthat; kein Fuß, der sich nahete.

Wohlan! So sey noch eins mir vergönnt. Ich habe mich nach meiner Schulden erkundiget, nun darf ich mich ja wohl auch nach dem erkundigen, was ich auslieh. — Ist irgend jemand hier, dem mein Wohlwollen nützlich, meine Vaterliebe heilsam war, der erkannte, wie nah die Pflichten des Regenten mir am Herzen lagen, — der bereit ist, mir an jenem Tage, wo wir uns wiederfinden werden, zu zeigen, daß ich nicht ganz unwürdig diesen königlichen Stuhl besessen habe? — Ist einer hier, so geb er mir ein Zeugniß davon, es sey nun Thränen oder Zuruf! —

Welch ein herrlicher Anblick, als jetzt die ganze Menge niederstürzte! Als das Auge eines jeden

 von

von Zähren überfloß, und aus aller Munde die Worte: Vater! Erhalter! Größter aller Könige! Unser Retter im Mangel! Unser Schützer im Kriege! Unser Gott auf Erden! erschollen. — Kleine, kaum lallende Kinder streckten ihre Hände empor; Mütter zerrissen im Schmerz ihren Busen — Greise warfen den Stab weg, und knieeten nieder. — Gott! Erhalt unsers Vaters Leben, und nehme dafür das unsrige hin; so rief eine Stimme im Volk, und eben so schnell riefen alle tausende mit: Gott! Erhalt unsers Vaters Leben, und nehme dafür das unsrige hin. — Nuschirvans Auge ward hell wie ein Stern, er winkte mit der Hand, aber er mußte dreymal winken, eh das Getümmel schwieg, dann kehrt er sich mühsam zu Nushirvad hin.

„Mein Sohn, die letzten Reden eines Menschen haben mit seinen ersten gemeiniglich eine Aehnlichkeit, daß sie ungekünstelte, wahrhafte Ausdrücke seiner Empfindungen sind. — Hoffentlich wirst du mir daher glauben, wenn ich dich versichere, daß ich diese letzte Frage, die mir so rührend beantwortet ward, mehr deinetwegen, als meinetwegen that! — In wenig Minuten steh' ich vor meinem Richterstuhle, wo mir ohnedem gewiß kund gemacht wird, ob ich gut oder übel Haus gehalten habe. — Aber für dich sey dieser Anblick eine Lehre, wenn du künftig herrschen sollst. — Der Schmerz dieses Volks bey unserer Trennung verringert mein körperliches Leiden. — Sein dankender Zuruf ist der schönste Lohn meiner durchwachten Nächte; er sey auch das Ziel, nach dem du künftig ringen müssest. —

Er wollte noch mehr sagen, aber seine Kräfte waren erschöpft, — seine Zunge stockte, — seine Augen schlossen sich, — und sein Lebenslicht schien auszulöschen. Die Sorgfalt seiner Diener aber rief noch auf wenig Secunden seine fliehende Seele zurück. — Sein schon gebrochner Blick ward noch einmal sonnenklar; er erhob ihn empor, und rief: das ist mehr, als ich verdient, und hoffte! Ich zittre vor Freuden, wo andere vor Angst und Schmerzen zittern. Gott der Götter! mein letzter Odem danke dir! — Hier neigte er zum letztenmale sein Haupt — und verschied.

11.

Adolph Nüßmannn, Senior der deutschen Prediger in Nordkarolina.

geb. d. 16 Jul. 1739 zu Münster.
gest. d. 3 Nov. 1794.

Er war ein eben so helldenkender Mann, als er ein eifriger Christ war. Stets kämpfte er gegen Finsterniß und Unwissenheit, daher er auch nicht selten die Geißel unbefugter Prediger und Aerzte war. Glücksgüter schätzte er, der nie im Besitze derselben war, fast zu gering. Sein Eifer, zu dienen und behülflich zu seyn, war unbeschreiblich groß, und in seiner Nachbarschaft, besonders in seinen Gemeinden, war er es, dessen Rath man in Angelegenheiten aller Art suchte und befolgte. Jemandem eine Bitte abzuschlagen, kostete ihm nicht geringe Ueberwindung.

Er war stets heiter, zufrieden und unerschütterlich. So bewieß er sich auch in seiner Krankheit, oder vielmehr in seinen unbeschreiblichen Leiden, wovon ein unheilbarer Krebs in seiner linken Brust die Ursache war, und er gieng dem Tode, den er wenigstens sechs Monate deutlich vorher sehen konnte, mit einer Standhaftigkeit, mit einer Seelengröße entgegen, die ich nie vorher, — schreibt sein Freund, — an einem Menschen gesehen hatte. Ich habe vieles in dem fast sechsjährigen Genuße seiner Freundschaft, aber noch mehr in seiner Krankheit und bey seinem Sterbebette, wo ich ihn oft und lange zu beobachten Gelegenheit hatte, gelernet. Besonders werden mir immer die beyden letzten Besuche lehrreich und rührend bleiben, die ich ihm kurz vor seinem Tode abstattete.

Bey dem ersten hielt ich mich, — dies sind Stellen aus dem Briefe des Pastor Roschen, seines Freundes, an Herrn Velthusen, — drey Tage und Nächte bey ihm auf. Sein Elend war auf das höchste gestiegen, der rechte Arm schon beträchtlich verletzt; und jede kommende Stunde schien bestimmt zu seyn, die noch übrige Lebenskraft zu erschöpfen. Demohngeachtet bemerkte man an ihm keine Furcht oder Niedergeschlagenheit; man hörte keine Klagen: er suchte vielmehr seine Freunde zu unterhalten, sprach über politische Gegenstände, und scherzte noch wohl. Aus seinen religiösen Gesprächen aber leuchteten immer festes Vertrauen auf Gott und gewiße Hofnung, bald auf einer höhern Stufe sich beglückt zu sehen, her-

vor. — So bald wir allein waren, bat er mich, seine Papiere zu durchmustern, und befahl, zu verbrennen, was er nicht in fremden Händen zu sehen wünschte. Wie mir zu Muthe war, als ich den Tisch mit Schriften angefüllt vor mir hatte, auslas, verbrannte, oder zum Unterzeichnen ausfertigte, können Sie leicht erachten. Mein kranker Freund bemerkte selbst, daß ich traurig war, und sagte lächelnd: „Es sieht warlich aus, als ob hier jemand zu verreisen gedenkt; da pflegt auch so alles durcheinander zu liegen, da wird ausgelesen, verbrannt, unterschrieben, zum Einpacken fertig gemacht. Auftritte dieser Art sind mir in meinem Leben oft vorgekommen — auch Ihnen ist es nichts fremdes, einzupacken, Abschied zu nehmen, und in eine andere Gegend zu ziehen. In der That, — setzte er hinzu — ist es jetzt nicht viel anders mit mir, mein Lieber, als es uns damals war, wie wir Europa verließen. Es war uns ganz ernsthaft zu Muthe; wir verließen unsere Freunde — dachten in ein ander Land zu gehen, wo wir andere Menschen, eine andere Art zu leben, manche andere noch nie gesehene Gegenstände antrafen.“ — Kaum war ich wieder zu Hause, so sandte er einen Boten mit etlichen Zeilen an mich.

„Recht sehr bange war mir — so schreibt er, — Sie möchten den Besuch so lange aufzuschieben genöthiget seyn, daß er zu spät käme; denn meine Krankheit scheint mich meinem Ende schleunig sehr nahe zu bringen.

Meine Kräfte sind nun ganz dahin, und ich spüre eine Ermattung, dergleichen ich nie vorher gefühlt habe. Meine Beine sind geschwollen, und der Odem kurz und beschwerlich: der Husten so angreifend; doch was hilfts Erzählen? Eilen Sie — eilen Sie ja mit dem Ueberbringer zu mir!"

Ich fand ihn sehr schwach, und er selbst schien, besonders die zweyte Nacht, sein Ende zu erwarten. Seine Schmerzen wurden sehr heftig, und ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Seine Frau, und etliche von seinen Kindern, die weinend mit mir sein Bette umringten, tröstete er: „Weinet doch nicht, sprach er, ich verlasse euch nur auf eine kurze Zeit."

Zuweilen betete er laut, aber immer mit wenig Worten. — „Ich fühle, sagte er einmal zu mir, der liebe Gott ist mit seiner Hülfe nahe."

Das Bewußtseyn, einen rechtschaffnen Wandel geführt zu haben, und die feste Ueberzeugung von der Lehre, die er in seinem Leben verkündiget hatte, waren sichtbar in seinem ganzen Betragen. — Und hier würde ich, hätte ich noch daran zweifeln können, haben überzeugt werden müssen, daß Tugend und Religion einzig alles für uns Sterbliche sind, und daß sie uns auch dann nicht verlassen, wenn uns alles verläßt.

Er hatte diese Nacht mehr Opium als gewöhnlich, aber ohne alle Wirkung, genommen. Gegen Mitternacht bat er, ihm noch etwas mehr zu reichen; allein auch dies beförderte weder Schlaf

noch

noch Linderung seiner Schmerzen. Erst gegen Morgen ward er etwas ruhiger, und blieb es den ganzen folgenden Tag. — Wie rührend unsere Unterhaltung an diesem Tage für mich war, können Sie leicht denken. Zwey Freunde unterreden sich mit einander zum letztenmal. Es bleibt ihnen keine andere Hofnung, als jenseits des Grabes wieder zusammen zu kommen, übrig. Der eine verliert seinen Rathgeber, seine Stütze, — und bleibt fern vom Vaterlande, in einem wilden Welttheile, mit tausend Mühseeligkeiten umgeben, zurück. — Auch in der folgenden Nacht war er ziemlich ruhig, und am letzten Morgen trank er eine Tasse Caffee mit mir. „Der Morgen ist schön, hoffentlich haben Sie gutes Wetter auf Ihrer Rückreise," war alles, was er während der Zeit, da ich mich zum Abschiede anschickte, sprach. — Ein Druck der Hand, und ein Kuß ohne Worte, waren das Lebewohl, das tiefgebeugte Freundschaft zu geben vermochte. Erst nach etlichen Tagen, nemlich am dritten November, gieng sein großer Geist in die bessere Welt über.

12.

Carl Philipp Moritz. Hofrath und Professor der bildenden Künste zu Berlin, wie auch Professor an der Mahler-Academie.

geb. im Sebtembr. 1757 zu Hameln.
gest. d. 26 Jun. 1793 zu Berlin.

Dieser Mann war einer der besten Köpfe Deutschlands, und sein Herz ließ ihn Ansprüche auf

den

den Nahmen eines wahrhaft guten und edlen Menschen machen. Er war mitleidig, dankbar, dienstfertig, versöhnlich. Nur eine Anecdote zum Beyspiel. Das Schicksaal eines Mannes, sagt sein Biograph, Herr Klichnig, — dessen Nahmen ich nicht nennen mag, und der ihn sonst sehr gedrückt hatte, stand einst ganz in seiner Hand. Er durfte nur Gebrauch von einem Briefe machen, der durch Zufall in seine Hände gekommen war. Moritz schickte ihm denselben zurück.

Im April 1793 reisete er mit seiner Frau nach Dresden, um daselbst die schöne Bildergallerie zu sehen. Bey seiner Zurückkunft nach Berlin besorgte er die gewöhnliche Beschreibung der zur Ausstellung gelieferten Kunst-Werke, und hatte dabey, und bey einigen andern Vorfällen, manche Aergerniß.

Dies grif seinen auf so mancherley Art, — selbst durch das ununterbrochene Arbeiten, — geschwächten und entkräfteten Körper stark an.

Fünf Tage vor seinem Tode kam er in der größten Wallung zu mir, hatte kaum einige Worte geredet, als er in eine Ohnmacht fiel, aus der er nur mit Mühe zu sich kam, auch gleich Blut auswarf.

Da ich ihn oft schon so elend gesehen hatte, daß ich keine Minute für sein Leben hätte Sicherheit stellen mögen, und er sich doch immer bald wieder erholt hatte, so hielt ich auch diesen Zufall nicht für so gefährlich.

„Aber

Aber er war der Vorbote des Todes. Durch die Erhitzung waren die Geschwüre in der Lunge, die ihn schon viele Jahre gequälet hatten, in Eiterung übergegangen. Nur zwey Tage lag er krank; den dritten Tag, es war der 26 Junius, Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr hatte er ausgerungen.

Ich kam ohngefähr eine Stunde vor seinem Tode zu ihm. Er kannte mich noch, stammlete, ob ihm gleich die Sprache schwer wurde, meinen Nahmen, und drückte matt meine Hand. Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr genau. Von Resignation einige Worte. Er verstand mich, lispelte einige unverständliche Töne, und deutete durch Zeichen an, daß er ganz gefaßt sey.

Ich hatte dies nicht erwartet, vielmehr ließ mich seine sehr große Liebe zum Leben befürchten, daß er äusserst ungern und schwer sterben würde. Er behielt aber Seelen Ruhe bey, bis seine Sinne ihn verliessen.

Er erreichte ein Alter von 35 Jahren und neun Monaten.

Lang sucht er Eldorado
Durch ferne Meer und Länder
Im steten Kampf mit Sorgen;
Nun hat ers ohne Mühe
Im kühlen Grab gefunden.
Sey leicht ihm, Mutter Erde!

13.

Paul Friedr. Achat Nitsch, Adjunctus und Pfarrer zu Bibra im Churf. Thüringen.

geb. d. 5 May 1754 zu Glaucha.
gest. d. 19 Febr. 1794 zu Bibra.

Dieser Mann hatte von Jugend auf mit Mangel und Armuth zu kämpfen. In Schulpforte suchte er so gut als möglich seine Sachen selbst auszubessern. Dieser Mangel folgte ihm auch nach Leipzig. Er benutzte hier besonders die öffentlichen und Privat-Bibliothecken, weil er sich selbst keine Bücher anschaffen konnte. Er ward darauf einige Zeit Bibliotheckar bey dem Grafen von Glaucha, und dann Hauslehrer bey dem Landrentmeister Weise in Dresden. Im Jahr 1782 bekam er das Pfarramt in Ober und Nieder Wunsch bey Querfurth, und verheyrathete sich 1783 mit Caroline Friederike Siebdrat aus Leipzig. Da seine Besoldung gering war, und sich seine Familie zu vermehren anfieng, so wurde seine schon vorhandene Neigung zur Schriftstellerey noch durch das oconomische Bedürfniß vermehrt. Indessen wurde seine Geschicklichkeit immer mehr bekannt, und 1793 wurde er zu dem weit einträglichern, aber auch mühvollern Pfarrdienste nach Bibra beruffen.

Kaum hatte er mitten unter seinen litterarischen Beschäftigungen, die er eifrig fortsetzte, die vielen Unruhen überstanden, die mit einer solchen

Amts-

Amts-Veränderung nothwendig verbunden sind, als ihn der Tod plötzlich aus seiner ausserordentlich großen nützlichen Thätigkeit herausriß. Zu Ende des Januar und Anfang des Februar vom Jahre 1794 zeigte sich in Thüringen ein ansteckendes Faul und Nerven-Fieber, welches durch die unstete, für jene Jahres Zeit allzuwarme Witterung mag seyn veranlaßt worden, aber doch vorzüglich diejenigen Orte betraf, wo die größtentheils krank gewesenen Französischen Gefangenen übernachteten, die um jene Zeit von Frankfurth nach Magdeburg geführt wurden. Auch durch Bibra waren sie gebracht worden, und Nitsch hatte mit Hülfe mehrerer begüterter und vermögender Menschenfreunde für die Verpflegung dieser Elenden gesorget. Hierdurch so wohl als durch die nachherigen Krankenbesuche in seiner Gemeine verfiel er in die nehmliche Krankheit, und wurde das Opfer seiner hülfreichen Gesinnungen.

Er war nur sieben und einen halben Monat in Bibra gewesen, hinterließ eine schwangere Wittwe und sieben ganz unerzogene Kinder in dem hülflosesten Zustande. Wohlthätige Personen, und unter andern auch sein vorzüglichster Verleger nahmen sich ihrer nach Kräften an, und der Rath Bekker in Gotha, Herausgeber der deutschen Zeitung, sicherte ihr durch die Verwaltung milder Beyträge eine Pension auf mehrere Jahre.

Sein Charakter wird sehr gerühmt. Besonders war seine Menschenliebe ausgebreitet und wirksam. Er konnte niemanden leiden oder in Noth

sehen,

sehen, ohne ihm nach seinem Vermögen zu helfen. Seine Zuhörer suchte er immer zum thätigen Christenthume, zur Menschenliebe, und zum Glauben an die Verheißungen Jesu zu ermuntern, und in den heitern Augenblicken seiner schweren Krankheit freuete er sich des Zustandes der Vollendung, weil er alsdann Wahrheit vom Irrthume deutlicher unterscheiden lernen würde.

14.

M. Johann Willhelm Kellner, Diaconus an der Hauptkirche zu Suhl.

geb. d. 23 August 1748 zu Suhl.
gest. d. 7 März 1794 ebendaselbst.

Dieser Mann war ein sehr achtungswerther und in seiner Gemeinde beliebter Prediger. Er legte sich sehr fleißig von Jugend auf auf die Theologischen Wissenschaften, und wurde im Jahr 1769 in Dresden examiniret. Vom Jahre 1774 an war er zehen Jahre Hauslehrer bey dem Herrn von Seckendorf in Meuselwitz; 1784 wurde er zum Pfarr-Amte in Kühndorf berufen, und 1791 bekam er die Stelle eines Diaconi in seiner Vaterstadt Suhl.

Ungeachtet er die lezten zehen Jahre an hypochondrischen Zufällen sehr kränkelte, und besonders Mangel am Schlaf litt, indem er gewöhnlich nur wenig Stunden ruhig schlummern konnte, so war er doch überaus streng und gewissenhaft in seinen

Amts-

Amtsverrichtungen. Er concipirte seine Predigten größtentheils von Wort zu Wort. Die Blattern, und der Abdruck eines melancholisch-cholerischen Temperaments in seinem Gesichte gaben ihm ein ernstes und zurückschreckendes Ansehen. Eben dieses sein Temperament machte ihm viele traurige Stunden. Er sah Schwierigkeiten, wo keine waren, und stellte sich immer die schlimmsten Folgen vor, dabey prüfte und versuchte er alles, was er vornahm, sehr sorgfältig.

Seit seinem sechzehenten Jahre hatte er immer eine wankende Gesundheit, und fast in jedem Jahre eine heftige Krankheit, zum Beyspiel, einmal eine Augenkrankheit, die sogar Blindheit befürchten ließ. Einige Monate vor seinem Tode zeigten sich seine Säfte als ganz verdorben und scorbutartig. Er hatte ein langes und sehr schmerzhaftes Krankenlager, wobey ihm die zärtliche Liebe seines Bruders, und die dankbare Anhänglichkeit seiner vorigen und jetzigen Gemeinde noch die einzigen frohen Empfindungen machten, deren er fähig war.

Noch wenig Stunden vor seinem Tode freuete er sich darüber, daß er sich keiner groben Vergehungen bewußt sey, und sagte zu seinem Bruder: „Ach! mit welcher Angst und Unruhe muß nun ein Mensch sterben, dem Vorwürfe des Gewissens, dem Weib und Kinder, dem zerrüttete Vermögensumstände den Tod erschweren!"

Er war auch als Schriftsteller in der gelehrten Welt nicht ohne Nahmen und Verdienst.

15.

Jakob Mauvillon, Herzogl. Braunschw. Ingenieur Obrist-Lieutnant, und Professor der Kriegs-Wissenschaften am Collegio Carolino zu Braunschweig.

geb. d. 8 März 1743 zu Leipzig.
gest. d. 10 Jun. 1794 zu Braunschweig.

Das Jahr vor seinem Tode zeigte sich eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, aber nur denen bemerkbar, die ihn genau kannten. Sein Gedächtniß wurde stumpf, und seine Sinne schwächer. Seine Theilnahme an allem wurde viel geringer. Er lebte äusserst einfach, und hatte wenige Bedürfnisse. Sein Tisch war mittelmäßig, seine Kleidung simpel; andere Bequemlichkeiten kannte er nicht. Wein war ihm entbehrlich, aber nicht Caffee, den er so gern trank; denn er versicherte, wenn er unter einem so despotischen Fürsten lebte, daß ihm der Gebrauch desselben verboten würde, so müßte er das Land verlassen.

Er hatte eine auf Seelenstärke gegründete, immer und bis an seinen Tod heitere und gute Laune. Sein unglücklich verwachsener Körper gehörte zu den größten Lasten seines Lebens. Oft dauerte es, wenn er nur eine kleine Treppe ersteigen wollte, Minuten lang, ehe er wieder freyen Athem schöpfen konnte. Aber er ertrug diese Last mit der ruhigsten Geduld und der größten Standhaftigkeit.

In

In den ein und zwanzig Jahren, die seine Gattin mit ihm verlebt hat, weiß sie sich nicht zu erinnern, ihn ein einzigesmal ohne Grund unmuthig gesehen zu haben. Diese Anlage zur Heiterkeit und Gleichmüthigkeit war mit einer natürlichen Sanftheit seines Characters verbunden; da dieses aber oft gemißbraucht wurde, so hatte er sich eine Kälte und Härte anstudirt, die manche für würklich und ihm natürlich hielten. Nur diejenigen, die genau mit ihm durch beständigen Umgang bekannt waren, konnten hier durchsehen. Diese Miene, die er aus Grundsatz annahm, hat ihm so viel geholfen, daß er nach und nach die unangenehmsten Eindrücke, denen man im menschlichen Leben ausgesetzt ist, leichter überwinden konnte, und sich immer in einer gleichmüthigen Stimmung erhielt. Sein Grundsatz war, man müsse bey einer traurigen Stimmung sich nur einige Zeit heiterer anstellen, wenn man dies würklich werden wollte. Daß er diesen physischen Grundsatz in der That übte, zeigte er bey dem Tode des Grafen von Mirabeau, seines vertrautesten Freundes. Dieser schmerzte ihn tief, und dennoch zeigte er nach der Nachricht davon die größte Gleichgültigkeit. Er suchte in jenen Tagen die Gesellschaft seiner Familie mehr als sonst, war munter im Gespräch, und spielte häufiger mit seinen Kindern. Seine Gattin bewunderte seine Ruhe; „Du machst ihr ein Compliment, das sie nicht verdient, antwortete er; — ich gehe mit meinem Schmerz um, wie ein Hofmann mit seinem Fürsten, dem er immer ein freundliches Gesicht

zeigt, und sich durch seine Launen nicht darinnen irre machen läßt." —

Im October 1793 reisete er gesund nach Hamburg. Unterwegens zog er sich eine Erkältung zu, welche ihn so heftig angriff, daß er krank daselbst ankam. Indessen brachte ihn die Geschicklichkeit des D. Reimarus dahin, daß er wieder munter und froh wurde. Nach einigen Wochen aber fiel er wieder zurück, und es zeigten sich alle Merkmale einer Wassersucht, die nicht mehr zu heilen war. Auch in diesem Zustande blieben sein Witz, seine muntere Laune und seine scharfsinnigen Bemerkungen sich immer gleich. Aus einigen Veranstaltungen sieht man es ganz deutlich, daß er bey der größten Zärtlichkeit für seine Gattin und seine Kinder den Plan gemacht hatte, sie nicht durch die nahen Schrecken des Todes zu betrüben, sondern lieber alle Bequemlichkeiten, die ihm die Seinigen verschaft haben würden, zu entbehren. Zu dem Entzwecke verschwieg er ihnen sorgfältig sein Uebel, und unterhielt sie mit den muntersten Briefen. Einer seiner vertrautesten Freunde versichert, daß er gleichwohl, während dessen, die aller stärkste Sehnsucht geäussert habe, im Schooße seiner Familie zu sterben, und daß ihm der Aufenthalt in Hamburg unter diesen Umständen sehr unangenehm und traurig gewesen wäre.

Die nahe Erwartung seines Todes konnte natürlich eine so zur Regel gewordene gute Laune noch weniger stören. Zwey Tage vor seinem Tode besuchte ihn seine in Braunschweig wohnende Stief-

mutter.

mutter. Er saß im Schlafrock, und sprach ganz munter mit ihr. „Ich freue mich, sagte diese, daß sie so aufgeweckt, und ihre Augen so munter sind!“ — „Haben sie, meine liebe Mutter, fragte er, eine Fabel von einem Prinzen gelesen, dessen Unterleib in Marmor verwandelt war, wo er bey dem blühendsten Gesichte die größten Schmerzen erduldete?“ Sie verneinte es. Nun erzählte er ihr kurz diese Fabel, schlug den Schlafrock zurück, und zeigte ihr seine von Wasser angeschwollenen Beine. Sehen sie, setzte er scherzend hinzu, ich bin ein eben solcher Prinz.

Leben war sein liebster Gedanke, und diesen Gedanken äusserte er auch späterhin noch seinen Freunden. Einer derselben tröstete ihn noch kurz vor seinem Tode. „Ihre geschwollenen Füsse können sich noch bessern, denken sie, wie lange sich ihr Held, der Herzog Ferdinand, damit getragen hat.“— Herzensfreund, erwiederte er; geben sie mir des Herzogs Ferdinand Revenüen, und ich will Jahrhunderte lang mich mit diesen Füssen tragen.“

Er machte vor seinem Tode, da er noch gesund war, sein Testament. Als er einst seine Gattin in der darzu nöthigen Stimmung glaubte, zog er einmal ein Papier hervor, worinnen er sein Begräbniß bestimmt hatte, und bat sie, darnach zu verfahren, wenn er früher, als sie, sterben sollte. Wie sie darüber betrübt wurde, und das Papier vernichten wollte, bestand er mit Ernst darauf, daß sie es erst lesen müßte. Er verordnete darinnen, daß er wie der niedrigste Tagelöhner und in einem

platten Sarge begraben seyn wollte. Sollte jemand zur Begleitung gebeten werden, so möchte man diejenigen wählen, von denen man glauben würde, daß sie sich über seinen Tod freuten, weil er gern, so lange er konnte, Vergnügen machen wollte. Trauren sollte niemand, u. s. f. — Es wurde aber nicht befolgt, weil nach seinem Tode sein eigenhändiges Papier nicht mehr da war. Indessen wählte die Witwe den einfachsten Sarg für ihn aus, und unterließ mit ihren Kindern alle Trauer, und da man niemanden kannte, der sich über seinen Tod eigentlich gefreuet hätte, so wurden vorzüglich einige Officiere von anerkannter Rechtschaffenheit zum Gefolge erbeten.

Er lag bey seiner letzten Krankheit wenig zu Bette, unterhielt diejenigen, welche ihn besuchten, mit Munterkeit, arbeitete, oder laß. Den Abend vor seinem Tode unterrichtete er noch seinen jüngsten Sohn, dictirte einige Briefe, ließ sich die Zeitungen vorlesen, und da diese voll von den Siegen der Franzosen waren, so heiterte sich sein ganzes Wesen auf. „Auf so gute Nachricht wird es sich gut schlafen lassen," sagte er, und legte sich zu Bette.

Er schlief bis vier Uhr, stand dann auf, forderte Thee, und schien beängstiget zu seyn. Er hatte niemand, als seine Familie um sich. Seine Frau sagte: sie wollte einen seiner Freunde ruffen lassen. „Das thue nicht, antwortete er, nur im Unglück kann man seine Größe zeigen." Er holte noch einigemal Athem, und war dann schnell tod.

16.

16.

Johann Zachar. Leonhard Junkheim, der Theologie Doctor, Oberhofpredi-ger und General Superint. wie auch Kirchen und Consistorialrath zu Anspach.

geb. d. 8 Sept. 1729 zu Anspach.

gest. d. 17 August 1790. ebendaselbst.

Dieser allgemein brauchbare und geschätzte Mann, der sich durch die edelsten Tugenden und den weiten Umfang seiner Kenntnisse so sehr auszeichnete, starb noch immer zu früh für seine Mitbrüder und Freunde.

Schon zu Anfange des Julius klagte er über Müdigkeit in allen Gliedern, setzte aber doch seine Amtsgeschäfte fort. Seine besorgte Gattin bat ihn, die Predigt auf das Geburtsfest der Markgräfin dieses mal auszusetzen, aber die Freude darüber, daß diese von ihm so sehr verehrte Fürstin jetzt eben von einer gefährlichen Krankheit wieder genesen war, machte, daß er diesen Vorstellungen kein Gehör gab. Er bewürkte noch durch diesen Vortrag allgemeine Rührung und Erbauung. Darauf lud ihn die Fürstinn zu sich nach Schweningen ein, wo endlich die, lange schon im Verborgenen wirkende, Krankheit ausbrach, so daß er drey Tage hernach entkräftet nach Anspach zurück kam.

Es erfolgte eine Engbrüstigkeit, und heftiges Sticken mit Geschwulst an den Füssen. Doch er-

holte er sich durch Abführung des Schleims so sehr wieder, daß er ausser dem Bette seyn konnte, und Hofnung zu einem fernern Leben fassen durfte. Dieß zeigte er in einem sehr lebhaften Briefe, den er in diesen ruhigen Tagen an den Doctor Seiler schrieb, und der von Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott, von Empfindungen der Freude, länger auf Erden Gutes wirken zu sollen, voll ist. Doch das zurückkehrende Sticken, und die Beängstigungen des Herzens machten, daß er nun selbst sein nahes Ende fühlte. Er bat am letzten Tage den Bruder seiner Gattin, einige Briefe für ihn zu beantworten, und sprach mit Behutsamkeit von seiner Gefahr, um die Seinigen nicht zu sehr zu betrüben. Er verlangte einen Aderlaß; da aber sein Arzt denselben unter diesen Umständen abrieth, erwartete er mit Gelassenheit den Ausgang. Plötzlich wendete er sich zu den Seinigen, sagte ihnen ein Lebewohl, und verließ diese Erde, auf der er des Guten so viel gewürkt hatte, auf der manches Korn, das er säete, noch spät nach seinem Tode zu seegensreichen Früchten empor wachsen wird.

IV.

Briefe

von

Sterbenden

an

ihre hinterlassenen Freunde.

IV.

Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde.

1.

Brief der Olympia Morata an ihren Freund, Caelius Curio, kurz vor ihrem Ende.

Mein lieber Cälius Curio.

Was mich betrift, so können Sie glauben, daß alle Hofnung meines längern Lebens nunmehr gänzlich verschwunden sey. Denn alle Arzeneyen, deren ich viel gebraucht, schlagen nicht an. Die Meinigen sehen täglich, wenn ich verscheiden werde. Und ich kann Ihnen gewiß nicht sagen, ob nicht dieses mein letzter Brief an Sie seyn kann. Fleisch und Kräfte sind weg; keine Speise schmeckt mir mehr. Meine Brustbeschwerung will mich bey Tag und bey Nacht ersticken. Das Fieber ist heftig, und läßt gar nicht nach. Die Schmerzen, die mir den ganzen Körper einnehmen, berauben mich des Schlafs. — Folglich ist nichts mehr übrig, als daß ich wie ein Licht verlösche. — Doch mein

Geist

Geist in mir denkt noch lebhaft an alle meine guten Freunde, und an alle mir erwiesene Wohlthaten. Daher statte ich Ihnen, und den gutdenkenden Personen, welche mir so schöne Bücher geschenkt haben, vielfältigen Dank ab. Ich wünschte, im Stande zu seyn, es zu vergelten, wenn es Gott gefiele. Ich glaube gewiß, daß ich bald sterben werde. Laßen Sie Sich die Kirche Gottes empfohlen seyn. Eine jede Ihrer Handlungen habe ihr Wohl zum Besten. So leben Sie denn wohl, mein lieber Cälius, und, wenn man Ihnen meinen Tod berichtet, so betrüben Sie Sich ja nicht; denn ich weiß, daß ich dann erst leben werde. Jezt aber verlangt mich recht herzlich, aufgelößt zu werden, und bey Christo zu seyn. Leben Sie wohl!

NB. Diese Olympia war eines der gelehrtesten Frauenzimmer zu ihrer Zeit. Sie heyrathete 1549 Andreas Grünthler, Doctorn der Medicin, hatte unendliche Leiden, und starb den 26 October 1555 zu Heidelberg im 29 Jahre ihres thätigen Lebens.

2.

Brief des unglücklichen Ritters, Sir Walter Raleigh an seine Gemahlin, in der Nacht vor seinem Todestage.

Meine geliebte Gemahlin.

Empfange jezt meine letzten Worte in diesen meinen letzten Zeilen! Ich sende dir meine Liebe, die

die du auch nach meinem Tode besitzen sollst; und meinen Rath, dessen du dich erinnern kannst, wenn ich nicht mehr seyn werde. Ich will dir, meine Geliebteste, mit meinem Willen keine Bekümmerniß verursachen; laß sie mit mir ins Grab gehen, und in Staub verscharret werden. Da du siehst, daß es Gottes Wille ist, daß ich dich in diesem Leben nicht wiedersehen soll, so ertrage es geduldig, und mit einem dir ähnlichen Herzen. Ich sage dir zuförderst so vielen Dank, als mein Herz empfinden, und ich durch Worte ausdrücken kann, für deine mannigfaltigen Bemühungen und Sorgfalt, die du für mich gehabt hast. Ob sie gleich nicht den erwünschten Ausgang erlanget haben: so bin ich dir doch deswegen nicht weniger dafür schuldig: aber ich werde diese Schuld in der Welt nicht abtragen können. Ich bitte dich hiernächst um der Liebe willen, die du in meinem Leben zu mir getragen hast, dich ja nicht auf einige Tage zu verbergen, sondern alle deine Bemühungen auf die Verbesserung deiner elenden Glücksumstände, und auf die Vertheidigung der Gerechtsame deines armen Kindes zu richten. Deine Trauer kann mir nichts helfen, ich bin nur Staub. Daß ich meine Güter meinem Kinde rechtmäßiger Weise abgetreten habe, wirst du aus den darüber errichteten Urkunden sehen. —

Ich habe das Vertrauen, daß mein Blut die Bosheit dererjenigen befriedigen wird, die mich grausamer Weise ermorden, und sie werden dahero nicht auch dich und die deinigen durch die äuserste

Armuth

Armuth umzubringen suchen. An was für einen Freund du dich wenden kannst, weiß ich nicht; denn die meinigen haben mich mitten in der Untersuchung verlassen; und ich werde wohl gewahr, daß mein Tod vom ersten Tage an beschlossen gewesen ist. Ueber nichts betrübe ich mich so sehr, Gott ist es bekannt, als daß ich, da ich vom Tode so übereilt werde, dich in keinen bessern Umständen verlassen kann. Gott ist mein Zeuge, daß ich dir alle meine Einkünfte vom Weinhandel, oder alles, was ich durch den Verkauf derselben erlangt haben würde, die Hälfte meiner Habseligkeiten, und alle meine Juwelen, nur wenige für den Knaben ausgenommen, zugedacht hatte. Aber Gott hat alle meine Entwürfe rückgängig werden lassen, der große Gott, der alles in allen regiert. Wenn du dich nur gegen den Mangel sichern kannst: so sorge für weiter nichts. Alles übrige ist Eitelkeit! Liebe Gott, und fange in Zeiten an, dich auf ihn zu verlassen; hierinn wirst du wahre und unvergängliche Reichthümer, und einen immerwährenden Trost finden. Denn, wenn du nun deine Gedanken mit allen Arten irrdischer Entwürfe beschäftigt und ermüdet hast; so kannst du am Ende doch noch vor Kummer niedersinken.

Lehre auch deinen Sohn, Gott zu lieben, und zu fürchten, weil er noch jung ist, damit er in der Furcht Gottes aufwachsen möge; und so wird Gott für dich ein Gemahl, und für ihn ein Vater seyn, ein Gemahl, und Vater, der euch nicht entrissen werden kann. Bayley ist mir zweyhundert Pfund

schul-

schuldig, und Adrian sechshundert Pfund in Persay. Auch habe ich über dieses noch viele andere Schulden außen stehen. Die Rückstände von den Weinen werden zu Bezahlung deiner Schulden hinreichen, und du wirst, um meiner Seelen willen, allen armen Leuten bezahlen. Wenn ich tod seyn werde; so werden sich gewiß viele um dich bewerben, denn die Welt hält mich für sehr reich. Aber sey auf deiner Hut gegen das, was die Mannspersonen vorgeben, und gegen ihre Neigung, die nur bey redlichen und würdigen Männern von Dauer seyn kann. Es kann dir in diesem Leben kein grösserer Unfall begegnen, als wenn du eine Beute wirst, und dich nachher verachten siehst.

Ich sage dieses nicht etwa in der Absicht, dir die Heyrath zuwiderrathen, denn das wird das beste für dich seyn, in Absicht auf die Welt, und auf Gott. Ich gehöre dir nicht mehr zu, und du bist nicht mehr die Meinige. Der Tod scheidet uns von einander, und Gott hat mich von der Welt, und die Welt von mir getrennt. Erinnere dich an dein armes Kind um seines Vaters willen, den du in seinen glücklichsten Zeiten erwähltest und liebtest. Suche, wenn es möglich ist, die Briefe in deine Hände zu bekommen, die ich an die Lords geschrieben, und worinnen ich um mein Leben gebeten habe. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur für dich und die deinigen zu leben wünschte, und in der That habe ich mich selbst verachtet, indem ich darum bettelte. Denn wisse, meine Geliebte, daß dein Sohn der Sohn eines

ächten

ächten und wahren Mannes ist, der in Absicht auf sich selbst den Tod, und seine ganze häßliche Gestalt verachtet. Ich kann nichts mehr schreiben. Ich habe die Stunden des Schlafes zu diesem Schreiben angewendet; aber nunmehr ist es Zeit, daß ich meine Gedanken von der Welt abwende.

Bitte um meinen toden Körper, den man dir versagt hat, da er noch lebte; und laß ihn entweder zu Scherburne oder in der Kirche zu Exeter bey meinem Vater und meiner Mutter begraben. Ich kann dir nichts mehr sagen, Zeit und Tod ruffen mich ab.

Der ewige, gewaltige, unendliche und allmächtige Gott, der die Güte selbst ist, das wahre Leben und das wahre Licht, erhalte dich und die deinigen. Er sey mir gnädig, und lehre mich, meinen Verfolgern und Anklägern zu verzeihen, und er lasse uns einander in seinem herrlichen Reiche wiederfinden. Meine geliebteste Gemahlin, lebe wohl! Seegne meinen armen Knaben! Bete für mich, und werfet euch beyde in die Arme meines guten Gottes. Geschrieben mit der sterbenden Hand desjenigen, der ehemals dein Gemahl war, und nun, ach! — dir entrissen ist! —

NB. Man lese von diesem merkwürdigen Manne im I. Theil meiner Thanatologie, die 194 Seite, N. 7.

3.

Letztes Schreiben der unglücklichen Italienischen Dame Las Turra, die d. 17 Sept. 1669 zu Paris enthauptet wurde.

Mein Kind,

Man hat mir mein Todes-Urtheil gesprochen, und ich würde nicht darüber klagen, wenn ich nicht fürchtete, daß, wenn ich sterbe, du mir auch bald nachfolgest. Auf der einen Seite ist mir der Tod sehr angenehm, weil er mir Gelegenheit verschaft, Gott ein Opfer mit meinem Leben zu bringen; auf der andern Seite aber schmerzt er mich, denn er zwingt mich, die Hälfte meiner selbst zurück zu lassen. Ich habe nur noch Worte, um dir mit meinem Munde, Lebe wohl! zu sagen, und bin recht unglücklich, daß ich nicht diese meine Lippen auf die Deinigen heften kann. Küsse diese letzten Züge! Küsse in ihnen die Hand, die dir sie schrieb, und das Herz, das zu dir sprach: Lebe wohl auf ewig!

In meinem Gefängnisse, Freytags d. 17 Sept. 1669.

4.

Brief des Herzogs v. Lothringen, den Abend vor seinem Tode, an Kayser Carl V.

Ihren Befehlen zu folgen bin ich von Inspruck abgereist, um mich nach Wien zu begeben, aber

die Befehle eines höhern Herrn halten mich zurück. Ich bin auf dem Punkt abzureisen, um ihm Rechenschaft von meinem Leben, das Ihnen ganz geweyht war, abzulegen. Vergessen Sie nicht, daß ich eine Gemahlin hinterlasse, die Sie angeht, Kinder, die nichts, als meinen Degen von mir erben, und Unterthanen, die in Unterdrückung schmachten.

d. 17 April 1690.

5.

Brief des großen Englischen Dichters, Alexander Pope, an seinen Freund Steele, wenig Zeit vor seinem Tode.

Mein Freund,

Ich mache damit den Anfang, womit die meisten Menschen beschließen, nehmlich mit einer völligen Ueberzeugung von der Eitelkeit aller ehrgeitzigen Plane, und von der Unzulänglichkeit der Vergnügen zum dauernden Glück. Wenn eine Schwächlichkeit, heftiger, als gewöhnlich, mich erinnert, daß in Kurzem meine Maschine still stehen könnte, bin ich darüber eben so wenig bestürzt, als jener ehrliche Irrländer, der nach einem schrecklichen Sturm einige Jahre in seinem Bette zubrachte, und als er von einigen erinnert wurde, daß das Haus bald einfallen würde, darauf zur Antwort gab: „Was gehet mich das Haus an, ich bin ja nur ein Miethsmann." Ich glaube, daß dann die rechte Zeit zu sterben ist, wenn man gar keinen Kummer hat.

Aeuß-

Aeusserst schwach, als ich gegenwärtig bin, kann ich aufrichtig sagen, daß ich durch diesen Gedanken im mindesten nicht niedergeschlagen werde, wie so viele Leute, für die ich auch nicht die mindeste Achtung hege, weil sie die Annehmlichkeiten dieser Welt unaufhörlich genießen wollen.

6.

Zweyter Brief eben dieses Alexander Popens an seinen Freund Addison.

Mein Theurer Freund,

Himmel! Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf. Seine Seele, das edelste von ihm, stimmt so wenig mit sich selbst überein; und welchen Veränderungen ist sein Körper nicht auf der andern Seite unterworfen? Jede Neuigkeit verändert seinen Ideen-Gang, und jeder Wind hat Einfluß auf seine Leibes-Constitution. Mit Krankheit und Schmerzen hat er zum Theil zu kämpfen, indessen Zweifel und Schrecken ihn auf der andern Seite beunruhigen. Was für Mühe giebt man sich nicht, ehrgeitzige Projecte auszuführen, in einem so kurzen Zeitraum, womit das Leben begrenzt ist, wovon der Schlaf beynahe die eine Hälfte wegnimmt. Die ganze Dauer unserer Existenz ist in den Augen desjenigen, der sie uns gegeben hat, kaum ein Augenblick. Der so denkt, wird die Welt und die elende Größe derselben unmerklich verschwinden sehen. Wie leicht wäre es

da, bey einem solchen Gedanken in Unthätigkeit zu gerathen, unsere Begierden zu unterdrücken, und der Freundschaft auf immer Abschied zu geben. Aber ungeachtet dieser Betrachtung werden wir uns wieder besinnen. Wir werden den Eindrücken unseres Interesses und unserer Leidenschaften nachgeben, wir werden aufhören, Philosophen zu seyn, um wieder Menschen zu werden. — Wenn man die Annehmlichkeiten des Lebens einige Jahre genossen hat, wenn die Chimären des Glücks, dem man so lange nachgelaufen ist, uns nicht länger täuschen können, dann fängt man an, auf Ruhe bedacht zu seyn. Es ist gleichsam eine Reise, die wir zu endigen wünschen, wenn wir nur ein Wirthshaus unterwegens antreffen, wenn uns ja die Nacht überraschen sollte.

Dieser bey den Engländern so sehr beliebte Schriftsteller war gebohren d. 8 Junius 1688 und starb d. 30 May 1744 im 56 Jahre seines thätigen Lebens zu Warwurton.

7.

Brief des Peter Philippeaux, Mitgliedes des National-Convents zu Paris, eines edlen rechtschaffenen Mannes, der d. 5 April 1794 im 34 Jahre seines Lebens guillotinirt wurde, an seine Frau.

Im Gefängniße des Luxenburgs d. — April 1794.

Endlich, meine tugendhafte und verehrungswürdige Gemahlin, quält mich nicht länger die Ungewißheit, was für eines Verbrechens die Feinde aller Tugend, es für politisch nothwendig gehalten haben, mich anzuklagen. Gestern um halb zwölf Uhr des Nachts überbrachte man mir die Anklage-Acte. Ich las eben in den Betrachtungen des Helvetius über Rechtschaffenheit, Ruhm und Tugend. Ohne den sinnreichen Trugschlüßen dieses Philosophen beyzustimmen, wenn er behauptet, daß unsere Seele materiel und vergänglich sey, bin ich doch von jeher sein Schüler in demjenigen gewesen, was er von der Moral, und der zärtlichen Liebe gegen unsere Mitmenschen sagt. Leider vergaß ich die Gespräche des guten Roußeau mit zu nehmen, die sonst meine Seele stärkten, und einen tröstenden Balsam in die Wunden goßen, die mir meine unversöhnlichen Feinde seit drey Monaten mit schwarzer Bosheit geschlagen haben. — —

Um Mitternacht habe ich mich etwas unruhig zu Bette gelegt. Ein ruhiger fünf Stunden langer Schlaf hat mich erquickt, und mich fähig gemacht, die große Probe zu bestehen, die ich vor mir habe. Mein Gewissen sagt mir, daß dieselbe für mich nichts trauriges haben wird. — — Indessen meine Freundin, da die Gerechtigkeit der Menschen so mannigfaltigen Leidenschaften und Irrthümern unterworfen ist, so bin ich auf alles gefaßt. Muß das Vaterland ein recht unschuldiges Opfer haben, so fühle ich eine Art von Stolz, dieses Sühnopfer zu seyn. Die ungerechte Hinrichtung eines Recht-schaffenen befördert oft mehr eine Revolution, als die Hinrichtung von tausend Schurken. Ich schmeichle mir daher mit der Hofnung, daß du dir diesen großen Gedanken recht einprägen, und keine Schwäche zeigen werdest, die der erhabenen Sache, um welcher willen ich auf der Toden-Liste stehe, unwürdig seyn würde. Porcia und Cornelia müssen deine Muster seyn, so wie auch ich immer den Geist des Brutus und Cato angeruffen habe. Ich überlasse dir einen kostbaren, der Republic würdigen Stamm. Der Erziehung dieses interessanten Kindes mußt du dich ganz widmen. Theile ihm deinen Geist und den meinigen mit. Das Beyspiel seines Vaters wird ihn tugendhaft machen. Wenn er einst alt genung ist, erhabene Begriffe zu fassen, so durchdringe ihn mit dem Gefühl des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele, denn diese trostvolle Lehre ist die einzige Zuflucht der gekränkten und unterdrückten Tugend.

Ich

Ich hoffe, daß alsdann die Republic fest gegründet seyn werde, denn ich halte sie für unvergänglich, ohneracbtet der Gräuel, mit denen sie befleckt wird. Er begnüge sich zu sagen: „Mein Vater hat von ganzer Seele darzu beygetragen, seine Nebenmenschen glücklich zu machen.“ Er behalte ja keinen Groll, keine Rachsucht gegen meine Unterdrücker; sie werden durch Gewissensbisse genug gestraft seyn. Niemals müsse eine unedle Leidenschaft den Ruhm meiner Hingebung entehren. Wenn wir für unser Vaterland alles gethan haben, so muß es uns rächen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Ein hartes Gesez, das einzige, das mich mit Recht bekümmert, confiscirt mein rechtmäßiges Vermögen zu Gunsten der Republic. Sie wird zwar nicht viel dabey gewinnen, denn, Gottlob, ich habe mir durch anhaltende Arbeit niemals mehr erworben, als das nothdürftige, und ich gehöre unter die kleine Anzahl dererjenigen, die aus der Convention eben so arm herausgehen, als sie hineingekommen sind. Vollzieht man dieses Gesetz strenge, und beraubt man dich des wenigen, was mir übrig bleibt, so ertrage auch standhaft dieses neue Unglück. Dasselbe Gesetz giebt dem Vaterlande den Auftrag, für diejenigen Familien der Verurtheilten zu sorgen, die nicht zu leben haben: Es muß dir also nothwendig mehr verschaffen, als man dir nehmen kann. Warte also so lange, bis das grausame Vorurtheil gegen mich sich verlohren hat, dann sage dem Senat der Frankreicher, ich hatte dich vor zehen Jahren ohne andere Mitgift

 gehey-

geheyrathet, als deine Tugenden, und seine Ehre hänge davon ab, daß du nicht einem schrecklichen Mangel ausgesetzet werdest. Ich brauche dir nicht mein Andenken zu empfehlen, wenn irgend etwa ein Bösewicht versuchen sollte, dasselbe zu besudeln; du kennest auf das allergenaueste meine Gesinnungen sowohl, als meine Handlungen, seit der Zeit, da wir mit einander leben, und dies ist hinreichend für dich, um der Verläumdung den Mund zu stopfen.

Leb' wohl, meine reizende, meine unglückliche Freundin! Wenn dieser Brief mein Testament, mein lezter Kuß für dich auf dieser Welt ist; so giebt es noch eine andere Welt, wo liebende und tugendhafte Seelen sich finden werden. Gebe der Himmel, daß dies nicht eher geschehe, als bis mein lieber August deiner nicht mehr bedarf. Ich übersende euch beyden den Seegen des Gerechten.

Philippeaux.

---

8. Brief

8.

Brief des Herrn Ch. G. M** an seinen Freund, auf seinem Sterbebette geschrieben.

Mein innig geliebter Freund.

Wenn sie diese Zeilen werden gelesen haben, so ist der letzte Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber gethan, die Reise ist vollendet, und das Ziel überschritten, das das Unsichtbare von dem Sichtbaren trennte. Ich kann ihnen die Empfindungen nicht schildern, die ich fühle, wenn meine Gedanken sich diesen Schritt, als bald nun geschehen, vorstellen. Es ist so ganz etwas ausserordentliches, so etwas ganz unnennbares, das jeder empfinden muß, der mit Besonnenheit sein Ende heraneilen siehet. Und wenn unsere Seele nicht ihre ganze Kraft zu brauchen wüßte, wenn sich nicht alle ihre Ahndungen, die sie uns im gegenwärtigen Leben von unserer Fortdauer nach dem Tode nur oberflächlich fühlen ließ, zur völligen Gewißheit auflebten, wir würden in diesem entscheidenden Augenblicke gewiß viel, sehr viel leiden. Aber so, wie die Kräfte des Körpers abnehmen, so verschaft sich die Seele gleichsam einen größern Spielraum, sie fühlt nun ihre Selbstständigkeit, und das Vermögen, auch ohne materielle Organe ihre Existenz fortzuführen, und in einem neuen Wirkungscreyse,

ohne entlehnte Mithülfe, ihre Kräfte für sich zu äussern.

Eben daher ist es mir erklärbar, warum im letzten Augenblicke die Liebe zur Welt, und zu dem, was sonst ganz unsere Gedanken beschäftigte, was uns am theuersten war, nach und nach gleichsam dahin schwindet. — Es freuet mich nichts mehr. Selbst meine geliebte Gattin, mit der ich so lange in der liebevollsten Harmonie lebte, meine Kinder sind mir gleichgültiger geworden. Ich habe sie dem Schutze, und der Fürsorge desjenigen übergeben, der unser aller Vater ist, und zu dem ich nun bald näher treten werde. Mein Abschied wird von ihnen sehr kurz seyn, und nur ihre Thränen, ihr Jammern, ihre blassen, abgehärmten Gesichter werden noch einmal mich hinziehen nach ihnen, und vielleicht die ruhige Fassung stören, in der ich mich jetzt befinde.

Man würde ruhiger sterben, wenn man allein, ohne jene geliebten Zeugen sterben könnte, die wider ihren Willen uns den Hingang erschweren. Doch das werden die letzten Leiden seyn. Sie sind hart, — noch hart -- doch bald, bald ist alles überwunden. — Die Erde sinkt dann nieder zu meinen Füßen, und verliehrt sich in grauer Ferne gleich einem sinkenden Sterne, beym Anbruch des Tages, und der sanfte, reine ätherische Athem der bessern Welt verweht nun auf immer die letzten unangenehmen, irrdischen Eindrücke.

Ich

Ich stelle mir dies so lebhaft vor, daß ich mit Freude den Augenblick erwarte, wo sich die erhabenen Scenen der bessern Welt meinen Augen entwickeln werden, wo ich mit heiligem, ehrfurchtsvollen Schauer den Schleyer werde fallen sehen, der den Gang der Vorsehung bey allen unsern Schicksalen in dieser Welt verhüllte.

Und was war das für eine Welt für mich! — Doch ich will nicht klagen, nicht abwägen ihre Leiden und Freuden, denn das wäre Undank, Hochverrath an dem Allgütigen und Allbarmherzigen. Ich habe viel gutes genossen, alle ihre Freuden empfunden — aber was war diese Welt, verglichen mit den Ansichten jener bessern Welt, wo ich hineile. — Alle ihre Uebel sind nothwendig, alle unsere Leiden heilsame Erinnerungen an unsere künftige Bestimmung, oft auch unausbleibliche Folgen unserer und anderer Thorheiten, Unwissenheit, Uebereilung. — Doch dort, ja dort wird alles besser seyn. Ich fühle es, — ich freue mich! —

Leben sie wohl, Geliebter, einst kommt auch ihre Stunde. Es ist nichts gewisser für uns, als der Tod, und wer nach Vollkommenheit ringet, wird diese Nothwendigkeit nicht hart finden, er wird den Tod die Wiedergeburth seiner Existenz nennen. Sie werden also auch einst diesen großen Schritt thun, und wenn der Engel des Todes sie nicht schnell hinüberrückt, so denken sie auch noch in der letzten Stunde an ihren schon längst hinge-

gangenen Freund, den sie gewiß in den Regionen des unvergänglichen Lichts wieder finden werden. Ach! wie unzertrennlich wird dann unsere Vereinigung seyn! — Ich freue mich auf meinen F** und H*** und L** und v. A*** die guten Seelen. Sie traten früher ihrer Vollendung näher, und ich beweinte sie, doch nun sehe ich sie wieder, glückliche Stunde! Ihr Edlen, Vorangegangenen, nehmt mich in euren heiligen Zirkel auf! In dieser Welt war ich ja der eurige. — Leben sie nochmals wohl! Mir wird nun bald wohl seyn.

V.

Gedichte

über

Leben und Tod, Grab und Ewigkeit.

V.

Gedichte über Leben, Tod, Grab und Ewigkeit.

1.

Das Leben.

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle!
Ausgelaufen war ich kaum,
Und bin schon am Ziele.

Nicht ein Tropfen Wermuth fließt
Hier in unsre Freuden;
And ein friedlich Grab umschließt
Alle unsre Leiden.

Wo ich der Vergangenheit
Keine Thräne zolle;
Glücklich, wer im Lenz der Zeit
Endet seine Rolle!

2.

Der Schlaf und der Tod.

Der Schlummergott und Tod, zwey fromme Zwillings-
brüder,
Die Hand in Hand das Land durchziehn,
Erholten einstens sich im Schatten einer Flieder,
Auf weichem Moos und Rosmarin.

Und sahen um sich her von ihrem stillen Hügel,
Und horchten einem Grabgesang;
Der Abendwind trug auf dem leisen Flügel
Des nahen Dörfleins Glockenklang.

Vor ihrem Blicke lag ein Feld mit vollen Aehren,
Es dämmerte im Eichenwald,
Kein Vöglein ließ im dunkeln Hain sich hören,
Des Sterbeglöckleins Laut verhallt.

Da hub der Schlummergott sich auf, und streute linde
Und lächelnd seine Körnlein aus,
Und lispelnd trugen sie die sanften Abendwinde
In jedes müden Landmanns Haus.

Der müde Schnitter sank dahin in tiefen Schlummer,
Des Tages Müh' wiegt ihn in Ruh;
Der Leidende vergaß des langen Tages Kummer,
Und aller Augen sanken zu.

Drauf streckte sich mit wonnigem Gefühle
Der Schlummergott zu seinem Bruder hin,
„Bald fleucht die Nacht, dann sagt ein freudiges Gewühle,
Daß ich ein Freund der Menschen bin.“

So sprach der Schlummergott mit seeligem Entzücken,
Ihn sah der Engel, Tod, mit stiller Wehmuth an,
Und sprach: „Ach! daß ich nicht, wie du, beglücken,
Wie du des Danks mich freuen kann!“

„Schein ich der Erde nicht ein Unhold, dessen Rachen
Nach Blut nur lechzt? — Ein Menschenfeind? —“
Geduld, mein Bruder, sprach der Schlaf, einst beym Erwachen
Erkennet auch in dir der Edle seinen Freund.

3.

Die Leiden des Lebens.

Wir trocknen unsre Thränen ab,
Erhebet euch, Gefühle!
Wir schauen vorwärts auf das Grab,
Und weiterhin zum Ziele;
Und drückt uns auch die größte Noth,
Aus allen Leiden führt der Tod;
Wir wollen nicht verzagen!

Und wären wir auch noch so arm,
Und hätten heute Sorgen,
Und morgen Blöße, Frost und Harm,
Und ach, kein Brod auf Morgen,
Zur Weisheit führt des Lebensnoth,
Und Glück und Fülle bringt der Tod!
Wir wollen nicht verzagen!

Und wären wir auch noch so krank,
Zur Tugend führen Schmerzen;
Für jedes Leiden Preis und Dank!
Erhebt euch bange Herzen!

Der Leib, Gottlob! ist nur Gewand
Auf unsrer Reis' ins Vaterland;
Wir wollen nicht verzagen!

So wie der Blume Farbenschmuck
Aus enger Knospe dringet,
So strebt der Geist nach manchem Druck
Aus seiner Hüll, und schwinget,
Durch immer wechselndes Gefühl
Erzogen, sich empor zum Ziel;
Drum laßt uns nicht verzagen!

Wir blicken, ach! auf manches Grab
Geliebter Menschen nieder,
Wer trocknet unsre Thränen ab?
Wer bringt die Toden wieder?
Die Guten waren uns so lieb!
Wo sind sie nun? O Vater! gieb,
Daß wir nie ängstlich zagen!

Wohlan! Wir schaun auf manches Grab!
Wohlan! Es mag begraßen!
Wir trocknen unsre Thränen ab!
Euch Lieben birgt kein Rasen!
Was hier zerstäubt, war blos Gewand,
Ihr gienget in das Vaterland;
Wir wollen nicht verzagen!

Wie friedevoll ist eure Bahn,
Wie schön ist eure Jugend,
Wie frey der Geist von jedem Wahn,
Wie lauter eure Tugend,

Wie hell des neuen Lebens Tag!
Ihr giengt voran, wir kommen nach,
Drum woll'n wir nicht verzagen!

Das Leid, das schmerzlich uns zerreißt,
Erhebet die Gefühle;
Und stärkt, und reinigt unsern Geist,
Und führt empor zum Ziele.
Wir trocknen unsre Thränen ab,
Und schauen über Tod und Grab,
Und wollen nie verzagen!

4.

Das Grab.

Hier, wo ich bedeckt mit Moos
Still zu Staube werde,
O, wie sanft schläft sichs im Schooß
Dieser kühlen Erde!

Blumen auf die Gruft gestreut,
Wo mein Schmerz sich endet!
Glücklich, wer im Lenz der Zeit
Seine Bahn vollendet.

Die ihr hier vorüber geht,
Laßt den Gram entfliehen!
Irrdisch werd ich ausgesät,
Himmlisch aufzublühen.

5.

Gedanken an den Tod.

Zum Himmel schauen wir hinauf,
Und falten froh die Hände:
Einst endet sich der Lebenslauf,
Doch seegnen wir das Ende.
Nicht furchtbar droht
Der nahe Tod,
Die Leiber nur zerstäuben,
Gottlob! die Seelen bleiben!

O, lasset durch Unsträflichkeit
Uns nach dem Ziele streben!
Wir wallen hier nur kurze Zeit,
Ein Tag ist unser Leben.
Der Tag entflieht,
Ach! oft verblüht
Im Morgenroth der Knabe,
Und nichts ist fern vom Grabe.

Hier waren vor uns viele schon,
Wer mag die Zahl ermessen?
Sie flohen, wie die Jahre flohn,
Und manche sind vergessen!
Wo Menschen gehn,
Wohin wir sehn,
Weht Staub zerfallner Glieder
Der hingeschiednen Brüder.

Wir haben manchen schon gekannt,
Der Lebens lustig glühte;
Und wie die Blum' in warmer Hand
In seiner Kraft verblühte;

Wie manchen barg
Uns schon der Sarg!
Wie mancher Lieben Rasen
Ach! sahn wir grün begrasen!

Wie manchen Vater sahn wir fliehn,
Und Kindlein um ihn zagen!
Wie manche Jungfrau sahn wir blühn,
Und auf der Bahre tragen!
Wie mancher weint,
Dem Jugendfreund!
Wie mancher schleicht am Stabe
Zu seiner Enkel Grabe!

Wir gleichen wohl der Feldessaat,
Vom Sommerwind umwehet,
Sie weiß nicht, wenn der Schnitter naht,
Und wenn die Sense mähet.
Ach! sinnet nach,
Wer kennt den Tag,
Der uns zur Erndte bringet,
Und aus dem Staube schwinget?

Zum Himmel führt des Lebenslauf,
Drum seegnen wir das Ende,
Zum Vater schauen wir hinauf,
Und falten froh die Hände.
Der Vater beut
Unsterblichkeit,
Das Grab mag uns einst decken,
Das Grab kann uns nicht schrecken!

Wohlan! Von Herzen wollen wir
Die Bahn der Tugend gehen;
Wer weiß, ob wir uns alle hier
Noch einmal wieder sehen;
Wir sehn uns doch
Im Himmel noch;
Das Grab mag einst uns decken,
Das Grab kann uns nicht schrecken!

6.

Blicke übers Grab.

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er, denn auf Erden —
Ach! da welken meine Freuden nur!
Lohnen muß er — glücklich werden
Soll ja einstens jede Creatur.
Glücklich werden!
Ach! auf Erden
Fand ich dessen keine Spur!

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er meine Leiden, —
Denn ich leide sonder Arg und Schuld!
Lohnen muß er — meine Freuden
Sah ich welken sonder Ungeduld!

Ach für Freuden
Nahm ich Leiden,
Harrend auf des Vaters Huld!

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er, denn von allen,
Was die große Erde schönes hat,
Ist mir keines zugefallen!
Leere Halme trug nur meine Saat!
Da mit schweren
Goldnen Aehren
Andre sie beglücket hat!

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Ubern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er, denn kein Schatten
Bot mir freundlich seine Kühlung dar!
Und die Bosheit stieß den Matten
Von der Ruhe heiligem Altar!
Kühlen Schatten
Giebt mir Matten
Bald das Leichentuch und Bahr!

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!

Lohnen wird er, meine Thränen
Flossen ungesehn und ungefühlt!
Ungehört verscholl mein Stöhnen,
Von dem Freuden Taumel fortgespühlt!
Seufzer, — Thränen
Heißes Sehnen,
Alles, — alles ungefühlt.

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er, — denn die Liebe,
Die sonst Höllen-Marter selbst versüßt,
Ach! sie macht, daß herb und trübe
Mir des Lebens Born zum Grabe fließt!
Ohne Liebe
Ach! wie trübe
Da der Born des Lebens fließt!

Uebers Grab, da blick ich traulich hin!
Uebern Grabe blühen beßre Cronen!
Uebers Grab, da blick ich fest und kühn,
Denn er wird dort meine Leiden lohnen!
Lohnen wird er, — denn vergessen
Hat der Vater keine Creatur!
Sind mir Leiden zugemessen,
Nun so sind sies für die Erde nur!
Jenseits lohnen
Beßre Cronen,
Tilgen selbst der Leiden Spur.

7.

An den Tod.

Nicht schreckenvoll o Tod, bist du!
Du bringst das müde Haupt zur Ruh!
Du endest des Geschwächten Harm,
Und den Verfolgten birgt dein Arm.

Den Güterlosen machst du reich,
Machst Diener ihren Fürsten gleich,
Du brichst der Knechtschaft Joch entzwey,
Und sprichst zum Sclaven: „sey nun frey!"

Der unterdrückten Unschuld Freund
Tilgst du die Thräne, die sie weint,
Du giebst dem müden Wandrer Rast,
Und nimmst hinweg des Pilgers Last.

Wer Weisheit sucht, den führest du
Dem Urquell aller Weisheit zu;
Wer Wahrheit liebt, sieht da im Licht,
Wo hier selbst Dämmrung ihm gebricht.

Da reichst du Siegescronen dar,
Da flichst du Palmen um das Haar,
Da schlingt um Freunde deine Hand
Ein ewig unzertrennbar Band.

O wohl! wen erst auf Gottes Wink
Dein sanfter Freundes Arm umfieng!
Wer erst auf deiner süßen Spur
Hinwandelt in die Friedens Flur.

Den schreckt kein wilder Sturm dann mehr,
Der ist dann aller Sorgen leer,

Dem trübt kein Gramgewölk den Blick,
Wie Frühlings-Sonne strahlt sein Glück.

Nein, schrecklich, Tod, das bist du nicht!
Es lächelt ja dein Angesicht,
Es führt ja deine Freundes-Hand
Den Pilger in sein Vaterland.

Drum rufst auch mich, mich müden, du,
O Kronen-Geber einst zur Ruh; —
Dein Ruf erfüllt mein Herz mit Lust,
Und froh sink ich an deine Brust!

8.

Lied am Grabe.

Kühle Luft aus bessern Welten
Wehe mir Vollendung zu!
Ach, der arme matte Pilger
Sehnet sich nach seiner Ruh!
Hier, im Taumel kurzer Freuden,
Hier, im Wirrwar düstrer Leiden
Findet er die Ruhe nie!
Nur das Grab, das Grab giebt sie!

Ewigkeiten hier zu träumen,
Wo die Zeit im Fluge eilt,
Wo mit raschem festen Tritte
Sonn und Mond die Tage theilt,
Ach, wer kann das? Hier auf Erden
Kanns nicht ewig, ewig werden;
Alles eilt zu seiner Ruh,
Und auch, Sterblicher, auch du!

9.

Die Sterbebetten, eine Rhapsodie.

Welch grauses Schauer Bild, mit schwarzem Blut befleckt,
Von Furien geführt, von Nattern rings umkrochen,
Der Höll entstiegen, wankt an jenes Lager, reckt
Die Schreckenshand, reckt die entblößten Knochen
Dem Sterbenden, in dessen mattem Blick
Sich fürchterlich des Herzens Qualen zeigen?
Mit Kraft der Todes = Angst stößt er die Hand zurück!
Vergebens, ach! der Dämon will nicht weichen.
Schon zittert näher ihm die gräßliche Gestalt,
„Es schlägt, es schlägt jezt deine Todes = Stunde!
„Was ich jezt bin, bist Sterblicher, du bald,
„Reich mir die Hand zum fürchterlichen Bunde!
Der Todesschweiß träuft von des Sterbenden Gesicht,
In Krämpfen ringt er, sich dem Anblick zu entwinden,
Will fliehen, ach, und kann es dennoch nicht,
Und immer will das Truggesicht nicht schwinden.
Weh! Weh! Er kömmt, der schreckliche Moment,
Um der Verwesung, was einst sie gelihn, zu zollen.
Ist es der Hölle Glut, die ihm im Busen brennt?
Gott, wie die starr gebrochnen Augen rollen!
Weh! Weh! Er stirbt, allein der Hölle langen Tod —
Kein Freund am Todenbett! — Der Arme hatte keinen! —
Sein aufgehäufter Raub wird gierger Erben Spott,
Die, nicht einmal zum Schein, an seinem Grabe weinen.

Mit einem Blick, in dem sich Seeligkeit
Und reiner Tugend Abglanz mahlet;

Kämpft ein Gerechter hier des Lebens lezten Streit,
Auch hier ein Genius, — der an dem Lager strahlet.
Mit frischen Palmen weht der Himmelsgeist die Ruh
Elisiums dem Matten freundlich zu,
Und bietet traulich ihm die schöne Engels-Hand
Zum Eintritt in ein überirrdisch Land.

O, reiche mir die Licht umfloßne Rechte,
Ruft froh der Sterbende, mit himmlischem Gefühl,
O, reiche sie! Mir sind des Todes Nächte
Nicht furchtbar; süß ist mir des Pilger Lebens Ziel!
Willkommen mir, du sanfter Todes Engel!
Nicht schrecklich! nein, nicht furchtbar bist du mir!
Entlaste schnell mich aller Erden Mängel,
Mich Müden, nimm, Vollender! — auf zu dir.

Er sinkt, — so fällt im May die Pfirsichblüte nieder,
Und giebt der schönern Frucht an ihrer Stelle Raum.
Was Erde war, empfängt die Mutter Erde wieder,
Schön ausgeträumt hat er des Lebens süßen Traum;
Erquicklich fallen Thränen auf sein Grab,
Mild, wie im Veilchenkelch der Morgenthau hinab;
Drinn schläft er ruhig, wie auf jungen Rosen,
Um die mit leisem Hauch die kühlen Zephirs kosen.

10.

Bewillkommung des Alters.

Es ist das alte Klagelied,
Daß Jugend allzuschnell entflieht,
Und Alter, eh' man es gedacht,
Aus Mittag Abend-Dämmrung macht.
Wir aber stimmen nicht mit ein,
Das Alter soll willkommen seyn.

Manch Glück hat uns die Welt ertheilt,
Sie hat die Wunde zugeheilt,
Die in der Leidenschaften Trug
Sich unser Herz oft selber schlug.
Erfahrung schärfte Geist und Sinn,
Und gab uns Wahrheit zum Gewinn.

Schon streckt sich die Vergangenheit
In einer blauen Landschaft weit.
Es schlängelt sich die Lebens-Bahn
Bergab, wie ehedem, bergan;
Bald labt nach Tages Hitz und Last
Uns müde Pilger stille Rast.

Und eine beßre Heimath ahnt
Der Geist, hier Fremdling; Hofnung bahnt
Ihm einen Steig; aus dunkler Gruft
Weht ihm entgegen Frühlingsluft;
Im Morgenroth der neuen Welt
Schwingt er sich auf, — die Hütte fällt.

11.

Die Ruhe im Grabe.

Im Grab ist Ruh'!
Drum wanken dem tröstenden Ziele
Der Leidenden viele
So sehnsuchtsvoll zu!

Es stillet das Grab
Verachteter Zärtlichkeit Sehnen;
Und trocknet die Thränen
Der Sehnenden ab.

Der freundliche Heyn —
Entbürdet von jeglichem Kummer;
Und führt uns durch Schlummer
Zur Seeligkeit ein.

Hier schlummert das Herz,
Befreyt von betäubenden Sorgen;
Es weckt uns kein Morgen
Zu größerem Schmerz.

Dort fluthet nicht mehr
Die Wonn und die Wehmuth der Liebe;
Die zärtlichsten Triebe
Ach! quälen uns sehr!

Was weinest denn du?
Ich trage nun muthig mein Leiden!
Und rufe mit Freuden:
Im Grabe ist Ruh! —

12.

Der Dorf-Kirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurschein
Auf eine Aehrenflur mit solcher Milde;
Nie sank die Nacht auf einen Blüthenhayn
So lieblich, wie auf diese Schneegefilde.

Wie zauberisch sich Dämmerung und Licht
Um die Natur im Winterkleide streiten,
Und zum Gesträuch, wo kaum ein Lüftchen spricht,
Die Schatten sanft ergrauend niedergleiten.

Wo magischer, als je, der Elfen Chor
Im Tanz dahin auf glatter Erde säuselt,
Und geistiger, als je, ein Nebelflor,
Wie ihre Tänze gehn, sich folgsam kräuselt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
Vom weißen Thurm der Glocken Klang verkündet,
Indeß ihr Blick von leichter Freude lacht,
Und sich ihr Reyhentanz um Gräber windet.

Sie schauen nicht das längst bemooste Mahl,
Das dort gebückt den Schnee vor sich verdüstert,
Vernehmen nicht, wie hier im Abendstrahl
Ein Band der Jungfraun Todencranz umflüstert.

O stille Pracht! Hier schlummert die Natur
Auf Grüften sanft bey frommer Menschen Seelen,
Die ferne von der Leidenschaften Spur
Sich hier verlohren in die düstern Hölen.

Sie schlummern tief im kalten Erdengrund,
Wie sonst am Winterabend in der Hütte
Beym Heerde, wo der Hinterlaßnen Bund
Jetzt ihrer denkt, die Flamm in seiner Mitte.

Zum wohlbekannten lenkt sich ihr Gespräch,
Dem dennoch alles lauscht mit stillen Zähren;
Wie jener Greis auf herbstlich ödem Weg,
Und diese Jungfrau starb zur Zeit der Aehren.

Wie jenen Mann der schwarze Leichenzug
Beym Nachtigallen Lied in Blütengängen,
Und seine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
Begleitet von der Schule Grabgesängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
Wie oft der Genius den Aether Flügel
Zu Hütten senkt, von Dörfern aufwärts steigt,
Hinan der Phantasie besonnte Hügel.

Wie mancher, der hier schläft, erblickt' im Hain
Cytherens Heiligthum, der Musen Tänze;
Wie mancher, unverführt vom irren Schein,
Fand unbewußt sich an des Wissens Grenze.

Die Glücklichen! Sie fühlten nur die Lust
Vom Hauch des Genius! Kein Ehrgeitz störte
Der Harmonien Spiel in ihrer Brust;
Fern war der Neid, der ihr Gefühl verheerte.

Jezt ruhn sie, wie in langer Winternacht,
Als wenn des Sonntags Licht sie wecken würde,
Daß mit dem Liederbuch sie, froh erwacht,
Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
Der rauschend in des Himmels blauen Räumen
Sich fortwälzt, sie vernehmen den Gesang
Der Engel unter Edens Lebens-Bäumen.

Und ihres Heylands Ruf: „erwacht, erwacht,
Des Dorfes Kinder, kommt zur Himmels Pforte!
Ihr hättet mich gespeißt, wär in der Tracht
Des Pilgers ich gesehn von eurem Orte."

13.

Das Begräbniß.

O Mitternacht im Sternenschleyer,
Stillschweigend, schauervoll, und graus!

Dem Toden, welcher naht, zur Feyer
Geuß deines Dunkels Schrecken aus!
Ach! unser Herz
Beugt tief der Schmerz,
Beugt tief der Andacht Ernst herab!
Daß heiß und mild,
Die Thräne quillt,
Und starr die Seele staunt ins Grab.

Der Zug in Flor und Mantel wallet
Zur letzten Menschen Wohnung her;
Die Bahre schwebt, vom Thurme hallet
Die dumpfe Todenglocke schwer;
Mattdämmernd Licht
Der Fackeln bricht
Das Graun im düstern Lindenkranz;
Nur Leichenstein
Und morsch Gebein
Erblickt das Aug' im bleichen Glanz.

Wie Winde Gottes wehn und brausen,
Tönt leis' und stark der Orgel Mund,
Und füllt in feyerlichen Pausen
Der Gothischen Gewölbe Rund;
Sanftklagend schwebt
Die Stimm', und bebt
Bald einzeln, bald im vollen Chor;
Entzückt nun reißt
Den trunknen Geist
Die Jubelharmonie empor.

Empor zu Gott, der nicht für Kummer
Des Menschen Wunderbau beseelt,

Der uns nach kurzen Mühn, zum Schlummer
Den kühlen Schoos der Erde höhlt;
Was weinen wir,
Am Grabe hier?
Voran nur gieng der traute Freund!
Bald flieht wie Schaum
Des Lebens Traum,
Und ewig sind wir dort vereint.

Wohlan denn! Mische Staub zu Staube
Der Schaufeln dumpfer Wechselklang!
Allweiser! Vater! ruft der Glaube,
Dir, Herr des Todes! Preis und Dank!
Wer starb, entkam
Aus Sünd und Gram,
Aus Thorheit, Trug und eitlem Schein,
Er steht verklärt
Vor Gott, und hört
Und stimmt ins Halleluja ein.

14.

Unmuth und Fassung.

Gehüllt in meinen Trübsinn sitz ich hier,
Der Sturmwind brauset über mir,
Von Sorgen bin ich eingeengt, —
Mir will kein Freudenlied gelingen,
Ich will von meinem Kummer singen,
Bis sich die Nacht herniedersenkt.

Dann soll der Schlaf mein Auge nicht erquicken,
Ich will hinauf zum düstern Himmel blicken,

Und

Und seufzen, bis der Tag anbricht, —
Mit ihm wird sich des Lebenssturm erneuern; —
Doch will ich muthig durch die Wogen steuern —
Denn in der Ferne seh ich Licht. — —

15.

An den Tod.

Freundlich reich ich dir die Hand,
Lieber Tod! von Gott gesandt,
Meine Ketten zu zerbrechen,
Meines Lebens Noth zu rächen.
Geistes Freyheit giebst du mir,
Lieber Tod! ich folge dir.

Reise durch die Erde war
Dieses Leben voll Gefahr;
Selten gieng der Weg gerade
Auf des Lebens düsterm Pfade;
Berge ab, und Berge an,
Und durch Dornen gieng die Bahn.

Aber nun, nun ruh ich aus
Sonder Kummer, sonder Graus;
Meine Reise ist vollendet,
Alle Sorg und Gram geendet.
Lieber Tod! an deiner Hand
Geh ich ein ins Vaterland.

16.

Ueber die Vergänglichkeit.

Menschlichem Elend wär' es eine Linderung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie stiegen

Langsam —; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude!

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder,
Jahre bedarf ein Königreich, zu steigen, —
Stunden, zu fallen. —

Du, der du selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menschen, und Menschen Wohnungen zerstört,
Grausam die Gottheit!

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich; der lebte lange,
Der im Verdienst und Tugend sich ein ewig
Leben erworben.

17.

Die Vergänglichkeit.

Kaum schien uns noch mit ernstem Strahle
Die Sonne sanft und mild;
So naht des Sommers Gluth, und senget
Schon manches Blümchen ab.
Und Blumen, die des Sommers Gluth verschonte,
Dort sinken sie ins Grab!
In Herbest-Sturm, in Winter-Kälte
Faßt sie des Todes Hand;
Und schnell verrinnt in unserm Stundenglase
Der zugemeßne Sand.

18.

Die Hofnung.

In die dunkle Zukunft
  Schaut der Mensch, und zittert;
Zittert für den Donner,
  Der die Tanne splittert;
Zittert für dem Sturme,
  Der im Wipfel rauscht;
Zittert für das Unglück,
  Das im Finstern lauscht. —

Aber Hofnung, schöner
  Als die Morgenröthe
Dem gedrückten Herzen,
  Und dem Blumenbeete, —
Hofnung zeigt im Bilde,
  Wenn der Arme zagt,
Welch ein schöner Morgen
  In der Ferne tagt.

Hofnung! süße Hofnung!
  Deine Strahlen lachen
Durch die dicksten Wolken,
  Unterm Donnerkrachen;
Stört die letzten Rosen
  Auch der Herbst-Sturm ab,
Hofnung! süße Hofnung!
  Sey der Müden Stab!

19.
Beruhigung.

Laß die Winde stürmen
Auf des Lebens Bahn,
Ob sich Wogen thürmen
Gegen deinen Kahn;
Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht!
Gott ist dein Begleiter,
Er vergißt dich nicht.

Engen rauhe Klippen
Drohend deine Bahn;
Nagt des Schifleins Rippen
Mancher Brecher an;
Siehst du Segler sinken —
Stolz und groß und kühn;
Du wirst nicht ertrinken,
Denn du wagsts auf ihn! —

Lächelt deinem Blicke
Heller Sonnenschein;
Sey nicht stolz im Glücke,
Zieh' die Segel ein! — —
Sind des Meeres Wogen
Allzuglatt, — kömmt bald
Nacht und Sturm geflogen
Aus dem Hinterhalt.

Manche vor dir müssen
Auf des Meeres Grund
Ihre Kühnheit büßen. —
Denn des Glückes Rund'
Wechselt immer! Alle —
Stehn sie noch so hoch —
Nähern sich dem Falle,
Von der Zinne noch!

Klage nicht, wenn höher
Du so viele siehst,
Nur dem Unglück näher
Sind sie, als du bist. —
Sieh! Der Busch im Thale,
Man bemerkt ihn kaum —
Trozt dem Wetterstrahle
Mehr, als jener Baum.

Hoher Berge Spitzen
— Wolken gürten sie, —
Zittern oft vor Blitzen:
Hütten beben nie.
Wenn das Wort aus Wettern
Auf Paläste schillt,
Und der Erde Göttern
Gott, der Herr, vergilt.

20.

Grablied,

welches bey der Leiche des Chursächsischen Residenten zu Wien, des Herrn v. Martens, im Carlsbade, auf dem Katholischen Kirchhofe vor der Einsenkung ins Grab, von den dasigen Chorknaben mit gedämpften Posaunen gesungen wurde.

Gieb endlich, fromme Christenschaar,
Der Erde das, was Erde war,
Bring diesen Leichnam in den Stand
Der Ruhe, die er sonst nicht fand.
O Ruhe, Wunsch der Dürftigen,
Du letzter Trost des Traurigen!
Wo alle Noth vergessen ist,
Wo ferner keine Thräne fließt.

Hier wird im süßen Schlaf erquickt,
Den hier des Lebens Last gedrückt,
Hier findet der Bedrängte Schutz,
Und bietet allen Plagen Trutz.
Hier weicht die Hoheit und das Glück,
Der nackte Körper bleibt zurück.
Ein enger Sarg, ein Leichenkleid
Sind hier des Menschen Herrlichkeit.

Hier hört der Kampf des Christen auf,
Vollendet ist sein schwerer Lauf,
Die Seel eilt in der Ew'gen Land
Zurück in ihres Schöpfers Hand,
Sehnt sich zur Zahl der Seeligen,
Die froh vor Gottes Throne stehn,
Und harrt, was Gott mit ihr beschließt,
Ihr Herr und Heyland Jesus Christ.

Nimm nun den toden Staub, o Gruft!
Bis ihn der Welten Schöpfer ruft!
Bis einst, was jezt der Tod zerstört,
Zum neuen Leben wird verklärt.
Ermahn auch uns zu aller Zeit,
O Gott, an Tod und Ewigkeit,
Daß, wenn wir unser Ende sehn,
Wir freudig ihm entgegen gehn.

VI.

Anekdoten

von

Kranken und Sterbenden.

VI.

Anekdoten von Kranken und Sterbenden.

1.

Der Christ denkt auch in gesunden Tagen oft an seinen Tod.

1) Der zu Lübeck im Jahr 1745 verstorbene Magister Jakob von Melle, Senior des Ministerii und Pastor an der Marienkirche, ließ sich beynahe vierzig Jahre vor seinem Tode in der Lübeckschen Schloßkirche eine Capelle mit einer darüber gesetzten lateinischen Inschrift verfertigen. Und mit den lebhaftesten Eindrücken seiner Sterblichkeit besuchte er sehr oft diesen seinen zukünftigen Wohnort.

* * *

2) Der Herr von Hydec, Graf von Clarendon, welcher Schulden halber in ein Gefängniß zu London gesetzt worden war, und keine Befreyung zu erwarten hatte, verfertiget sich selbst seinen Sarg auf eine recht künstliche Art. Er zimmerte ihn aus einem ganzen Stück eines auf seinem Gute in

Kent

Kent gewachsenen Eichbaumes, und höhlte ihn mit einem Meissel aus. Er war schön poliret, acht Fuß lang, und vier Fuß breit, vier Zoll dick an den Seiten, und achtehalb Zoll dick an den Enden. Der Deckel war von gleichem Holze drey Zoll dick. In diesem Todenkasten schlief er öfters mit der größten Gemüthsruhe.

* * *

3) Der Markgraf Friedrich Willhelm von Brandenburg-Schwedt, — er starb den 4 März 1771 — ließ sich lange vor seinem Tode einen steinernen Sarg machen von einem großen Feldsteine, der in dem Bezirk seiner Herrschaft lag. Da er ihn gleichsam in Steinbreter zersägen ließ, welche zuweilen wieder zerbrachen, so läßt sich leicht vermuthen, daß ihm dieser Sarg eine große Summe gekostet haben müsse.

* * *

4) Der Baron von Tinnenwald, ein in allem Betrachte sonderbarer Mann, der zu Maynz noch im Jahr 1795 lebte, ehrte das Andenken seines Freundes auf folgende Art. In seinem Garten unter der Erde hatte er ein Gemach bereiten lassen, wo sich ein Leichenstein erhob, und wo sein seeliger Freund ausgestreckt mit aufgespreitzten Augen lag. Hier verrichtete er täglich seine Andacht. „Sich an den Tod zu gewöhnen, sagte er, hätte er schon viele Jahre hindurch hier gesessen, und sich mit

sei-

seinem balsamirten Freunde wenigstens zwey Stunden des Tages hindurch unterhalten."

* *
*

5) Friedrich Wilhelm 1, König v. Preussen, hatte bey der Verordnung wegen seines Leichen-Begängnisses, die er zwey Jahre vor seinem Tode machte, auch angeordnet, daß sein Regiment dabey feuern sollte, und er setzte mit einem heftigen Tone zu diesem Befehle hinzu: „Aber man gebe nur Acht, ob die Hunde nicht plackern werden." Nichts bezeichnet wohl stärker den militairischen Geist dieses Königes.

* *
*

6) Die gottseelige Churfürstin von Sachsen, Christiana Eberhardina, ordnete kurz vor ihrem Tode ihr ganzes Leichenbegängniß mit vieler Fassung an. Sie befahl, man sollte ihren Leichnam in ein weißes Tuch einwickeln, und niemanden sehen lassen, alsdann ihn in der Kirche zu Pretsch neben der Canzel unter ihren Wappen in der Stille begraben, mit dem ausdrücklichen Verlangen: „Macht keine Pracht mit mir!" Auch wählte sie sich ihren Leichentext selbst. Psalm. 16, der 5 und 6 Vers. Geb. d. 19 Dec. 1671 zu Baruth, — gest. d. 5 Sept. 1727 zu Pretsch.

* *
*

7) Als Fürst Carl v. Waldeck, — der den 29 August 1763 starb. — kurz vor seinem Ende gegen Mitternacht einst erwachte, so rief er seinen

Leib-

Leibarzt, und verlangte zu wissen, ob nicht sein Ende bald nahe sey! Der Leibarzt, der den Fürsten genau betrachtet hatte, sagte ihm gerade heraus, sein Ende sey sehr nahe. — O mein lieber Pape! was ist er mir, antwortete der Fürst, für ein angenehmer Bote! Gott vergelte es ihm.

* *
*

8) Der Superintendent zu Stuttgard, G. C. Rieger, der den 16 April 1743 daselbst starb, sagte zu seinem Arzte: „Wenn Sie mir mit Gründen aus der Natur-Lehre und Arzeneykunde versichern könnten, daß meine Auflösung bald nahe wäre, so sollten Sie mir ein rechter Evangelischer Botschafter seyn!"

* *
*

9) Der Königl. Dänische Consistorial-Rath und Probst zu Itzehoe, Kramer, hatte sich schon bey seinem Leben zu seiner Ruhestätte ein Plätzchen auf einem auserhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Kirchhofe von der Bürgerschaft zu Itzehoe erbeten. Er hatte eine alte Linde zum Obdach für seine Asche erwählt, mit welcher vier Linden, die er selbst pflanzte, ihre Zweige vereinten. Eine Hecke von wilden Rosen umschließt das Ganze. Hier wurde sein sterblicher Theil, nach seiner Verordnung und Vorschrift, mit Aufgang der Sonne, so prunklos als möglich beerdigt. geb. d. 21 May 1711; gest. d. 28 Julius 1794.

* *
*

10) Der Schwedische Reichsrath, Graf Cronhielm, trieb die gute Wirthschaft so weit, daß er auch auf seinem Kranken und Sterbebette, aus Besorgniß, seine Gemahlin würde für das, was zur Trauer nöthig wäre, zu viel bezahlen, die Kaufleute zu sich kommen ließ, selbst alles auf das genaueste behandelte, und dann ruhig und zufrieden starb.

* * *

11) Auch bey den Chinesern ist es nichts ungewöhnliches, sich noch bey ihren Lebzeiten das Behältniß verfertigen zu lassen, worinnen ihre Gebeine aufbewahret werden sollen, wenn sie nicht mehr unter den Lebendigen sind. — Oeffentliche Begräbnißplätze giebt es hier nicht, ausser in großen Städten. Wo jemand stirbt, da wird er begraben, und man kann daher das ganze Land einen großen Begräbnißplatz nennen.

2.

Vom Muthe, von der Gleichgültigkeit, von der Freude, bey Annäherung des Todes.

1) Auf dem Schavotte.

1) Maccail, ein Prediger der sogenannten Covenanters, oder Gegner der Bischöflichen Kirche in Schottland, ward unter den Insurgenten des Jahres 1666 gefangen genommen, und weil man ihn im Besitz der Plane der Parthey glaubte, auf die

Fol-

Folter geschlagen. Maccail wußte entweder nichts, oder war zu gewissenhaft, die Angelegenheiten des Bundes zu verrathen. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertrug er die allergrausamsten Martern. Während sein Leib ein Raub unerträglicher Quaalen war, arbeitete sich sein kämpfender Geist empor zu überirrdischem Entzücken. Als er fühlte, daß er jetzt sterben müsse, rief er begeistert aus: „Fahrt wohl, Sonne Mond, und Sterne! Fahrt wohl, Verwandte und Freunde! Fahrt wohl, Welt und Zeit! Fahr wohl, schwächlicher und morscher Leib! — Willkommen Ewigkeit! Willkommen ihr Heiligen und ihr Engel! Willkommen Heyland der Welt, und du, o Gott, der alles sieht, und alles richtet!" Ton und Miene, mit welcher der Sterbende diese Worte aussprach, erschütterte alle Anwesende, und entwafnete seine Peiniger selber.

* * *

2) Philopömen, einer der letzten Helden Griechenlandes, wurde in einem Gefechte mit den Messenern noch in seinem späten Alter gefangen, und nach Messene gebracht. Die Besorgniß für seine Soldaten, die vom Feinde übermannet waren, hatte ihm dies Unglück zugezogen. Als er hier ankam, wurde er in einen Kerker geworfen, und zum Tode verurtheilt. Sein Betragen in seinen letzten Augenblicken ist eben so merkwürdig wegen seiner so großen Gelassenheit, als wegen seiner zärtlichen Sorge für seine Landesleute. — Denn als ihm der

der Henker den Gift brachte, fand er ihn auf seinem Mantel liegen. Wie ihn Philopömen sahe, richtete er sich ein wenig auf, nahm den Becher in die Hand, und fragte den Henker: „ob er nicht wüßte, ob die jungen Soldaten, die bey ihm gewesen, in Sicherheit wären?“ Da dieser antwortete, daß sie, so viel er wisse, alle entronnen wären, gab er ihm einen freundlichen Blick, und bückte sich, um ihm zu danken. „Denn, sagte er, du sagst mir eine angenehme Nachricht; so sind wir doch nicht ganz unglücklich!“ — Hierauf trank er den Gift, sagte kein Wort mehr, legte sich wieder ruhig auf seinen Mantel, und starb bald darauf.

* * *

3) Hieronymus von Prag gieng mit heiterer Stirne, und fröhlicher Miene zum Tode. Er bebte vor dem Feuer nicht zurück, entsetzte sich nicht vor der quaalvollen Todesart. Nie hat irgend ein Stoicker den Tod so standhaft erlitten. Als er auf dem Richtplatze angekommen war, entkleidete er sich selbst, fiel dann ehrerbietig vor dem Pfahl auf die Knice nieder, an den er gebunden werden sollte. Man band ihn nackend an denselben, erst mit nassen Stricken, und dann noch mit einer Kette. Das Holz nicht klein gespalten, sondern in großen Scheiten ward um ihn herum, bis an die Brust hinauf geschichtet, und mit Stroh untermischt. So wie man es in Brand steckte, hub er ein Lied an zu singen, und Rauch und Feuer konnten ihn kaum zum Schweigen bringen. —

Noch einen Beweiß seiner unerschrocknen Seele! — Der Scherge wollte den Holzstos hinter seinem Rücken anzünden, um ihm den Anblick der Flamme zu entziehen. „Hierher! rief er, lege das Feuer vor meinen Augen an. Hätte ich es gefürchtet, so wäre ich nie nach einer Stadt gekommen, die ich leicht hätte vermeiden künnen.“ Er starb den 30 May zu Costnitz.

* * *

4) Otto Brüggemann, Hochfürstlicher Hollsteinischer Rath und Gesandter dieses Hofes an Schach Sefi in Persien, hatte sich durch sein hitziges Temperament viel zu Schulden kommen lassen, worüber er zur Rechenschaft gefordert, und verurtheilt wurde, seinen Kopf zu verliehren. Den fünften May 1638 gieng er seinen Gang zum Richtplatz mit unerschrocknem Herzen. Er ermahnte den Scharfrichter, nicht furchtsam zu seyn, und ermahnte ihn, wenn er den Kopf nicht mit einem Hiebe herunter bringen könnte, möchte er zween thun. Er ließ seinen Sarg in den Creyß bringen, setzte sich darauf, und ließ sich die Haare von seinem Diener, Sten Jenson, mit einem Flore aufbinden. „Denkst du, daß ich mich für den Tod fürchte,“ sagte er zu Jenson, wie er ihm die Augen zubinden sollte? Er sahe also dem Streich mit offnen Augen beherzt entgegen. — geb. d. 29 Febr. 1600 zu Hamburg.

* * *

5) Die

5) Die Standhaftigkeit verließ den General Stofflet, ehmaligen Chef der Chouans, auch in seinen letzten Augenblicken nicht. Als er des Nachts auf dem Pachthofe zu Saugreniere überfallen wurde, wo drey seiner Wächter in einer benachbarten Scheune eingeschlafen waren, befand er sich unbewafnet im Hemde, und vertheidigte sich auf das entschlossenste gegen die hereindringenden Grenadiere. Erst nachdem er mehrere Säbelhiebe und Bajonettstiche erhalten, bemächtigte man sich seiner, und führte ihn gebunden nach Angers. Die Antworten, welche er im Verhör vor der dasigen Kriegs-Commission ertheilte, waren kurz, überlegt, und von keiner Muthlosigkeit begleitet. Am 25 Februar 1796 geschah seine Hinrichtung. Als er aus dem dasigen Gefängnisse nach dem Platze der Hinrichtung geführt wurde, zeigte er gar keine Bestürzung, und beantwortete einer Person, die ihn dahin begleitete, noch mehrere Fragen mit völliger Geistes Gegenwart. Bey seiner Ankunft auf dem Richtplatz kniete er nieder, verband sich selbst die Augen, und ward unter dem Ausruf der zahlreich versammleten Menge: „Es lebe die Republick! erschossen.

* * *

6) Durch Religion gestärkt, betrat Ludewig der XVI mit Muth die Todes Bühne, und weigerte sich, die unterstützende Hand, die man ihm darbot, anzunehmen. Er hoffte des Vorrechts eines jeden Missethäters theilhaftig zu seyn, auf der

letzten Stufe seines Lebens, von allem Zwange entlediget, frey und laut seine Mitbürger anreden zu können. Allein der Unmensch, der die Execution commandirte, Santerre, widersetzte sich seiner Aeusserung. „Non, non, rief er seinem Adjutanten zu, ne le laissés pas parler, ce n' est point la le moment de parler! — Nein, nein, lassen sie ihn nicht reden, dies ist nicht die Zeit zu reden — und befahl zugleich dem Scharfrichter, sein Amt zu verwalten, und der ungeheuren Menge von Trommelschlägern, die Trommeln zu rühren. Je meurs innocent, et je pardonne à mes ennemis! veuille le ciel, que mon sang rende la paix à la France! — Ich sterbe unschuldig und verzeihe meinen Feinden! Gebe der Himmel, daß mein Blut Frankreich den Frieden wiederbringe! — war alles, was er deutlich und vernehmlich sagen konnte, ehe der Wirbel der Trommeln ihn unterbrach. Selbst der letzte Tropfen seines Blutes ward mit Schnupftüchern, Kartenblättern, Papieren und s. f. aufgewischt, und als keines mehr verhanden war, wurden bey hundert Tücher noch hingereicht, um das Schavott damit zu scheuern. Sein Rock, den der Scharfrichter wahrscheinlich aus Versehen liegen gelassen hatte, ward dem Volke zugeworfen.

* * *

7) Als einem edlen Römer, mitten im ruhigen Genuß des Lebens, da er lachend und scherzend im Creyße seiner Freunde saß, auf Befehl

des

des Tyrannen sein Todes-Urtheil angekündiget wurde, und der Scharfrichter, welcher es an ihm vollstrecken sollte, auch schon bereit stand, so gieng er mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit zum Tode, die alle seine Freunde in ein betäubendes Erstaunen versetzte.

Auf Befragen: wie ihm zu Muthe sey? gab er zur Antwort: Er fasse jetzt alle seine Gedanken zusammen, um auf den Punkt recht aufmerksam zu seyn, wo nun sein gegenwärtiges Daseyn in ein anderes Daseyn würklich übergehen würde.

* *
*

8) Cornelius de Witt, Grosadmiral von Holland, der Sieger von Chatam, wurde nicht allein in den Kerker geworfen, sondern auch, weil man kein Geständniß aus ihm herausbringen konnte, auf die Folter gespannt, und auf das grausamste und unbarmherzigste gemartert. Allein er beharrete standhaft auf seine Unschuld, und sagte mitten unter den größesten Schmerzen die schönen Verse des Horatz her:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida!

Ein großer Geist voll edler Entschliessungen
Bleibt standhaft, dringt der Bürger mit Ungestüm
Auf Frevel, läßt sich von der Großen
Feindlichem Anblicke nicht erschüttern!

* *
*

9) Den Sohn des großen Naturforschers Büffon schützte weder der Nahme seines großen Vaters noch seine eigene Liebenswürdigkeit. Er starb, wie so viele andere, unschuldig, und durch die Guillotine. „Ich könnte an das Andenken meines Vaters erinnern, sagte er sehr schön, vor seinem Gange zum Schavott: mein Vaterland kann stolz auf seine Werke seyn!"

* * *

10) Real, einer der Convents-Deputirten, die im Schlosse Luxemburg im Gefängnisse saßen, war durch seine fröhliche Laune für die andern Gefangenen ein kostbarer Schatz. Er flößte ihnen Muth ein, tröstete sie durch seine Gespräche, und verschafte durch seine musicalischen Talente — er spielte nehmlich die Violine, — ihnen die angenehmsten Unterhaltungen. Er sang in einem fort, und unter Music und Gesang erwartete er seinen Tod. Wenn ein Karren voll weggebracht wurde, so wunderte er sich immer, daß die Reyhe noch nicht an ihn gekommen sey, an ihn, der dem Tyrannen Robesbierre so harte Wahrheiten gesagt hatte, anstatt daß so viele andere sich vor dem Götzen zur Erde warfen, und ihn anbeteten.

* * *

11) Dionysius der ältere hatte endlich nach einer langwierigen Belagerung die Stadt Rheggio in Italien eingenommen, und den Feldherrn Phyton, einen sehr rechtschaffenen Mann, der diese

Stadt

Stadt so hartnäckig vertheidiget hatte, zum Gefangenen gemacht. Diesen Mann nun bestimmte er zum traurigen Beyspiele seiner Rache. Zuerst sagte er ihm, daß er Tages vorher seinen Sohn, und alle seine Verwandte habe ersäufen lassen; worauf Phyton nichts weiter antwortete, als: „Sie waren einen Tag früher glücklich, als ich!" Hierauf ließ er ihn ergreifen, die Kleider abreissen, durch die Gassen der Stadt schleppen, aufs schändlichste und grausamste geisseln, und ihn dabey mit den schmäligsten Schimpfwörtern belegen. Phyton aber behielt immer standhaften Muth, und erlag seinem traurigen Schicksal nicht. Vielmehr erzählte er unterdessen mit unverzückter Miene die ehrenvolle und rühmliche Ursache seines Todes. Wie er sein geliebtes Vaterland nicht habe den Händen eines Tyrannen übergeben wollen, und drohete ihm dabey mit der nahen Strafe der Gottheit. Dionysius unterstand sich nicht, ihn öffentlich umbringen zu lassen, sondern ließ ihn insgeheim im Meere ersäufen.

* * *

12) Bey dem Gefechte der Franzosen mit dem Condeischen Corps ohnweit Zweybrücken, im Jahr 1794 wurde der Graf Tongroß, ein französischer Edelmann, bedeckt mit sechs schweren Wunden von den Franzosen gefangen. Er sollte nach dem Gesetze, als ein Emigrirter umgebracht werden. Der Anblick seiner Wunden, seine bis an Unempfindlichkeit grenzende Geduld, seine Heldengröße, mit

der er alles betrachtete, rührte jeden bis zu Thränen. Die Frechheit der National-Garden, ihre ungezähmten Lästerungen verachtete er mit verächtlicher Miene, und sprach nur die wenigen Worte: „Arme Franzosen! Unglücklich bethörtes Volk!“

Der Graf war wegen seiner militärischen Kenntnisse als Ingenieur allgemein bekannt, und auch von der Generalität geschätzt. Der General Lendremont glaubte diese Verdienste ehren zu müssen, und dem Grafen einen Beweiß seiner persönlichen Achtung zu geben, wenn er ihn von den Piqueten der ganzen Armee erschiessen ließ. Der Graf lächelte, und schien mit dieser kleinen Schmeicheley sehr zufrieden zu seyn. Indessen dauerten die Anstalten etwas lange, und man bot dem Grafen noch einmal den von ihm verweigerten Verband seiner Wunden an. Er lächelte und sagte, indem er aufs Herz deutete: „Diese Wunde blutet, troz eurer Menschlichkeit; ihre Schmerzen sind die heftigsten, sie vermag keiner von euch zu lindern. Warum sollte ich auch nicht noch diese kurze Zeit für mein Vaterland leiden dürfen! Habe ich sie doch, diese Wunden, als Mann empfangen! — Ihr Anblick schreckt mich eben so wenig, als der Tod!“ Man bot ihm Speise und Trank an, aber er schlug dies Anerbieten aus. „Ich konnte es annehmen, sprach er, denn seit gestern habe ich nichts zu mir genommen, auch bedürfte ich dieser Stärkung, meine sinkenden Kräfte zu unterstützen, meine Wunden zu tragen, um mit Fassung den bevorstehenden Schritt zum Tode zu thun. Aber nein, damit

auch

auch die Verläumdung nicht von fern sagen könne, Graf Tongroß habe seinen Muth durch Speise und Trank erkünstelt, so entsage ich jeder Stärkung. Die Officiere der Linien-Truppen bedauerten und trösteten ihn. Der Graf bedauerte sie, wurde aber schnell ernst, und sprach kalt: „Auch jetzt sind wir noch Feinde! Nur Freundes Trost gewährt Labung dem kranken Herzen! Wir schweigen davon.“ Endlich bedeutete man ihn, daß alles zu seinem Tode bereit sey, und wollte ihm die Augen verbinden; er litt es nicht, und bestand darauf, sehend, und mit ofnen Augen zu sterben. Trotz seiner heftigen Verblutung, und seinem durch die schweren Wunden gelähmten Körper gieng er majestätisch dahin, und kniete nieder auf der bezeichneten Stelle. Zuvor hatte er den commandirenden Officier gebeten, den Augenblick seines Todes selbst angeben zu dürfen, und auf sein lautes: Vive le Roi! Es lebe der König! stürzte er unter den Kugeln nieder.

* * *

13) Der unglückliche Bailly war der Mann, der in der ganzen Revolutions-Zeit die meiste Ehre aber auch zuletzt die schrecklichste Todesstunde erfahren hat. Er starb unter den größten Schmähungen, man spuckte auf ihn, man schlug ihn, so daß die Henkersknechte selbst unwillig über so viel Wuth wurden. Man bewarf ihn mit Koth, sein Schavott ward in einem Häufen Unrath errichtet. Drey Stunden mußte er auf dem Richtplatz ausdauern, während daß ein kalter Regen fiel. Mit den Händen

auf dem Rücken stand er da, ohne sich die Nässe aus dem Gesichte wischen zu können. Einigemal bat er um das Ende so vieler Leiden, aber er sprach diese Bitte ganz mit der Gelassenheit des Weltweisen aus. „Du zitterst, Bailly! sagte jemand zu ihm: Vor Kälte, Freund!“ war die Antwort des gelassenen, muthvollen Mannes.

* * *

14) Der Graf Delbeck war Obrist-Lieutenant, und hatte den Dienst verlassen. Er lebte jetzt zurück gezogen von der großen Welt in der Vendee und hatte eine Person geheyrathet, die ihm ein kleines Landgut von fünf bis sechs tausend Livres jährlicher Einkünfte zugebracht hatte, auf welchem er ruhig lebte. Der Graf Delbeck war 54 Jahr alt, und hatte, als er bey der Affaire von Noirmontiers als General der Rojalisten-Armee gefangen wurde, sechzehen Wunden, alle von vorne empfangen. Die Knochen hiengen nur noch am halb zerrissenen Fleische. Sein Stab und seine Soldaten wollten ihn, ob sie gleich zur schnellsten Flucht gezwungen waren, mit sich nehmen. Da er sich aber ganz ausser Stand fühlte, ihnen zu folgen, ohne ihren nothwendigen Rückzug zu erschweren, so faßte er den heldenmüthigen Vorsatz, ganz allein auf dem Schlachtfelde zu bleiben, und den Tod von den Siegern zu erwarten. Prieur de la Marne, und ein anderer Deputirter begleiteten die Republicanische Armee. Er ward vor ihnen gebracht. Die Zusammenkunft war von beyden Seiten

ten anständig. Die Deputirten nannten ihn General, er sie Messieurs! Man legte ihm einige Fragen vor, die er mit eben so viel Kaltblütigkeit als Mäßigung beantwortete. Ohne den Deputirten Zeit zu lassen, ihm sein Schicksal anzukündigen, sagte er zu Ihnen: „Ich weiß, meine Herren, wie sie sich den Vorschriften derer gemäß, die sie hierher gesandt haben, gegen mich verhalten müssen. Ich habe als Mann von Ehre gefochten, und werde als solcher zu sterben wissen. Ich bitte sie unterdessen, den ihrigen bemerklich zu machen, daß sie unrecht thun, so mit uns zu verfahren. Sie müssen wissen, daß die Catholische Armee, obgleich jetzt besiegt, noch mehr denn 21000 der Ihrigen zu Gefangenen hat, und daß, wollten wir uns so weit vergessen, ihrem Beyspiele zu folgen, dergleichen Repressalien wenigstens einen Anschein von Gerechtigkeit für sich haben würden. Er zog hierauf seine Uhr aus der Tasche, und gab sie einem Officier des Regiments Armagnac mit den Worten: Er hoffe, er solle nicht guillotinirt werden, weil er dies Geschenk eines braven Mannes angenommen habe, das er zu behalten bitte. — Nun meine Herren! sagte er, und wendete sich zu den Deputirten, habe ich zwey Bitten an sie zu thun. Ein alter Mann, in dem Zustande, darinnen ich bin, würde nur sehr mühsam nach Nantes zu bringen seyn. Vielleicht möchte ich die Reise von sieben Meilen nicht aushalten. Auf jeden Fall würde mein physischer Zustand unter der Guillotine geringe Wirkung thun. Sie werden mich also verpflich-

pflichten, wenn sie mich geradezu hier niederschießen lassen. — Ferner darf ich ihnen wohl nicht erst sagen, daß ich die blauen — die National-Garden — nicht sehr liebe. Gestatten sie mir also, durch die Grenadiere des Regiments d'Armagnac erschossen zu werden. Seine Bitten wurden ihm gewähret. „Die Grenadiere, die sich durch die ihrem weißen Rocke, als der altfranzösischen Uniform, erwiesene Ehre geschmeichelt fühlten, sagten zu ihm: „General! wir sind zu ihrem Befehl! —“ Der Ueberrest von Delbecks Cörper fiel also dahin unter einer Menge von Flintenkugeln. Sein Leichnam wurde sogleich auf der nehmlichen Stelle mit Anstand und ohne alle Entweihung begraben.

2) Beyspiele des Muths bey naher Todes-Gefahr.

1) Bey einer Belagerung von Strahlsund dictirte Carl der XII., König von Schweden seinem bey sich habenden Secretair einen Brief, als eben eine Bombe durch das Dach ins Hauß schlug, und nahe bey dem Zimmer, worinnen der König war, zersprang. Der Secretair ließ ganz erschrocken die Feder fallen. „Nun! Was giebts, sagte Carl, Warum schreibt er nicht?“ Ach! Ihro Majestät die Bombe — die Bombe — „Was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun?“ erwiederte hierauf Carl: schreib er nur weiter.

* * *

2) Die

2) Die Königin, Henriette von England wurde zehn Tage lang mit ihrer Flotte von einem wüthenden Ungewitter beunruhiget. Die Schiffleute wurden so sehr erschreckt, daß sie den Gebrauch des Verstandes verlohren, und einige von ihnen stürzten sich in die Fluthen. Sie, die allezeit unerschrocken blieb, auch bey dem größten Wüthen des Sturms, beruhigte jedermann durch ihre Gleichmüthigkeit wieder. Sie ermunterte alle zum Vertrauen auf Gott, und um aus ihren Gemüthern alle die schädlichen Vorstellungen des Todes zu entfernen, der sich auf allen Seiten her zeigte, sagte sie mit einer so heitern Miene, die schon die Stille wieder zu verkündigen schien: „daß eine Königin niemals im Wasser umkommen würde.“

* * *

3) Beyspiele des Muths im Schlachtfelde.

1) Heinrich der X. König von Frankreich begeisterte zu Anfange der Schlacht sein ganzes Heer mit Muth, indem er sagte: „Soldaten! Wenn keine Fahnen mehr da sind; so sehet nur nach meinem weißen Federbusche, ihr werdet ihn allezeit auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.

* * *

2) Epaminondas lag, tödtlich mit einem Wurfspieße verwundet, auf der Erde, und das Schicksal seiner Waffen, und der Ausgang der Schlacht

mach=

machten ihn unruhig. Aber so bald man ihm seinen Schild gezeiget, und versichert hatte: die Thebaner haben gesiegt, so kehrete er sich mit heiterem Antlitz zu den Umstehenden, und sprach: „Betrachtet, meine Freunde, diesen Tag nicht als das Ende meines Lebens, sondern als den Anfang meines Glücks, und die Vollbringung meines Ruhms! Ich hinterlasse mein Vaterland siegend, das stolze Sparta gedemüthiget, und Griechenland von der Knechtschaft befreyt." Sodann zog er das Eisen aus seiner Wunde heraus, und starb. —

* * *

3) Wo willst du hin? rief der Herzog von Luxemburg in der Schlacht bey Nerwinden einem Soldaten zu, den er aus seinem Gefecht treten sah. „Ich will vier Schritte von hier sterben!" antwortete dieser, indem er seinen Rock aus einander schlug, und eine tödliche Wunde zeigte, — „aber ich danke dem Himmel, daß ich das Leben für meinen König verliehre, und unter einem so würdigen General gefochten habe. Ich kann ihnen jezt, da ich dem Tode nahe bin, die Versicherung geben, daß unter meinen Cameraden nicht ein einziger ist, der nicht so gesinnet wäre."

* * *

4) Im Jahre 1754 befand sich der Holländische Capitain Philippi mit seinem Schiffe in Ostindien auf der offenbaren See. Er war ein Mann von 27 Jahren. Der berüchtigte Seeräuber Angria, schweifte damals auf dem Meere. Er überfiel

fiel also auch den Philippi. Drey Tage lang zeigte derselbe mit seiner Mannschaft eine fast unerhörte Tapferkeit gegen diesen wilden Räuber. Endlich aber bestiegen fast 600 Feinde sein Schiff. Er wußte sich nicht anders zu retten, als seinen Pulver-Vorrath anzuzünden, und das ganze Schiff auf die Art in die Luft zu sprengen.

* * *

5) Bey Narva wurde Carl der XII. König von Schweden, da er am 30 November im Jahr 1700 mit 8000 Schweden 100000 Rußen im achtzehnten Lebens Jahre angriff, ein Pferd nach dem andern erschoßen. Als dem zweyten durch eine Stückkugel der Kopf hinweggenommen war, sagte er, indem er auf das dritte sprang, ganz kaltblütig: „Das Gesindel da macht, daß ich meine alten Künste versuchen muß!“ und so fuhr er fort zu fechten.

* * *

6) Lord Macdonal, ein eifriger Anhänger des Prätendenten Carl Eduarts von England, der ihn nach dem unglücklichen Treffen, — das den 27 April im Jahr 1746 vorfiel, — auf seiner Flucht begleitete, und auf dieser Flucht eine Stunde weit hinter ihm zurück blieb, um ihm von allen Verfolgungen sichere Nachricht zu geben, wurde tödtlich von den Nachsetzenden verwundet. Allein er ritt doch verwundet dem Prinzen nach, und als er zu ihm kam, sagte er mit sterbender Stimme, daß die beyden Officiere, seine Begleiter, gefangen genommen worden wären, und daß er seine Rettung allein seinem

guten

guten Pferde zu verdanken hätte. Er hätte einen Pistolen Schuß in den Rücken bekommen, und fühle, daß er tödlich sey. „Prinz, sie werden verfolgt, retten sie sich, sagte er, und so gab er seinen Geist auf.“

* * *

7) Da bey Cannä die ganze Römische Armee zu Grunde gerichtet worden war, bot Leutulus dem verwundeten General Aemilius ein Pferd an, worauf er entfliehen könnte. Dieser wollte aber die Niederlage nicht überleben, ob er gleich nicht Schuld daran gewesen war, sondern blieb auf dem Steine sitzen, an welchem er sich, als er verwundet worden war, gelehnet hatte, bis er von dem Feinde überfallen, und durchbohrt wurde.

* * *

8) Am vierten September 1796 gieng ein Detaschement des Regiments des Baron von Toll, aus eilf Officieren und 218 Mann, auf der Rückfahrt von Corsika, durch einen Sturm unter. Die Soldaten suchten sich aus dem großen Transportschiffe in die große Schaluppe zu retten, und baten ihren Commandeur, den Baron von Tiefenthaler, daß er doch besonders für die Erhaltung seines Lebens besorgt seyn möchte. „Nein! Kinder! rief er ihnen zu, rettet euch nur selbst erst, ich werde mich zuletzt zu retten suchen!“ Aber alles gieng unter, auch die Schaluppe; wenige entkamen dem Tode.

* * *

9) Als

9) Als sich der berühmte Ritter Bayard von einer Musqueten Kugel verwundet fühlte, und man ihm anrieth, sich aus dem Treffen zu begeben, antwortete er: „Er werde gegen sein Ende nicht anfangen, dem Feinde den Rücken zuzuwenden," und nachdem er noch so lange gefochten hatte, als es seine Kräfte erlaubten, und nun fühlte, daß er vom Pferde sinken würde, so befahl er seinem Quartiermeister, ihn an den Stamm eines Baums zu legen, doch so, daß er mit dem Gesichte gegen den Feind gekehrt stürbe, wie denn auch seinem Verlangen gemäß geschahe.

* * *

10) Bey der Belagerung von Tortona befahl der General der Armee, die vor der Stadt lag, dem Carew, einem irrländischen Officier in Neapolitanischen Diensten, mit einem kleinen Commando einen besondern Posten einzunehmen. Da er diesen Befehl gegeben hatte, so sagte er dem Carew ins Ohr: Mein Herr, ich weiß, daß sie ein tapferer Mann sind. Ich habe ihnen daher diesen Befehl aufgetragen. Ich sage ihnen im Vertrauen, daß sie alle daselbst ihren gewissen Tod finden werden. Ich stelle sie dahin, damit der Feind eine Mine unter sie springen lasse. Carew machte dem General eine Verbeugung, und führte seine Leute in aller Stille auf den erschrecklichen Posten. Er stand daselbst mit unveränderlichem Muthe, und nachdem er einen von den Soldaten um einen Trunk Wein gebeten hatte, so sagte er:

„Hier trinke ich für alle diejenigen, welche als brave Leute in der Schlacht fallen." Glücklicher Weise gieng in dem Augenblicke Tortona über, und Carew blieb am Leben.

* * *

4) Beyspiele des Muths auf dem Kranken- und Sterbebette.

11) Als König Carl III. von Spanien ohne Hofnung lag, so mußte man ihm gegen fünf Uhr Abends die lezte Oehlung geben. Bald darauf ließ er den Premier-Minister, Grafen von Florida Blanka, ruffen, um sein Testament zu unterzeichnen und zu versiegeln. Als dem Minister bey diesem lezten Dienste, den er seinem ihn liebenden Monarchen jezt erwieß, einige Thränen aus den Augen fielen, so sagte der König mit vieler Standhaftigkeit, im Geiste Ludwigs des XIV. von Frankreich: „Haben sie denn geglaubt, mein Lieber, daß ich unsterblich wäre?" Wenig Stunden darauf verschied er mit der Standhaftigkeit, Fassung, und religiösen Frömmigkeit, die er in seiner Krankheit, und sein ganzes Leben hindurch behauptet hatte.

* * *

12) Die Gewohnheit zu leiden erwirbt den Negern eine erstaunliche Geduld. Lebat drückt sich darüber folgendergestalt aus:

Man hört sie selten schreyen oder klagen. Dies rührt nicht von Unempfindlichkeit her, denn ihr Fleisch ist außerordentlich reizbar und zart, und ihre Nerven sind sehr fein; sondern eine ungewöhnliche Seelengröße, welche den peinlichsten Schmerzen, und selbst dem Tode Trotz bietet, ist die Ursache davon. — Ich sah einen Neger verbrennen, welcher so weit davon entfernt war, über sein Schicksaal zu zittern, daß er auf seinem Wege zum Tode sich noch eine Pfeife Taback ausbat, und ich bemerkte, daß er in den Augenblicken, wo seine Füße von den Flammen schon verzehrt wurden, noch sehr ruhig fortrauchte.

* * *

13) Lorenz von Medicis, der größte Mann seiner Zeit, blieb bey der Nachricht von seinem nahen Lebens-Ende, die ihm der berühmte Arzt Lazaro von Piazenia brachte, so gelassen, als habe er eine ganz unbedeutende Botschaft erhalten, und sein unerschütterlicher Muth erstreckte sich so weit, als er nach den Grundsätzen der Philosophie nur immer gehen konnte. Er tröstete seine Freunde, ertheilte ihnen Befehle, deren Befolgung er nach seinem Tode für nothwendig hielt. Er brachte seine häuslichen Angelegenheiten vermittelst eines Testamentes in Ordnung, und nachdem er von der Welt Abschied genommen hatte, ließ er niemanden mehr vor sich, als Geistliche und andere religiöse Personen. In ihren Armen gab er seinen Geist auf.

Hätte er noch drey Monathe länger gelebt, so wäre er volle vierzig Jahre alt geworden.

* * *

14) Johann de Montmorency, Connestable von Frankreich, ward in einem Treffen tödlich verwundet. Die Aerzte gaben sein Leben auf. Man ermahnte ihn daher, als ein guter Christ zu sterben, und bey seinem Tode eben die Tapferkeit zu beweisen, welche er in seinem Leben so oft bewiesen hatte, und er antwortete: „Da ich achtzig Jahre angewendet habe, recht zu leben, so macht es mir keinen Kummer, eine Viertelstunde anzuwenden, um recht zu sterben.“

* * *

15) Nikolaus Vauquelin Desyretan, der im Jahre 1648 im achtzigsten Jahre seines Lebens zu Paris starb, ein berühmter Dichter seiner Zeit, ließ sich in seiner Todesstunde von seiner Geliebten sein Leibstückchen vorspielen, damit er, wie er sagte, auf eine recht vergnügte Art in die Elisäischen Felder übergehen möchte.

* * *

16) General von Rhodich genoß die Liebe seines Königes bis zur lezten Stunde seines Lebens, da derselbe noch seinen General-Adjutanten zu ihm schickte, und ihm seinen lezten Dank für alle dem Staate geleisteten Dienste darbringen ließ; worauf

auf er erwiederte: „Daß er zwar den Tod nie gefürchtet habe, aber ihm jezt desto freudiger entgegen gehe, da er mit dem Beyfall seines Königes auch die ruhigste Zufriedenheit seines Gewissens vereinigen könnte." Er befahl, daß er in aller Stille bey seinen alten Kameraden auf dem Invaliden Kirchhofe begraben würde, da er an ihrer Spitze dem Tode so oft entgegen gegangen sey, ohne ihn vor dem Feinde zu finden. Hierauf zog er noch selbst das Sterbe-Kleid an, womit man ihn in den Sarg legen sollte, und erwartete nun mit aller Ruhe, bey der vollkommensten Gegenwart seines Geistes, die wenig Stunden darauf erfolgte Auflösung seiner Seele. — Gewiß, wenig Menschen sehen ihrem Tode mit so vieler Faßung, bey gänzlich ungeschwächtem Verstande, entgegen. Er war eines Predigers Sohn aus der Churmark, und starb den 25 Januar 1796.

* *
*

17) In Prenzlau starb am 24 März 1796. eine Edle, der es gewiß nicht an ächter Weiblichkeit und Sanftheit des Characters fehlte, Fräulein Julie von Holzendorf. Sie hatte ihren Geist, bis in ihr gegenwärtiges reiferes Alter mit Lust und Eifer durch die Wissenschaften gebildet. Sie starb an den Folgen der Maßern, neun und zwanzig Jahr alt. Sie bat so innig, es ihr zu sagen, ob und wenn sie sterben müsse, und berief sich auf das Vertrauen, welches man zu ihrem gesetzten

Sinne haben könnte, daß der Arzt ihren Willen erfüllte, und erklärte: sie würde etwa in zwey Stunden entschlummert seyn. Bey dieser Nachricht veränderte sie sich nicht, sondern bat sich aus, ihre Mutter, und wer ihrem Herzen sonst theuer war, noch zu sprechen, nahm auf das gefühlvollste Abschied, vermahnte ihre jüngeren Schwestern zu einem weisen und tugendhaften Verhalten, trug einer ihrer Freundinnen auf, ihren Arzt, wenn ihm etwa ihr Tod zur Last gelegt werden sollte, zu vertheidigen, bemerkte das allmählige Schwinden ihrer Sinnen-Kräfte, prickelte mit einer Nadel sich in die Finger, um das Absterben derselben zu bemerken. „Nun, sagte sie, schwindet mir das Gesicht, — nun das Gehör" — und so entschlummerte sie.

* * *

18) Als der Arzt dem um Danzig so verdienstvollen Bürgermeister, Johann Gotthelf Reyger, das Herannahen seines Todes bestimmt ankündigte, und ihn aufforderte, seine etwa noch übrigen Geschäfte in Ordnung zu bringen, antwortete der gute Greis mit Gelassenheit: „Ich habe nichts zu sorgen, ich bin bereit! Hat Gott es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn." — In diesem Augenblicke trat seine Gattin und sein Sohn herein, er wendete sich daher, und betete den letzten Theil des Verses still für sich, um sie nicht zu sehr zu erschüttern. Wenig Minuten

ten darauf lag er tod da. — Geb. d. 3 April 1725, gest. d. 18 May 1793.

* * *

5) Beyspiele von vorzüglichen Tugenden, von Sterbenden ausgeübt.

19) Vaterlands Liebe im Tode. — Da zu Athen der letzte König, Codrus, regierte, fielen die Dorienser in Attika ein, und rückten, da sie alles vor sich her verwüsteten, bis vor Athen. Codrus hatte sich dies nicht vermuthet, und befand sich also nicht im gehörigen Vertheidigungsstande. Als er sahe, daß er dieser überlegenen Macht nicht die Spitze biethen könnte, und daher auch keine Hofnung zu irgend einem menschlichen Beystande vor sich fand; so nahm er seine Zuflucht zu dem damals berühmten Orakel zu Delphos, und ließ sich erkundigen, auf was Art dem Uebel abzuhelfen wäre? Die Antwort war: „der Krieg würde sein Ende erreichen, wenn er, Codrus selbst, durch die Hand der Feinde umkäme." Dieser Ausspruch ward also bald nicht allein unter den Belagerten in Athen, sondern auch im feindlichen Lager ruchbar. Die Befehlshaber der Dorienser liessen hierauf allen ihren Soldaten Mann für Mann, bey hoher Strafe, anbefehlen, daß sich ein jeder hüten sollte, den Athenienſischen König Codrus im Gefechte zu verwunden.

Codrus hatte dies kaum erfahren, so legte er seinen Schmuck und alle Zeichen seiner königlichen Würde ab, zog ein schlechtes, gemeines Kleid an, schlich sich aus der belagerten Stadt, und machte sich unter einen Trupp feindlicher Soldaten, welche eben in der Nähe fouragirten. Nach einigem Wortwechsel, den er mit ihnen anfieng, kam es endlich zu Schlägen. Indem nun der als ein Bauer verkleidete Codrus einem von diesen Soldaten den Säbel, welcher nach Art einer Sichel gekrümmet war, aus den Händen reissen wollte, und ihn dadurch etwas beschädigte, so brachte er denselben dergestalt wider sich auf, daß ihn dieser auf der Stelle niederstieß.

Bey genauer Besichtigung des Körpers ward der entleibte vermeynte Bauer für den König von Athen erkannt. Sobald dieser Vorfall vor die Befehlshaber der Dorienser kam, geriethen sie in die äuserste Bestürzung, und in dem Augenblicke gaben sie Befehl zum Aufbruche. Sie zogen, ohne eine Schlacht zu wagen, von der belagerten Stadt ab, und giengen in ihr Land zurück. So wurden die Athenienser durch die großmüthige Aufopferung ihres heldenmüthigen Königes von einem beschwerlichen Kriege befreyet.

* * *

20) Eben desselben Inhalts. — In der Nacht vom 29 bis 30 August wollten die Franzosen

zosen im Jahr 1706 die Stadt Turin, die der Oesterreichische Feld-Marschall Daun vertheidigte, ersteigen. Sie waren schon auf der Gallerie, als ein Deutscher Minirer, der mit seinem Officir an einer noch nicht ganz fertigen Mine, unter der Gallerie, stand, und schon die Feinde mit Aexten die Thüre einschlagen hörte, zu ihm sagte: „Das einzige Rettungs-Mittel ist, Feuer in die Mine zu legen; eilen sie, Herr Hauptmann, zum Gouverneur, und empfehlen sie ihm meine Frau und Kinder in Deutschland, ich, ich bleibe, und zünde an." — Tiefgerührt über die kühne Aufopferung eilte der Officier aus dieser unterirrdischen Höhle des Verderbens. Kaum war er fort, so flog die Mine auf, mit ihr der Minirer, aber auch alle eindringende Feinde.

* *
*

21) Kindes-Liebe im Tode — Louis von Bourbon, ein hofnungsvoller Prinz, der die bewundrungswürdigsten Proben der Tapferkeit zur Vertheidigung seines Vaterlandes abgelegt hatte, hörte von dem Tode seines Vaters, der als Vice-König von Neapel zu Pozzuolo im Jahre 1495 gestorben war, von dem er jetzt weit entfernt gelebt hatte. Er eilte zu dessen Grabmahl, ließ es öfnen, sieht die Asche seines Vaters, erstarret und stirbt. Mann nennte ihn dazumal Le Heros de la tendresse filiale, den Held der kindlichen Zärtlichkeit.

* *
*

22) Heiterer Muth im größten Unglück. — Marx von Eckversheim, ein Elsassischer Ritter, verlohr in einem feindlichen Treffen beyde Hände, die ihm ein Gegner mit einem Schlachtschwerde auf einen Streich abhieb. Eben gieng ein Bote ab, der ihn fragte: „ob er nichts an seine Gemahlin zu bestellen hätte„? „Weiter nichts, als daß sie, sagte er lächelnd, nun nicht mehr nöthig hat, mir ein Handbecken vorzuhalten. Die Hände sind fort!" — Sein Geschlecht führte nachher die zwey abgehauenen Hände im Wappen.

* * *

23) Liebe gegen seinen Fürsten. — In der Schlacht bey Ferbelin saß der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf einem weißen Pferde. Sein Stallmeister, Froben, bemerkte, daß die Schweden vorzüglich auf dieses Pferd zielten, weil es sich durch seine Farbe vor den übrigen unterschied. Er bat daher seinen Herrn, daß er mit ihm tauschen möchte, und wendete vor, das Pferd des Churfürsten wäre scheu. Kaum hatte dieser getreue Diener einige Augenblicke darauf gesessen, so wurde er erschossen, und erhielt also durch seinen Tod das Leben des Churfürsten.

* * *

24) Treue im Tode gegen seinen Herrn. — Ein Bedienter des Präsidenten d' Al * * zu Aix wurde mit seinem Herrn verhaftet. Man klagte beyde an, der Republick Frankreich eine ungeheure Summe durch Verbergung entwendet zu haben. Der Präsident wurde jedoch bald von dieser Anklage losgespro-

sprochen, denn alles bewieß, daß der alte Bediente allein um das Geheimniß der Frau von Al — — — wisse, die bey ihrer Auswanderung diese Summe verborgen hatte, welche man auf 100000 Thaler schätzte. Man bot ihm an, ihm das Leben zu schenken, wenn er das Geheimniß verrathen wollte, und der Präsident selbst, der die Erhaltung eines Biedermannes höher schätzte, als die Erhaltung seines Vermögens, begab sich zu ihm in das Gefängniß, sprach ihn von dem Eide der Verschwiegenheit los, den er seiner Frau geleistet, und verlangte, daß er durch die Entdeckung sein Leben lösen sollte. „Als ich dies wichtige Geheimniß allein über mich nahm, antwortete der wackere Diener, wußten Madam und ich zum voraus, daß sie unfähig seyn würden, es zu bewahren; aber ich — ich wußte, wozu es mich verpflichtete, und sollte ihre Gemahlin sterben, so lebt jemand auser Frankreich, welcher dereinst das ihren Kindern wieder zustellen wird, was meine Standhaftigkeit ihnen jetzt rettet.“ — Und so fiel das Haupt des Treuen auf dem Schavott, ohne daß seine Zunge sich durch Verrätherey entweyhet hätte.

* *
*

25) Treue im Tode gegen seinen Fürsten. — George Heinrich Biczow war Heyducke bey dem König Stanislaus Augustus von Pohlen, und gegenwärtig, als man den König, bey der großen Verschwörung wider ihn, aus dem Wagen reissen und tödten wollte. Gott! sagte er, meinen besten König

nig sollte ich hier mißhandeln, — sollte ich von Mördern tödten sehen! Könnte meine Seele diesen Anblick ertragen? — Und wie würde sein verwaistes Reich durch seinen Tod nicht erst in die kläglichsten Umstände versezt werden? — Nein dieser Arm ist stark genug zum fechten, dieser Körper standhaft genug zum dulden! — Er, voll Schmerz und Wuth, eilt also zur Thür des Wagens, stand da fest wie eine Mauer, und ficht muthig, wie ein Löwe, hielt alle die Säbelhiebe, und das tödtende Blei auf, so, daß der Monarch unverlezt blieb, bis endlich zwei tödtliche Kugeln ihn erreichten, die auf den König gezielt waren, daß er tod zur Erde hinsank. — Der König, durch den Tod dieses Edeln gerührt, und für die Treue erkenntlich, versorgte sobald seine durch den Tod ihres Sohnes nunmehro verwaiste und verlaßne Mutter, deren Versorger er gewesen war. — Ihn selbst aber ließ der Monarch auf das festlichste begraben; und die Nation, ihre Dankbarkeit bezeigend, daß er ihren König so treulich vertheidigt, und sein kostbares Leben mit seinem Tode erkauft, begleitete ihn, in dem sämmtlichen Adel und dem Hofstaat bestehend, zu seinem Grabe. Auch hat ihm der König ein kostbares marmornes Monument mit dem herrlichsten Inhalte auf den Gottesacker zu Leschne setzen lassen, daß seine Liebe und Treue zu seinem König auch die Nachkommen erfahren, und ihn seegnen mögen. —

* * *

26) Eben des Inhalts. — Eben so eine erhabene That erzählt uns die Geschichte von einem

Pagen

Pagen des Herzog Moritz, der, als selbiger in Gefahr war, sein Leben durch die Hand der Türken zu verliehren, sich auf den überwundenen Herzog legte; so alle Säbelhiebe auffieng, und für seinen Herrn den Tod der Helden starb, den er noch in den letzten Augenblicken mit der Rettung seines guten Herrn belohnt sahe; denn unter der Zeit kam der Ersatz herbey, und zerstreute mit heldenmüthiger Tapferkeit die Türken.

* * *

27) Demuth. — Die Churfürstin Anna zu Sachsen, Augusti des ersten Gemahlin, gebohren den 22 November 1532, befahl auf ihrem Sterbebette, daß man bey Hofe und in der Stadtkirche nicht anders, als mit diesen von ihr vorgeschriebenen Worten für sie bitten sollte. „Es wird begehret, ein gemeines, christliches Gebet zu thun, für eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden ist, um Christi willen; Gott wolle ihr gnädig seyn um dieses seines lieben Sohnes willen. Amen. —“ Sie starb den 1 October 1585 nach sieben wöchentlichem Krankenlager an der Pest im 53 Jahre.

* * *

28) Liebe eines Schülers gegen seinen alten Lehrer. — Ein Savoyarde hatte sich bis zum Schließer eines Gefängnisses in Paris emporgeschwungen. Rauh ohne Härte erlaubte er sich nie

Drohun-

Drohungen oder Beleidigungen gegen die Gefangenen. Er erfuhr, daß derjenige, der ihn bey seiner ersten Ausflucht aus seiner Heymath nach Paris aufgenommen, ihn unterrichtet und für alle seine Bedürfnisse auf das väterlichste gesorgt hatte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Mothe Fenelon auf der Liste der Gefangenen stand, welche aus der Conciergerie zum Blutgerüste geführt werden sollten. Der arme Mensch überließ sich ganz den Regungen seines Herzens. Er stürzte in die Arme seines Wohlthäters, herzte ihn, und badete sich in seinen Thränen. Er hielt den Arm des Gensd'armes, der den alten Fenelon wegführen wollte; er nannte ihn seinen Vater, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. „Tröste dich, sagte der achtungswürdige Greis zu ihm, der Tod ist kein Uebel für den, der kein Gutes mehr thun kann. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke eine süße Belohnung für mein Herz. Lebe wohl, mein Freund, lebe wohl, Joseph, denke dann und wann an mich!" — Ach, niemals werde ich sie vergessen, rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom von Thränen. Er konnte sich nicht aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreißen. Man zeigte es dem Aufseher des Gefängnisses an, dieser erschien, und Joseph wurde fortgejagt.

* * *

29) Sonderbare Todesfälle. — Die plötzliche Freude über ein unverhofftes Glück thut auf

uns

uns eben die Würkung, als plötzliches Unglück. Eine Römerin starb vor allzu großer Freude darüber, daß sie ihren Sohn aus der Niederlage bey Cannä entkommen gesehen hatte! — Sophocles und Dionysius den Tyrannen tödete die Freude, und Talva sank zu Corsega tod zur Erde, als er die Nachricht von den Ehrenbezeugungen las, die ihm der Römische Senat zuerkannt hatte. — Der Römische Pabst, Leo der zehnte, gerieth in so übermäßige Freude, als er die Nachricht von der Einnahme von Mayland, die er so sehnlich gewünscht hatte, erfuhr, daß er darüber ein Fieber bekam – und daran starb. Diodor, der Dialectiker; starb vor heftiger Schaam, weil er in seiner öffentlichen Schule aus einem Argumente nicht heraus kommen konnte, das man ihm eingewendet hatte, und das er nicht zu widerlegen im Stande war. — In der Belagerung von St. Paul, unter dem Connetable de Büres, ist die Furcht merkwürdig, die einem Edelmann dergestalt das Herz packte, und zusammen drückte, daß er in der Bresche gleich tod niederfiel.

* * *

30) Plötzlicher Tod. — Den 12 Februar 1771 gieng im 61 Lebens-Jahre Adolph Friedrich, König von Schweden, plötzlich mit Tode ab. Am Morgen seines Sterbe-Tages war er noch frisch und gesund, und am Abend heiter und vergnügt in einem festlichen Cirkel bey Hofe. Um acht Uhr fühlte er Beklemmungen auf der Brust, und entfernte

fernte sich in ein Neben-Zimmer. Die Königin folgte ihm voller Bestürzung nach, und sank sinnlos nieder, als ihr Gemahl sagte: „Er fühle den Tod, und wünsche seine Kinder noch einmal zu sehen." Dies waren seine letzten Worte. Wenig Augenblicke darauf hatte ihn ein Schlagfluß schon getödet.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten
aus dem
Gebiete der Gräber.

VII.

Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

1.

Verschiedene Behandlungen der Kranken unter den alten Völkern nach dem Herodoto.

Die Babylonier setzten ihre Kranken auf die Gasse, wo jeder Vorübergehende sie anreden, und über ihren Zustand befragen mußte, um, wenn er etwa dergleichen Krankheit selbst jemals gehabt, oder an einem andern, der davon wieder geneßen war, gesehen hatte, hier einen guten Rath zu ertheilen; denn eigene Aerzte hatten sie damals noch nicht unter sich, — siehe 1 Buch, § 197 — daß also kein ehrlicher Mann in ganz Babylon eine andere Wahl hatte, als Krank, oder Arzt zu seyn. Sonderbar genug, aber noch sonderbarer ist es, daß der gute Herodot diese für die armen Kranken so äusserst lästige Einrichtung höchst weise findet.

Woran die Babylonier gänzlichen Mangel hatten, an Aerzten von Profession, daran hatten die Aegyptier einen grossen Ueberfluß. Bey diesen wim-

melte es von Aerzten an allen Orten, und jede Krankheit von einem jeden Theile des Körpers hatte ihren eigenen Arzt. Da gab es Augen- Zahn Kopf-Bauch-Bein-Aerzte und s. f. Und gerade diese Nation hätte allenfalls gar keines Arztes bedurft, dann bey der fast unwandelbar gleichen Temperatur der Luft, und bey ihrer ausnehmenden Reinlichkeit genossen sie einer sehr dauerhaften Gesundheit. Ueber dies vomirte und purgirte die ganze Nation regelmäßig alle Monate durch, drey Tage. — II. 77, 84. Dagegen hatten einige Indische Völkerschaften weder promovirte Doctoren, wie die Aegyptier, noch solche, wie die Babylonier. So wie einer bey ihnen kränkelte, oder zu kränkeln schien, eilten seine nächsten Verwandten, ihn tod zu schlagen, damit er nicht vom Fleische falle, oder gar ungenießbar werde. Da half nichts, daß er betheuerte, er sey gesund! Das Besorgniß, in ihrer Nahrung verkürzt zu werden, verwarf solche Ausflüchte, und gestattete keinen Verzug. Die Alten beförderte man auf eben dieselbe Weise. Bey andern Indiern, die blos von Pflanzen sich nährten, waren die Kranken sicher, weder lebendig geschlachtet, noch tod gefressen zu werden, dafür aber auch so bescheiden, daß sie den Gesunden alle Mühe, und selbst den Anblick ihrer Uebel und Leiden ersparten. Sie begaben sich, sobald sie Annäherung der Krankheit spürten, in einen abgelegenen Ort, wo sie ungepflegt und unbedauert, aber auch ungestört von Freunden und Feinden, den Tod abwarteten. (III 99, 100.)

Bey

Bey einer Scythischen Nation berief man, wenn der König erkrankte, drey der zuverläßigsten Wahrsager, die denn gewöhnlich als die Ursache derselben angaben, daß dieser oder jener beym Throne des Königs geschworen, und einen Meyneid begangen habe. Läugnete der Beschuldigte hartnäckig, so wurden noch sechs Wahrsager befragt. Erklärten auch diese ihn für schuldig, so verlohr er ohne weiteres den Kopf, und sein Vermögen theilten, wie billig, — jene drey Wahrsager unter sich. Sprachen ihn diese sechs letztern los, so hohlte man noch mehrere herzu, bis endlich, je nachdem die Mehrheit der Stimmen ausfiel, entweder er, oder seine ersten Ankläger hingerichtet wurden. (IV, 68.) Für die Reichen, die reich und vorsichtig genug waren, um die Habgier der Wahrsager zu sättigen, — wenn sie zu ersättigen war — sieht man wohl, daß diese Einrichtung weiter nichts, als eine Art von Kopfsteuer gewesen sey. Es kam nur darauf an, den Kopf von Zeit zu Zeit auszulösen, und dann hatte es mit ihm weiter keine Noth. Die Armen waren fromme Leute, die durch keinen Meyneid ihren König krank machten; denn ob sie lebten oder starben, so war da nichts zu theilen. — Die in der Mitten zwischen beyden befanden sich — wie gewissermaßen allenthalben dies ihr Schicksal ist! — auf dem gefährlichsten Posten. Die Wahrsager selbst hatten eine goldene Praxis, und konnten, wenn sie nur immer die Beute brüderlich theilten, darauf rechnen, daß über die von den Beschuldigten ergriffene Appellation das Endurtheil

allemal lauten würde: wohl gesprochen, und übel appellirt! — Allein gerade das wichtigste, ob dieses ganze Verfahren dem Kranken Gesundheit oder Erleichterung verschaft habe? hat Herodotus zu berichten vergessen.

2.

Die wunderbare Grabschrift.

Die große Königin, Semiramis, ließ auf ihr Grabmal, das sie sich hatte verfertigen lassen, folgende Inschrift setzen:

„Welcher König goldesbegierig seyn wird, der wird dessen so viel in diesem Grabe finden, als er nur immer begehren mag!"

Geraume Zeit darauf, als Darius, der Perser König, einstmals die Gräber der Helden und Könige besuchte, las er voll Verwunderung diese Inschrift. Er konnte dem in seinem Innern aufsteigenden Verlangen nicht widerstehn, das Grabmal zu eröffnen, und sich in den Besitz eines so unermeßlichen Schatzes zu setzen. Was für ein Reichthum! dachte er bey sich selbst: so viel ich nur immer begehren mag, soll ich hier finden, und ich begehre die Schätze der ganzen Welt! — Augenblicklich befehligte er eine ganze Schaar Trabanten, den Schatz bey Tag und Nacht zu bewachen, und bestimmte einen Tag zur Eröffnung des Monuments. Mit großer Feyerlichkeit wurde diese unternommen. Eine

Menge

Menge Träger standen um die Gruft herum, um die sich vorfindenden Kasten Goldes ohne Verzug in die Königliche Schatzkammer zu tragen. Allgemeine Erwartung lag auf dem versammelten Volke. Die Erwartung war aufs Höchste gespannt, und tiefe Stille herrschte in der ganzen großen Versammlung. Aber wie sehr sah sich der goldsüchtige König, der keinen mystischen Sinn der Grabschrift ahndete, betrogen, als die Gruft nun geöffnet vor ihm da lag, und in ihrem ganzen weiten Umfange kein anderes Gold zu finden war, als das man zur Eingrabung folgender Worte verbraucht hatte, die mit großen Buchstaben auf einer Tafel standen:

„Geitziger, der du kömmst, die Ruhe der Toden zu stören! Ersättige deine Goldbegierde mit dem Schatze meiner Armuth, dessen Anblick mächtig genug seyn möge, dir alle Schätze der Welt verächtlich zu machen.“

3.

Leuthas Grabschrift.

Ein Mädchen warm und treu, wie ihre Thränen; ihre Sprache blühend und warm, und sanft wie ihre Lippe; ihr Blick schön und rein, wie ihr Herz; ihre Andacht still und heilig, wie dieser Grabhügel! Sie trat unter den Mädchen hervor, wie die Sonne im Ungewitter, wie der Mond im Dunkeln.

4.
Der Mönch von La Trappe und ein Jüngling, oder über Entsagung der Welt.

Im Elsas kam einst ein Jüngling auf seinen kummervollen Streifereyen an ein einsames Kloster, rings von einem finstern Gehölze umgeben. Er öfnete die Thür, sie schien der Eingang in die Ewigkeit. Ein bleicher Mönch lag da unbeweglich vor einem Crucifixe auf den Knieen. Er hob sich allmählig empor, wie er ihn sah. Mit einem langsam feyerlichen Gange schlich er daher, wie ein Toder, der erstanden ist. Sie giengen in einen finstern Garten. Er sezte sich mit dem Jüngling auf sein offenes Grab, an dem seine Hand alle Tage arbeitete. Der Jüngling zitterte, schlug mitleidige Blicke auf das blaße, zufriedene Gesicht des Mönchs. Wie er ihm sein Leben beschrieben hatte, ergrif der Jüngling seine Hand, drückte sie, und sagte mit erstickter Stimme: „Wie unglücklich müssen sie seyn, mein Vater? Ganz getrennt von der Welt, von den Menschen, ohne alle Hofnung, ohne alle Aussicht auf morgen, ohne alle Freude, die sie erwarten können, ohne alle Veränderung ihres Schicksaals, wie können sie glücklich seyn?" — „Wir leben in der Erinnerung, sagte der Greis mit einer sanften Stimme, und einem zufriedenen Blick, und ich, ich bin glücklich; ich durchlebe hier jeden Tag noch einmal meine glückliche Jugend. Ich nehme meine Freude, welche die

die Welt von der Hofnung borgt, von der Vergangenheit!" — „Und kann sie das glücklich machen?" — „Wenn nicht glücklich, doch zufrieden, antwortete er lächelnd. Der Mensch kann viel, wenn er den Muth hat, viel zu wollen. Er kann in der Erinnerung heiter seyn, wenn ihm die Gegenwart versagt ist."— „Ohne daß er einen Gedanken in die Zukunft werfen darf, glücklich?" — „Die Zukunft ist mir nicht verboten. Ich arbeite alle Tage daran — er zeigte hier sein Grab. Zwey Gedanken sind uns erlaubt; unsere verflossenen, glücklichen Tage und unser Grab; das übrige ordnet die Vorsehung! Laß die Welt in nichts zerstäuben, die beyden Gedanken, die man uns erlaubt, sind tröstend." —

Wenn die Mönche des Klosters de la Trappe, die sich durch die strengste Lebensart unter allen ihren Ordensbrüdern auszeichnen, sterben wollen, so werden sie auf ein Lager von Asche und Stroh gelegt, auf welchem sie den Kelch des Todes mit allen seinen Schrecken angefüllt, in langen Zügen ausleeren müssen. — Ich zweifle, ob die strengste Philosophie sich zu einer solchen Art des Sterbens entschließen würde.

5.

Die Toden-Capelle bey Collin.

In dem Kloster Sedlitz ohnweit Collin befindet sich unter andern sehenswürdigen Dingen auch eine unterirrdische Capelle. Zwanzig Stufen unter

der Erde hält sie ohngefähr sechzig Fuß ins Gevierte. In den vier Quadraten, in welche sie eingetheilt ist, sieht man vier große Pyramiden von Knochen, so künstlich aufgebaut, daß man sich über die Mühe wundern muß, welche diese Arbeit gekostet hat. Die Haufen dieser Gebeine, die aus lauter Schenkel- und Schienbeinknochen bestehen, sind wohl zwanzig Fuß hoch, und sechzehen Fuß im Durchschnitt, und in der Mitte geht eine Oefnung durch die ganze Masse, so daß man durchsehen kann. Oben ist eine Gallerie angebracht, wo lauter Todenköpfe stehen. Vier Altäre sieht man, alle aus Rückgradknochen zusammen getragen, und an der Decke der Capelle viele Guirlanden von Todenköpfen mit ihren Queerbeinen an Drath befestiget, wodurch der Anblick des Ganzen noch schauerlicher wird, doch sind alle diese Gebeine so weiß, wie Elfenbein, und aus folgender Ursache so ehrwürdig aufbehalten.

Beym Kloster war ehemals, lange vor Ziscas Zeiten, ein ganz besonderer Gottesacker, dessen Erde, der Sage nach, die Kraft besaß, daß, wenn ein Toder, der seelig gestorben, dahin gebracht, und des Nachts über die Mauer geworfen wurde, sein Grab sich von selbst öfnete, und die Verwesung so beschleunigte, daß man mit anbrechendem Tage schon das Gerippe schneeweiß über dem Boden fand, wo denn jederzeit die frohen Verwandten des Seeligen noch ein Dankofer brachten, und die Gebeine aufs Beste zu verwahren pflegten. Geschahe es aber, daß einer ohne gänzliche Versöhnung mit dem Himmel verschied, so mochte die heilige Erde

den Körper nicht dulden, sondern er lag des Morgens wieder vor der Mauer des Kirchhofs. Alsdenn ließ man es an Meßen nicht fehlen, auch sezte man Gebete und Fasten so lange fort, bis durch eine auf den Gottesacker stehende Linde, ein sanfter Wind, als das Zeichen der Versöhnung säußelte; auf welches Säußeln, das stets von gewissen dazu bestimmten Leuten beobachtet werden mußte, man den zweyten Versuch mit dem Körper anstellte, und der Erfolg war immer dem oben erwähnten gleich. Ueber hundert Jahre hat diese Wunderwirkung gedauert, als aber einst ein Paar Verlobte sich auf dem Kirchhofe vergaßen, da wurde durch ein besonderes Zeichen vom Himmel der Verlust jener Wunderkraft angedrohet, und von Stund an auch die Drohung erfüllet.

Im Kloster hat man nachher die Gebeine der so seelig begrabenen sorgfältig versammlet, bis endlich ein Geistlicher des Klosters, der mit seinen Augen gesündiget hatte, und deswegen mit Blindheit war geschlagen worden, sich es selbst zur Buße auflegte, alle die Knochen in seinem blinden Zustande so künstlich in Ordnung zu bringen. Nach Vollendung seines Werkes flehete er zum Kloster-Patron, daß dieser ihm sein Gesicht nur auf kurze Zeit wieder verleyhen möchte, damit er doch wenigstens den Trost hätte, seine eigene Arbeit zu sehen. Dies wurde ihm gewährt, aber bald darauf starb er, und auch sein Gerippe hat man an diese Stelle gebracht. Im Jahre 1778 war der Lindenbaum noch zu sehen, der das Zeichen der Versöh-

söhnung gegeben haben sollte, und der Gottesacker war in eine schöne Wiese verwandelt, und noch mit einer Mauer umgeben.

6.

Wahre Freundschaft kennt kein Mißtrauen, oder das seltne Testament.

Drey Freunde lebten in der größten harmonischen Freundschaft, so, daß aller dreyer Wunsch ein Wunsch und Begehren war. In solcher seeligen Verbindung brachten sie die Tage ihres Lebens zu, bis der Tod diese festen Bande trennte. — Und nun zeigte sich die Größe ihrer freundschaftlichen Liebe auf das herrlichste. Dieser einer, als er das Ende seines Lebens herannahen sahe, machte seinen Freunden folgendes Vermächtniß, bat sie zuversichtsvoll, und sprach: —

„Ich verlasse nichts, als meine alte Mutter, und eine unverheyrathete Tochter; — dieß ist mein größter Reichthum, den ich euch vermache. — Der eine soll meine alte Mutter ernähren, — und der andere meine Tochter gut zu verheyrathen suchen und aussteuern; und lebte dieser nicht so lange, dieser angenehmen Pflicht ein Gnüge zu leisten, so solle dem andern das Vergnügen zufallen.“

Mit dem Zusatz:

„Ich weiß, meine Freunde, daß ich keine Fehlbitte werde gethan haben, welcher sträfliche Gedanke fern von mir ist, am Ende meines Lebens unsere freundschaftlichen Gesinnungen noch damit zu beflecken.“

Die

Die Erben nahmen dies Vermächtniß mit vieler Zufriedenheit an. — Inzwischen starb der, welcher das junge Frauenzimmer bekommen hatte, einige Jahre hernach auch. — Der einzig übrig gebliebene Freund nahm sie daher zu sich, und verheyrathete sie bald darauf, mit seiner ältesten Tochter an einem Tage, indem er von seinem Vermögen jeder eine kleine Mitgift gab. — Wer bewundert hier mehr die Grosmuth des Erblassers oder der Erben? — Man muß wohl zu gestehen, daß sich die Freundschaft von allen Seiten in einem herrlichen Lichte zeigte.

Mir aber scheint die Empfindung desjenigen, der den letzten Willen machte, die glorreichste; denn sie verrieth ein ganz ausnehmendes Gefühl der Rechte, die einer so erhabenen Verwandschaft eigen sind, und die allerverbindlichste Zuversicht auf den Werth der Vollzieher. — Er maß ihre großmüthigen Seelen nach dem edlen Gefühl seiner eigenen ab. — Diese mußte ihm nothwendig sagen, daß, wenn der Fall umgekehrt wäre, er sich glücklich würde geschätzt haben, den Antrag, den er jetzt machte, zu übernehmen und zu vollziehen.

7.

Peter der Große und Madame Maintenon.

Als Peter der Große, Kayser von Rußland, auf seinen Reisen auch die bekannte Frau von Maintenon besuchen wollte, stellte man ihm vor,

daß

daß sie immer krank, und ganz außer Stand sich befände, Besuche von Fremden anzunehmen. Das hat nichts zu bedeuten, versetzte Peter, ich will ihr nicht beschwerlich fallen, aber sehen muß ich sie, und ihr meine Hochachtung bezeigen; denn diese Frau hat allzuviel Verdienste um den König und das Reich, dem sie sehr viel gutes, und nie etwas böses gethan hat, außer an den Hugonotten, und dies doch blos aus Einfalt und Aberglauben. — Als er sie besuchte, fand er sie krank im Bette. Er setzte sich zu ihren Füßen aufs Bette, entschuldigte seinen Besuch damit, daß, weil er sich einmal vorgenommen habe, das merkwürdigste zu Paris und Versailles zu sehen, er sie ohnmöglich habe vorbeygehen können. Er fragte sie hierauf, was ihre Krankheit sey? „Mein Alter ist meine Krankheit, antwortete sie mit schwacher Stimme.“ Dieser Krankheit sind wir alle unterworfen, wenn wir lange leben, versezte der Kayser, und verließ sie.

8.

Die Gestalt des Todes.

Ein Weiser, der die himmlische Zauberkraft gelernt hatte, wurde einst von einem Reisenden besucht, den der Ruf des großen Mannes in diese einsame Hütte geführt hatte. Ein kühner Vorwitz ließ ihm allerley Fragen an den weisen Mann thun. Er wollte den Vorhang durchschauen, womit die Gottheit das Heiligthum der Natur den sterblichen Augen verborgen hält. An der Hand des Weisen

durch-

durchwanderte er die geheiligten Zonen des Geisterreiches, und endlich bat er seinen Führer, er möchte ihm das Bild des Todes zeigen. Der Weise schlug mit seinem elfenbeinernen Stabe die Erde; ein Abgrund öfnete sich, und aus seinem schwarzen Rachen fuhr der König des Schreckens fühlbar hervor. Was seh' ich! rief bebend der erschrockene Reisende, ein blasses Gespenst, das einen blutigen Dolch nach mir zuckt. Laß es verschwinden. Weiser! Laß mich fliehen, die ganze Hölle funkelt in seinen Augen! Mein Sohn, erwiederte der Weise mit freundlicher Stimme, ich sehe das Gespenst nicht, das du siehest. Mir zeigt sich ein holder Genius in die Farbe des Morgens gehüllt, der den goldenen Schlüssel der Ewigkeit in seiner Hand hält.

Der Tod ist ein Chamäleon, das immer die Gestalt der Seele annimmt, der er sich nähert.

9.

Martins Gedanken über den Gottesacker und Begräbnißfeyerlichkeiten.

Der Gottesacker — wie man ihn mit Fug und Recht nennt; denn er muß ja nicht eben auch Kirchhof seyn, und gut für die Lebenden, wenn er dies nie, oder doch nur selten wäre! Und warum nicht Gottesacker? Zwar mögen viele, mit mir, den Glauben an Auferstehung zu ihrem Glauben an Unsterblichkeit nicht nöthig haben; aber für alle die, welche ihn dazu nöthig haben, vielleicht auch für manchen, der ihn nicht nöthig hat, ist

es

es doch eine Vorstellung, die sich dem Herzen sanft anschmiegt: die Grabstätten der Verstorbenen als Saatfeld zu denken, wo Saat von Gott gesäet, dem Tag der Erndte reift! — Der Gottesacker ist mir immer also ein lieber Ort gewesen, und ist es noch. Er prediget die Vergänglichkeit des Lebens und aller seiner Herrlichkeit so stark und nachdrücklich, ohne doch zu schrecken; denn er prediget zugleich Ruhe nach vollbrachter Arbeit, Friede nach dem Streite, Vergessenheit der Sorgen und aller Leiden Ende. Oft stand ich da, und verlohr mich selbst bey dem Gedanken: daß jene waren, und nicht mehr sind, und diese sind, und bald nicht mehr seyn werden.

Keiner von den jetzt Lebenden war vor hundert Jahren, und die Erde war dieselbe, und der Himmel gab Regen und Sonnenschein, und die Menschen bauten und pflügten, freyten und liessen sich freyen, liebten und zankten sich, lachten und jubelten, und weinten und wehklagten, und Weise und Narren, und Tugendhafte und Lasterhafte trieben ihr buntes Spiel untereinander — alles wie jetzt; und sie sind nicht mehr. Rastlos arbeiteten Tausende, um ein Stückchen Metall mehr in ihre Kasten zu schliessen, ein Stückchen Erde mehr bebauen zu können; und mußten ihr Stückchen Metall und Erde zurücklassen. —

Wie viele wohnten, und lachten, und weinten dort in jener Hütte; und haben nun ausgelacht und ausgeweint! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Palastes mit dem ärmsten Hütten

tenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! Und jene Knochen sind die Ueberreste eines Weibes, die mit ihrem Lächeln Männer zu Kindern machte! — Was ist Ehre? Reichthum? Schönheit? — Was ist der Mensch? Auch ich, ihr Toden, werde in Kurzem seyn, was ihr wart: aber noch stehe ich auf eurem Staube, und blicke zum Himmel auf, denke Gott, und hoffe mit froher Zuversicht: daß das, was in mir ist, und Gott denken kann, nicht werde zu Staub werden! —

Freylich habe ich da nun eben nichts neues gedacht, nichts, was meine Grosmutter nicht auch hätte denken können: aber es macht doch eine ganz andere Wirkung, wenn man es einsam in einer mondhellen Nacht auf dem Gottesacker denkt. Man bekömmt's da aus der ersten Hand, rein und unverfälscht, und mit keinen Schnörkeln besetzt.

Hier nun ist das Ende meiner nächtlichen Wanderung, und einst das Ende meiner ganzen Pilgerreise. Ernst, aber nichts weniger, als traurig gehe ich in meine Schlafkammer, durchschlafe, so gut ich kann, den Rest der Nacht, gehe bey Tagesanbruch wieder an meine Arbeit, wie gestern und vorgestern, nur, wie mirs scheint, um einige Grade besser, oder doch zum besser werden williger als gestern und vorgestern.

Ich bin nicht für den Putz der Lebenden, noch weniger bey den Toden; aber desto mehr für Reinlichkeit. — Der Tod braucht keinen Putz, denn er hat keine Staats-Visite mehr zu machen! So

braucht er auch keinen Schlafpelz, denn er wird auch ohne Pelz nicht frieren. Was soll ihm also überhaupt Bekleidung?

„Weils wider den Wohlstand und Schicklichkeit wäre, ihn so in Adams oder Evens Tracht den Augen anderer zu präsentiren."

Beleidigt Schmutz das Auge minder als Nacktheit? Doch ich mag nicht mit Spitzköpfen rechten. Ihr aber, die ihr nicht so spitzige Köpfe habt, denkt, ob es wahr sey, was mein Vater sagte:

„„Die liebe Menge richtet nach dem, was sie sieht und fühlt. Ihr ist deshalb der Tode eben so wohl Mensch, als der Lebende. Laßts nun Sitte werden, daß der Tode ohne Sang und Klang, wie eine taube Nuß, weggeworfen wird; so steht zu besorgen, daß sie von dem Toden auf den Lebenden und auf sich selbst schliessen, und daß auch der wahre Mensch ihnen zur tauben Nuß herabsinkt. Werft den Leichnam der Menschen neben das Aas des Thieres auf den Anger, so wird die liebe Menge den Unterschied zwischen Thier und Mensch bey beyder Leben auch nicht höher anschlagen, als sie ihn mit Augen sieht — und wie viel sieht sie?

„Mit dem Toden Prunk zu treiben, seinen Leichnam auszuputzen, ist mehr als kindische Eitelkeit; ihn aber absichtlich so zuvernachlässigen, daß sein Anblick gräßlich werde, und Eckel und Grauen errege, ist herzlose Starkgeisterey. —

„Wenn ihr einst mein gebrochenes Auge zugedrückt, den Todenschweiß von meinem Angesicht abgewischt habt, so hüllt dann meinen Körper in ein

ein reinliches Leichentuch, und übergebt ihn dann der mütterlichen Erde." —

13.

Ein guter Fürst in der Gruft seiner Väter.

Ludewig der X, Landgraf zu Hessen-Darmstadt, bewieß erst neulich in der Fürstlichen Leichen Gruft, wie wenig Stolz er habe, als der Leichnam der verstorbenen Frau Pfalz-Gräfin von Zweybrück, Maria Wilhelmina Augusta, die am 30 März 1796 in ihrem 31 Jahre zu Rohrbach bey Heidelberg starb, beygesetzt wurde. Hier eröfnete er mehrere Särge, unterhielt sich auch mit denen, welche dabey beschäftiget waren, über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der Menschen, so wohl hohen als niedern Standes, und bediente sich unter andern des Ausdrucks: „Im Tode sind wir einander alle gleich!"

14.

Ein Leichenhaus, eine Wohlthat für Menschen.

Auf dem zur Cölnischen Vorstadt in Berlin gemeinschaftlich gehörigen Begräbniß-Platze, der an der Seite viele Familien-Gewölbe hat, war ein solches durch gänzliches Aussterben der Familie des ehemaligen Ober-Mühlen-Inspectors Otto, der Petri Kirche anheim gefallen. Der verständige

und patriotische Obervorsteher dieser Kirche, Kaufmann Kuhlmay nutzte diese Gelegenheit, und ließ dies ganze über der Erde befindliche große Gewölbe, mit Einstimmung des Probst Teller und des Magistrats, als Patrons dieser Kirche, zu einem Leichenhause einrichten. Es bestehet dasselbe aus zwey Zimmern, in eines derselben wird der Sarg offen mit der Leiche hineingesetzt. Oben an der Decke ist eine hellklingende Glocke schwebend befestiget, von welcher eine Schnur um jede Hand der Leiche geschlungen ist, so daß beym Erwachen die geringste Bewegung der Hand an der Glocke zieht, und lautet. Im Nebenzimmer sitzt ein Wächter, der durch eine Glasthüre nach der Leiche hinsehen, und dem Erwachenden zu Hülfe kommen kann. Des Winters über wird eingeheitzt. Die Familie, die sich dieses Leichenhauses zur Sicherheit und Beruhigung bedient, bezahlt der Kirche für vier und zwanzig Stunden acht Groschen, geringere Leute nur vier, auch wohl nur zwey Groschen, nachdem es einer im Vermögen hat.

Es ist schon sehr oft gebraucht worden, noch hat sich aber der Fall nicht ereignet, daß eine vermeynte Leiche darinnen wieder erwacht wäre. — Sollte es einmal geschehen, daß würklich der Fall des Erwachens einst bey einer Person einträte, so wäre es wohl zu wünschen, denselben gleich durch die öffentlichen Nachrichten bekannt zu machen, damit mehrere zu Errichtung dergleichen Leichenhäuser gestimmt werden möchten, und damit auf einmal die unnöthige Furcht über das Erwachen

im

im Grabe verschwände, die manchen schon im Leben, und noch mehr auf dem Krankenlager so angstvoll beunruhiget.

12.

Rührende Scenen, aus dem Leben unglücklicher Menschen.

1) Maria Dankelmann.

Ungefähr vor einem Jahre kommt eine sehr junge Person, Morgens um 11 Uhr in ein kleines, nahe bey Bristol gelegenes, Dorf. Ihre erste Bitte war um ein wenig Milch. Alle Leute auf dem Meyerhofe traten voll Bewunderung um sie herum. Man kann sich in der That die Schönheit des reitzenden Geschöpfs kaum denken. Es giebt nichts so einnehmendes, so anmuthsvolles, so rührendes! Ihr Anzug, der Ton ihrer Stimme, alles verrieth, daß sie eine Ausländerin war; dem Anschein nach war sie eine Deutsche; sie schien in tiefen Kummer versenkt; man sah in ihr das wahre Bild des Elendes selbst. Und doch entfuhr ihr durchaus keine Klage, und man sah deutlich, daß sie gar kein Mitleid zu erregen suchte. Die wenigen Worte, die sie von sich hören ließ, erweckten vollends die innige Theilnehmung, die sie erregt hatte. Man sahe bald, daß sie eine sehr gute Erziehung gehabt haben mußte. Oft legte sie ihre Hand auf die Stirne, und wußte nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte. Am Abend zog sie einige Stücke Geld aus der Tasche, und bat, ihr im Stalle ein Nachtla-

ger zu geben. Einige Damen, die von dieser Erscheinung gehört hatten, eilten zu dieser jungen Unglücklichen herbey, und baten sie inständig, eine bessere Herberge zu wählen; man gab ihr sogar zu verstehen, daß man ihr diese Kosten ersparen wolle. Sie schlug ganz höflich alle diese verbindlichen Anerbietungen aus, und bestand, alles Einredens ungeachtet darauf, in dem von ihr gewählten sonderbaren Aufenthalte zu bleiben. Einige Bund schlechten Strohes dienten ihr statt des Bettes; sie genoß nichts als Milch und schwarzes Brod. Umsonst sann man auf tausenderley Mittel, ihr tiefes und ängstendes Stillschweigen zu untersuchen. Sie bat es sich als eine große Gefälligkeit aus, daß man sie allein lassen möchte. Einer von den Zuschauern, der neugieriger war, als die übrigen, hatte sich in den Stall geschlichen; er sah sie die Augen überall hinwerfen, und hernach einen Brief aus dem Busen ziehen, den sie mit ihren Thränen netzte. Sie kehrte ihre Blicke gen Himmel, legte die Hand auf ihr Herz, und versank hernach in eine tödliche Schwermuth.

In diesem Zustande verblieb die Unbekannte mehrere Tage lang; sie gieng sehr oft unter einigen nahe am Kirchhof stehenden Bäumen umher; oft gieng sie auf den Kirchhof selbst. Hier sah man sie mit finsterer Aufmerksamkeit dies letzte Ziel menschlischer Schicksale betrachten, und zerstreuete Gebeine auflesen: es war, als ob sie sich mit diesem traurigen Schauspiele vertraulich bekannt machen wollte. Kurz, ihre Gesundheit nahm immer mehr ab;

ab; sie kam nicht mehr aus dem Stalle. Vergebens bat sie der Besitzer des Meyerhofs, mit seiner Frau in einem Zimmer zu wohnen. Einen sonderbaren Umstand hatte man an ihr bemerkt; sie schien beym Anblick einer Mannsperson unruhig zu werden, und konnte die Gegenwart von Personen ihres Geschlechts weit besser vertragen. Dies so mitleidswürdige Geschöpf nähert sich dem Augenblick seiner Auflösung. Man läßt Aerzte rufen, die sie über die Veranlassung ihrer Krankheit befragen wollen. Sie giebt ihnen keine Antwort, schlägt alle ihre Hülfsmittel aus, giebt dem Kinde des Pächters einiges Geld, das sie noch übrig hat, und stirbt in dem Augenblick, da sie sich eben bemüht, den Brief zu zerreißen, den sie in ihrem Busen versteckt hielt. Eine Dame von Stande, die in dem Dorfe ein Landgut hatte, bemächtigte sich dieses Aufsatzes. Er enthält folgendes, und die unglückliche Fremde hatte ihn an den Urheber ihres Daseyns gerichtet.

Mein verehrungswerther Vater.

Da ich vermuthe, daß ich nie wieder das Glück haben werde, Sie wieder zu sehen, und Ihre Kniee zu umfassen, so habe ich mich entschloßen, an Sie zu schreiben; ich schicke Ihnen hier meine Thränen selbst. Hab ich Fehler begangen; — und allerdings habe ich mir deren viel vorzuwerfen; — so bin ich dafür vielleicht nur allzusehr bestraft. Ja, mein Vater, meine unglückliche Lage würde Ihr ganzes Mitleid rege machen. Ich glaubte, meine

meine Stiefmutter sähe mich mit scheelen Augen an; Sie entzögen mich Ihrer Zärtlichkeit; kurz ich wäre nicht mehr Ihre geliebte Tochter. Voll von diesem quälenden Gedanken, wagte ichs, einen Entschluß zu fassen, der die ganze Quelle meiner Verirrungen, aller meiner Leiden ist, der mich in Ihren, in meinen Augen strafbar macht, und den ich mir nimmermehr wieder verzeihen kann. Konnte ich so meine Pflicht, die Ehre, den Himmel vergessen, und mich entschließen, mein väterliches Hauß zu verlassen, fern von meiner Familie zu fliehen? Ich verlohr in einem Augenblicke alle Früchte meiner Erziehung, ihrer lehrreichen Unterredungen; Ihre Tochter, mein Vater, verdiente nun nicht mehr, Ihnen anzugehören. Ich fiel von einem Fehler in den andern, stürzte von einem Unglücke ins andere; trat alle Vorrechte meiner Geburth, alle Würde meiner Seele mit Füßen; erniedrigte mich zu dem Stande einer Bedientin bey der Baroneße v. Schub**. Aber, war das schon wirkliche Erniedrigung? Mir blieb noch meine Tugend! Hier, mein Vater, bricht mir das Herz, und meine Thränen fließen strohmweise. Die Baronesse hatte einen Sohn, — dieser Unmensch ist der gefährlichste Verführer. Er brauchte alle mögliche Ränke, legte mir alle die Fallstricke, die sein Geschlecht dem unsrigen so geschickt zu legen weiß. Gott! soll ichs Ihnen sagen? Er verschwendete mir seine Schwüre; er versprach, mich zu heyrathen, bald ein achtzigjähriger Oheim, von dem er eine sehr reiche Erbschaft erwartete, die Augen zu-

gethan

gethan hätte. Ich war schwach genug, es zu glauben, schwach genug, ihn zu lieben; kurz: Ihre Tochter, von einem feindseeligen Genius verleitet, durch schlaue Reden verblendet, vergißt, erniedrigt, entehrt sich! Keine Tugend, keine Unschuld mehr, mein Vater, und wenn dieses Gut uns entrissen ist, was kann uns für dessen Verlust entschädigen? Alle Reue, alle Gewissensangst ist dann nichts als vergebliche Herzens Quaal. Nichts als der Tod kann dieser innern Marter ein Ende machen; auch wünsche ich nun nichts mehr, als eines Daseyns los zu werden, das mir unerträglich ist. Ich bin also die Gattin eines Bösewichts, ohne seine Gattin zu heißen. Er wußte, wer ich war, daß unsere Verbindung gar kein Mißverhältniß hatte, daß ich von eben so guter Abkunft war, als er. Ich sage nichts von meiner thörichten Liebe; ich berufe mich nicht auf die Stärke; auf die Reinlichkeit meiner Empfindungen; denn Verblendung ist bey jedem Verbrechen, und man macht sich allemal eine Tugend aus dem, was gerade am strafbarsten ist. Nicht genug, daß ich mich dem Verführer in die Arme geworfen hatte; ich sollte nun Mutter werden, sollte einem Geschöpf das Leben geben, dem ich dies Geschenk nicht anders als mit Schande begleitet machen konnte! Die Natur hatte ihre Rechte auf mein Herz noch nicht ganz verlohren. Ich fühlte das alles, was mütterliche Liebe von uns fordert; ich stellte dem Barbaren, der mich sie kennen lehrte, diese Liebe vor, die meine Schande offenbarte, stellte ihm vor, daß nur ein einziges

Mittel möglich sey, mich von der Entehrung zu retten, daß wir uns gleich ohne Verzug am Altare verbinden müßten. Kann dich die Zärtlichkeit nicht dahin führen, sagte ich, bist du fühllos gegen die Bitten der Mutter, so bedenke wenigstens das Schicksaal des unglücklichen Geschöpfs, dem sie das Leben geben soll. Bist du weder Liebhaber noch Gatte, so sey doch Vater; dies geweyhte Gefühl ist allen Herzen eingeprägt; selbst die wilden Thiere sind seiner fähig; du allein wärest der einzige in der ganzen Natur, der fähig wäre, väterliche Liebe zu verleugnen! Er schien durch meine Klagen gerührt zu seyn, indeß bemerkte ich an ihm eine gewisse Verlegenheit, es kostete seinem Herzen Ueberwindung, treulos zu werden. Der Tag wird angesetzt, an dem wir uns insgeheim verbinden wollten. — Ach! mein bester Vater! werde ich stark genug seyn, Ihnen diese Abscheulichkeiten zu schildern? Ich erwartete den Augenblick dieser so gewünschten Verbindung; er war da; ich war, ohne es zu wissen, ein zu der schrecklichsten Feyerlichkeit aufgeschmücktes Opfer. Man kommt in mein Zimmer; es ist nicht mein Gemahl, es sind nicht seine Freunde, die als Zeugen gegenwärtig seyn sollen, es ist eine Schaar bewafneter Leute, die mich auf gerichtlichen Befehl fortschleppt, die mich in einen Kerker wirft, die mich dort in Ketten legt. Zwanzig eherne Thüren schließt man hinter mir zu; ein Stein, ein kalter Stein ist mein Bette, und dies alles traf mich in einem einzigen Augenblick.

Ich

Ich komme wieder zu mir selbst, ich blicke um mich her bey dem blassen Schein einer Todenlampe; ich betaste mich überall, ich weiß nicht mehr, ob ich wache, oder ob ich noch lebe. Meine erste Regung war Gebet zu Gott. — Alles schien mir ein unerklärbarer Traum! Man riß mich aus diesem fürchterlichen Traume; und mein Erwachen war noch zehnmal schrecklicher. Ein Gerichts-Diener kommt in meinen Kerker; sogleich rief ich: O! wer du auch bist, sage mir aus Erbarmen, warum man mich in diesen fürchterlichen Aufenthalt begraben hat? Was giebt man mir Schuld. Ihr habt wohl großes Recht, darnach zu fragen, antwortete der Mann mit harter Stimme. Wißt ihrs denn nicht? Dieberey und Frechheit zugleich! — Dieberey? ich bitt euch, was heißt das? was heißt das? — Glaubt ihr denn, uns mit euren Ränken zu überlisten? Ihr wißt doch wohl selbst, daß das Stehlen, vollends bey Leuten von eurem Stande ein Halsverbrechen ist. Ihr habt ein Kästchen erbrochen, das der Frau v. Schub** gehörte, und habt ihr einen Brillanten gestohlen; — man hat ihn unter euren Sachen gefunden. — Einen Brillant! gestohlen, ich? — Nur diese Worte konnte ich heraus bringen; ich stürzte hin; ich umfaßte jenen Stein, den ich so oft mit meinen Thränen benetzt hatte. O mein Gott! Ist das nun genug? — nun genug?

Seit diesem schrecklichen Augenblicke, wie ganz fühlte ich mich verändert! Ihre Tochter, mein Vater, beschuldigte man der abscheulichsten Nie-

derträchtigkeit! Ich sollte zur Zahl der verworfensten Menschen gehören! — Ich auf ein Blutgerüst geschleppt werden! —

Ich wollte nichts mehr genießen! Nur der Tod allein war mir in dieser Lage wünschenswerth. Fast lebte ich schon nicht mehr; fast litt ich schon nicht mehr, so sehr drückte mich mein Elend darnieder.

Ein tröstender Bote unserer heiligen Religion erschien mir, es war ein ehrwürdiger Greis. Engel des Himmels, rief ich aus: komm mir zu Hülfe! komm, und ergreife meine sterbende Seele: Laß uns von nichts weiter sprechen, als von Gott! Laß uns die Menschen vergessen, uud diese Erde, den Wohnsitz der Gräuel! Ich ergoß meine ganze Seele in den Busen dieses gefühlvollen Lehrers, verschwieg ihm nichts, nnd sagte: ich wünschte nun nichts als den Tod. Er fiel mir ins Wort. Sie scheinen mir viel Religion zu haben, sie wissen, was diese lehrt, und wollen sich den Tod geben? Und dies unglückliche Geschöpf, das sie unter ihrem Herzen tragen, das wollen sie, seine Mutter, ums Leben bringen? Empört sich darwider nicht die Natur in ihrer Seele? Fühlen sie sich nicht durch sie gedrungen, noch so lange zu leben, bis sie dies unglückliche Kind zur Welt gebracht haben? — Nun wohl, ehrwürdiger Mann, sie, die sie allein noch etwas über mich vermögen, sagen sie mir, was soll ich machen? — Ihr Urtheil ruhig erwarten; die Unschuld ist unerschütterlich; die Wahrheit muß sie aufrichten. Und sollte auch die Verläumdung obsiegen: richten sie ihre Augen

gen Himmel; dort lebt ihr Richter, ihr Helfer, der unbestechliche Richter. Glauben sie mir, es giebt noch immer tröstende Hofnungen für die Tugend; nur das Laster muß den Muth sinken lassen. — Aber mein guter Ruf, meine Ehre! — Denken sie doch nicht mehr aufs Irrdische allein; was kümmert es sie, was die Welt guten Ruf, Achtung, Urtheil nennt? Nur er, der ins Herz sieht, muß sie richten, muß ihnen ihr Recht wiederfahren lassen; es ist ewig, unveränderlich, jenes Urtheil, welches er fällt. Noch einmal! Werfen sie sich in den Schooß der göttlichen Erbarmung, und sehen sie die Verhängnisse hier auf Erden mit ruhigen Augen an.

Wie sehr empfand ich das Hülfreiche und Wohlthätige der Religion! Die Reden dieses himmlischen Botens senkten in meine Seele noch nie gefühlten Trost. Ja, mein würdiger Tröster, sagte ich, ich will die Last des Lebens ertragen, und mich allem Leiden unterwerfen. Gott mag mich sehen, und richten! —

O mein Vater! soll ich diese schrecklichen Bilder ihnen schildern? Ich werde als eine Missethäterinn zu den Füssen des ungerechtesten Richters geschleppt. Kein Wetterstrahl könnte den Unglücklichen, den er traf, so zu Boden schlagen. Ich höre, man liest mir ein ganzes Gewebe von Beschuldigungen vor; kurz, diese Ungeheuer der Ungerechtigkeit erkennen mich des Diebstahls schuldig. Umsonst antwortete ich mit meinen Thränen, denn ach! ich konnte nichts weiter, als weinen! umsonst

sonst rufe ich aus, ich sey unschuldig, man hört mich nicht; man verurtheilt mich. Man hatte niederträchtige, von ihrer Herrschaft erkaufte Bediente wider mich abgehört; sie hatten mich unter der Last ihrer tückischen Verläumdungen darnieder gedrückt. Ja, mein Urtheil wird gesprochen, und ich soll — Bester Vater, ich kann diese schreckliche, diese schmälige Strafe nicht nennen: O Himmel! hatte ich sie verdient? Und bedenken sie, wie viel ich ausstehen mußte; ich liebte, vielleicht liebte ich noch jetzt eben den Unmenschen, der mir das Herz mit so vielen Dolchstichen durchbohrte!

Man glaubte mir einige Linderung meiner Leiden zu verschaffen, indem man mir ankündiget, die Vollziehung meines Urtheils sey wegen meines jetzigen Befindens noch verschoben, und man verlange nur, die Richter zu befriedigen, daß ich ein Geständniß meiner Schuld thun solle, welches ich bisher nicht hatte ablegen wollen. Auch verlange man nähere Nachricht von meiner Abkunft, von meiner Vaterstadt, von meinen Eltern. Nein, nimmermehr, nimmermehr soll man das mindeste Licht hierüber erhalten.

Ich weigerte mich also durchaus, die Aufklärungen zu geben, die man verlangt. Der elende Urheber meines Unglücks wußte wohl, daß mein Stand so gut als der seinige war; aber ich hatte doch immer die Vorsicht gebraucht, ihm meinen Nahmen zu verhelen; es war, als wenn mir das grausame Schicksaal ahndete, welches mich traf.

Noch

Noch einige Thränen waren mir übrig, ich ließ sie auf jenen fühllosen Stein hinfließen, an dem ich mir, ohne die Stimme Gottes, ohne die Stimme der Natur, den Kopf zerschellt haben würde. Ich überließ mich den quälenden Betrachtungen, welche die Frucht solch eines Unglücks waren. Ich habe noch einige Zeit zu leben: das heißt zu leiden, und warum entladet man mich nicht der Bürde eines verhaßten Daseyns? Um einem unglücklichen Geschöpfe das Leben zu geben, das, schon ehe es gebohren wird, zum schrecklichsten Elende bestimmt ist!

Jener liebreiche Geistliche, der einzige Freund, der mir auf der Welt noch übrig zu seyn schien, besuchte mich oft; seine Gespräche voller Salbung linderten meine Leiden.

Mitten in der Nacht hör ich die Thür meines Gefängnisses sich öfnen. Bey dem schwachen Schein meiner Lampe erblick ich einen Menschen in einen Mantel gehüllt; er enthüllt sich, sein Gesicht ist mir unbekannt. Will man, rief ich aus, mir meinen Tod ankündigen? Dies ist die einzige Wohlthat, die ich noch von menschlicher Erbarmung wünsche. Der Unbekannte thut einige Schritte, er kömmt mir näher. — Unglückliches Opfer unserer Gesetze, spricht er, nein! ich kündige dir nicht den Tod an; ich eile dir zu Hülfe, die Menschheit hat in mir die Strenge, oder vielmehr die Grausamkeit des Richters überwältigt. Ich bin eine von den obrigkeitlichen Personen, die gezwungen worden sind, dich zum Tode zu verurtheilen. Die gerichtlichen

Ver-

Verfahrungsregeln stimmen wider dich; sie haben dir dein Urtheil gesprochen; aber die Wahrheit hat mich erleuchtet; ich bin von den wahren Ursachen deines Unglücks unterrichtet, und leider! kann ich nur Beweise vorbringen, und geltend machen, die für mich allein einleuchtend genug sind.

Ich habe das ganze Gewebe von Abscheulichkeiten entdeckt, wodurch man dich der strengen Gerechtigkeit in die Hände geliefert hat. Vernimm hier Dinge, vor denen mir schauderte. Die Mutter deines Liebhabers hat die Liebe ihres Sohnes gegen dich erfahren, und das Versprechen, das er dir gethan hat, dir seine Hand zu geben. Diese Nachricht hat ihre Rachsucht um so mehr aufgebracht, da sie das Versprechen einer sehr vornehmen und reichen Dame hatte, deren Tochter den Baron heyrathen sollte. Du standest also hier im Wege. Die Frau v. Schub** bat, beschwor anfänglich ihren Sohn, kurz, sie brachte ihn am Ende so weit, daß er dich völlig ihrer ganzen Bosheit überließ, und nichts weiter that, als daß er dich beweinte.

Ich fiel ihm in die Rede: Hätte der Grausame, wenn er mich würklich geliebt hätte, es je zulassen können, eine Unglückliche so zu mißhandeln, die kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß sie zu leichtgläubig war? — Der Unbekannte erwiederte: Sie ist es, diese abscheuliche Frau, die es möglich zu machen gewußt hat, ihre Bedienten zu bestechen, sie zu der Anklage zu bewegen, daß sie dich ein Kästchen hätten erbrechen, und ihren

Schmuck

Schmuck daraus stehlen sehen. Sie ist es, die dich, so zu reden, an den Fuß des Blutgerüstes geführt hat, und man erwartet blos deine Niederkunft, um das Urtheil an dir zu vollziehen. Mir ist endlich deine Unschuld offenbar worden; dies brachte mich hierher. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß die Thüren dieses Kerkers offen stehen; entfliehe mit einem Menschen, der mir treu ist, und der dich bis an die Grenze bringen wird. Hier ist eine Geldborse, die ich dich anzunehmen bitte; du sollst mir das Geld wieder geben, wenn du einst in glücklichere Umstände kömmst. — Ich soll fliehen, mein Herr? Nur das Verbrechen bedient sich dieser Freyheit! — Ich habe mir nichts vorzuwerfen, und will die Strafe, die man mir bestimmt hat, mit aller Ruhe erwarten. Ich bin unschuldig! Das weiß ich, antwortete mir dieser wohlthätige Mann, und eben darum rathe ich dir zu fliehen. Mit der Zeit wird man vielleicht deinen Proceß wieder vornehmen, und außerdem bedenke, daß dein Leben nicht dir gehört; es gehört Gott, und dem Kinde, das du zur Welt bringen wirst. Thue also, was ich dir rathe.

Ich weiß nicht, ob die Furcht vor einem schimpflichen Tode mich trieb, oder ob ich schon die Pflichten mütterlicher Liebe in ihrer ganzen Stärke fühlte. Genug ich folgte seinem Rathe; ich nahm das Geld, welches er mir anbot, und sagte ihm, es sey eine feyerliche Schuld, in die ich dadurch gegen ihn geriethe. Ich überlasse Ihnen, mein zärtlicher Vater, die Sorge für ihre Bezahlung.

Dieser edelmüthige Mann heißt Liberst, und ist sehr bekannt in der Stadt, die der Schauplatz meiner Leiden war. Ich gieng fort, mein Wegweiser verließ mich, dem ihm gegebenen Befehle gemäß, an der Gränze.

Kaum war ich der Gefahr entronnen, so warf ich mich vor dem Himmel nieder, der mich so sichtbar in seinen Schutz nahm. Ich setzte darauf meinen Weg fort, ohne recht zu wissen, wohin er mich führte. Ich kam an ein kleines Dorf im Herzogthum Cleve, und gab mich da bey einer armen Frau in die Kost, deren liebreiches Betragen mich für sie eingenommen hatte. Hier sehnte ich mich nur nach dem Augenblicke, in dem ich einem unglücklichen Geschöpfe das Leben zu geben hatte. Aber es war nur auf kurze Zeit eingeschläfert, das grausame Schicksaal, das mich schon so sehr verfolgt hatte!

Man suchte eben damals in der Gegend von Cleve eine Frau, die ihren Mann vergiftet hatte. Durch ein unbegreifliches Mißgeschick, dessen Opfer ich noch immer blieb, fiel der Verdacht auf mich. Meine Wirthin eilt voller Schrecken herbey, und sagt mir, daß Gerichtsdiener und Soldaten das Haus besetzt hätten. Sucht man sie, fuhr sie fort, so retten sie sich geschwinde: ich fühle für sie so viel Mitleid, daß ichs unmöglich zugeben kann, sie hier aus dem Hause fortzuschleppen. Bey jedem Wort, das sie sagte, weinte ich stärker. Ich glaubte gewiß, es wären Leute, die von jenen Elenden abgeschickt wären, welche ein so ungerechtes

Urtheil über mich gesprochen hatten. Die Angst mahlte sich in allen meinen Zügen, und selbst meine Unschuld erregte in mir alle die Unruhe und Furcht, die sonst Verräther des Verbrechens sind. Die Wirthin glaubte nun gewiß, man müsse mich aufsuchen.

Unterdeß machte ich Anstalt zur Flucht. Ich entkam durch eine Thüre, die aufs Feld gieng. Ich sank an einem Baume nieder, meiner ganzen schrecklichen Lage überlassen, und im Begrif, vor Hunger zu erliegen; mich überfiel der Schlaf; ich erwachte, von neuen Schrecknissen ergriffen. Reuter banden mir die Hände, und sagten! Endlich haben wir es doch gefunden, das gottlose Weib, das uns zu entfliehen dachte. Unmöglich kann ich das alles beschreiben, was in meiner Seele vorgieng; ich unterwarf mich meinem schrecklichen Verhängnisse, ohne darüber klagen zu können, und wurde nun wieder in einen Kerker geworfen. Ich erschien vor den Richtern; man laß mir die Hauptpuncte einer Anklage vor, auf die ich durchaus nicht zu antworten wußte.

Mein Stillschweigen sah man als einen Beweiß der Ueberführung an; ich ward wieder in mein Gefängniß gebracht. In diesem furchtbaren Aufenthalte erwachte mein ganzes Gefühl wieder; ich ward Mutter, und brachte einen Sohn zur Welt. Das unglückliche Geschöpf! Soll ich der Vorsehung dafür danken? Allerdings! Es war eine Wohlthat, die meinen ganzen Dank verdiente! Aber o Gott! Das bedauernswerthe Kind schien

das Geschenk des Lebens zu verschmähen; es starb wenig Augenblicke nach seiner Geburth.

Kurz, mein Vater, die Verbrecherinn, die meine ungerechte Gefangennehmung veranlaßt hatte, ward entdeckt, und gab mir meine Freyheit wieder. Eine Englische Dame, die mein Unglück erfuhr, nahm mich mit sich, ich begleitete sie in ihr Vaterland. Sie schien bestimmt, mich meine Unglücksfälle vergessen zu machen, oder sie wenigstens zu lindern. Wir waren nicht weit von Bristol; sie ward krank; die Kinderblattern brachen aus. Ich, die ich dem Tode in die Arme eilte, fürchtete nichts, was mir ihn verursachen konnte; auch sah ich die Gefahr nicht ein, die meiner Wohlthäterin drohte. Ich widmete ihr alle mögliche Sorgfalt; sie starb in meinen Armen, und hatte nicht Zeit, ihre Versprechungen zu erfüllen; sie war Willens, mir ein jährliches Gehalt auszusetzen.

Von allem entblößt, selbst der Hofnung beraubt, im Begrif, dem Elende zu erliegen, das mich hier in einem Stalle drückt — ja, mein Vater, in einem Stalle! und dem Tode nahe, ohne den Trost gehabt zu haben, Ihre Knie zu umfassen; fern von Ihnen, fern von meinen Angehörigen, in einem fremden Lande, zitternd vor meinem Daseyn, voll Abscheu vor dem Anblick der Ungeheuer, die sich Männer nennen, das Herz voll Reue darüber, daß ich Ihren ganzen Unwillen verdient habe: alles dies Leiden überwältiget mich! — Und soll ich denn nicht Ihren Seegen empfangen?

gen? Kommen Sie je an diesen Ort, so schenken Sie mir einige Thränen, mein bester Vater! Das ist alles, worum ich Ihre Zärtlichkeit anflehe. Diese Thränen werden bis zu mir dringen! und ....

Bey diesen Worten brach der Brief der Unglücklichen ab. Vermuthlich übereilte sie der Tod, da sie eben diesen Aufsatz endigen, und ihn ihrem Vater zuschicken wollte.

Die Dame, die diesen Brief in Händen hatte, konnte dem Andenken dieses traurigen Opfers von einem unbegreiflichen Mißgeschick nichts, als Thränen schenken. Einige Monate hernach meldete man ihr den Besuch eines Fremden, der in der schrecklichsten Verzweiflung zu seyn schien. Sie sah einen jungen Menschen ins Zimmer treten, der sich der Gewalt des lebhaftesten Schmerzes überließ. Gnädige Frau, rief er, gnädige Frau, ich weiß, sie haben einen Brief in Händen — geben sie ihn mir! — Wissen sie, daß ich jener Unglückliche bin, die erste Ursache des Todes des anbetungswürdigsten Weibes! — Wie? mein Herr, sie wären — — — Ja, ich bin Mitgenosse des abscheulichsten Verbrechens! Sie wissen die Quelle meiner Schandthaten und meiner Quaalen: ich war niederträchtig, war unmenschlich genug, den Eingebungen meiner Mutter Gehör zu geben. Meine Mutter ist von Reue gequält gestorben, und ich kam, ich eilte, unser Verbrechen wieder gut zu machen. Meine Absicht war, selbst hier dies so edle Weib zu heyrathen, die des Mitleids so würdig, die immerfort Beherrscherin meines Herzens war;

und — — — man hat mir alles entdeckt; sie ist nicht mehr, und ist, ein Raub des Elendes, gestorben. Ich war hingeeilt, mich ihrem Vater zu Füssen zu werfen, dessen Nahmen ich endlich erfuhr; er gewährte mir seine Tochter; ich hofte, ihm die schwärzeste aller Vergehungen aus dem Gedächtniß zu bringen! — Ich werde sie also nicht wieder sehen! Sie starb mit Anklagen, mit Verwünschungen wider mich! Und ich verdiene sie, alle, diese Quaalen! —

Bey diesen Worten vergoß der junge Mensch einen Strohm von Thränen. Sein Schluchzen, sein Jammer verdoppelte sich, als er den Brief laß, den ihm die Dame gab. Er war von Schmerz und Reue so durchdrungen, daß man ihn bedauern mußte. Er verlangt, man soll ihn nach der Grabstätte seiner unglücklichen Geliebten führen; er umarmt den Stein, der das Grab bedeckt, und netzt ihn mit seinen Thränen. Er läßt es nicht bey diesen Bezeugungen seiner Verzweiflung bewenden; er will das Grab geöfnet sehen, und durch Bitten und Geld erhält er diese Art von Gefälligkeit, die man ihm anfänglich versagt hatte.

Kaum hat er die traurigen Reste des unglücklichsten Weibes erblickt, so stürzt er sich darauf, bleibt fest daran geheftet, und stößt das ängstlichste Klaggeschrey aus. Man kann ihn von diesem scheußlichen Schauspiel nicht losreissen. Zehnmal wiederholt er: Das that ich! Unschuldiges Opfer! Ich, ich habe dich in diese Grube gebracht! Er ward wahnsinnig, und nun bringt man ihn hinweg. — Er

kommt

kommt wieder zu sich; er ruft: Wie? Ihr Unmenschen, habt ihr mich von dem Orte weggebracht, wo ich meinen letzten Seufzer aushauchen wollte? Bringt mich wieder dahin! Endlich stirbt er in der Raserey — und spricht nichts anders als den Nahmen der Unglücklichen, die er allein unglücklich gemacht hat. Sein letzter Wille war, neben ihr begraben zu werden; und er setzte den Vater dieser Frau zum Erben ein, die seine feige Einwilligung in die Ungerechtigkeit seiner Mutter ins Grab gebracht hatte.

* * *

2) Die Marquise von Spadara.

Das Unglück, welches vor mehreren Jahren durch das Erdbeben über Sicilien gebracht wurde, gab ein sehr rührendes Beyspiel mütterlicher Liebe; besonders wird das Herz der Mütter sich getroffen fühlen, und niemand wird dem edlen Weibe eine Thräne versagen können.

In dem Augenblicke, als Messina einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welche aus dieser großen und schönen Stadt beynahe einen Steinhaufen machten, suchte unter der Menge unglücklicher Schlachtopfer, die sich nach dem Hafen flüchteten, sich auch der Marquis von Spadara, einer der Vornehmsten aus der Stadt, zu retten. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so verlohr seine Gemahlin vor Schrecken den Gebrauch der Sinne und ihr Gemahl trug sie ohnmächtig in sei-

nen Armen fort; er erreichte eine Barke, wollte sich und seine Gattin vor der gänzlichen Zerstörung in Sicherheit setzen, die seinem Vaterlande drohte. Mittlerweile schlägt die Dame ihre Augen wieder auf und schreiet: „ — Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bey uns!„ — Der Marquis antwortete ihr, daß er kaum Zeit hätte, sich mit ihr zu beschäftigen, und daß man der Vorsehung die Sorge überlassen müsse, über dies unglückliche Kind zu wachen." Man sieht wohl, daß sie keine Mutter sind!„ versetzt die gute Frau, und reißt sich aus den Armen ihres Gemahls, stürzt fort, will wieder umkehren. — — — Der Marquis beschwört sie, zu bleiben, er wirft sich ihr zu Füssen, küßt sie, benetzt sie mit Thränen. — Es ist alles vergebens!„ Ich will meinen Sohn retten, oder mit ihm sterben!„ — Der Marquis sah sich endlich genöthigt, Gewalt zu brauchen, um sie zurück zu halten. Er vertrauete einem seiner treuesten Bedienten die Aufsicht über sie an, und man widersetzte sich mit Nachdruck allen ihren Bemühungen.

Doch diese allzuzärtliche Mutter ergriff einen günstigen Augenblick, wo ihr Gemahl sich mit den Einrichtungen zu ihrer Einschiffung beschäftigte, entwischte, und eilte mit geflügeltem Laufe ihrem Hause zu, welches noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt stand; sie lief hinein, und stürzte sich auf die Wiege ihres Kindes. Das unschuldige Geschöpf schlief ganz ruhig, während die Natur rings um ihn her fürchterlich tobte.

End-

Endlich erwachte es, und lächelte seiner Mutter entgegen, reicht ihr so gar seine kleinen Händchen dar, als wollte es sie umarmen. Die Marquisinn nimmt es schnell in ihre Arme, und kann es nicht genug an ihr Herz drücken, und bedeckte es mit Küssen und Thränen. Schnell floh sie mit diesem kostbaren Schatze davon, kam auf die Treppe, diese wankte, und stürzte ein, und die Dame eilte wieder ihrem Zimmer zu. Das Haus erbebt, die Decken der Zimmer zerspringen, stürzen herab, die Unglückliche läuft in der Todesangst wieder aus einem Gemach in das andere, ihr folgt das Erdbeben allenthalben. Flammenströme vereinigen sich mit der schrecklichen Geisel, sie steigen, und ergreifen die unglückliche Mutter, die nichts mehr sah, für nichts mehr lebte, als für ihren Sohn. Ihr bleibt kein Zufluchtsort mehr übrig, als ein einziger Erker; sie eilte hin mit zerrissenen Haaren, ausser sich vor Schmerz stieß sie herzdurchschneidende Seufzer aus, zeigte ihren Sohn dem Volke. — „Freunde! Freunde! Um Gottes willen rettet, rettet mein Kind!" Man hörte sie nicht, sah nicht. In diesen schrecklichen Augenblicken der Zerstörung vereinzeln sich alle Menschen, denken nur auf ihre eigene Rettung; alle Bande der Gesellschaft sind zerrissen. Keine Eltern! Keine Freunde! Keine Menschlichkeit mehr! Die unglückliche Mutter fällt endlich mitten in die Flammen, ihr Kind im Arme, ihren Mund auf seinen Lippen; ihr letzter Schrey war: „Mein Sohn!" —

* * *

3) Arabella Fentham.

Sir William Crosby, Hauptmann in Englischen Diensten, hatte sich kurz vorher, ehe sein Regiment Befehl erhielt, dem Feldzug gegen die Franzosen im Jahre 1745 beyzuwohnen, diese Miß Arabella Fentham, ein Mädchen von den vortreflichsten Eigenschaften geheyrathet, und nun bestand sie gegen den Rath aller ihrer Freunde und Bekannte, und selbst gegen die zärtlichsten Vorstellungen ihres geliebten Gatten, darauf, ihn in Person zu begleiten, und sein Schicksaal auf jeden Fall mit ihm redlich zu theilen. „Sollte mein Crosby verwundet werden, sagte sie, so werde ich vielleicht durch eine sorgfältige Wartung seine Genesung beschleunigen, oder ihm doch wenigstens seine Schmerzen auf diese Art erleichtern können; sollte er gefangen werden, so wird man mir es doch wohl erlauben, ihm die Stunden seiner Einsamkeit zu verkürzen; sollte er sterben, so wird es allemal besser für mich seyn, dies mit Gewißheit, und bald zu wissen, als diese traurige Nachricht in der Entfernung mit Angst und quälender Ungewißheit zu erwarten.“ Der Hauptmann willigte endlich in ihre Bitte, sie schiften sich mit einander ein, und stießen kurz vor dem unglücklichen Treffen bey Fontenay zur Alliirten Armee.

Am Morgen der unglücklichen Schlacht war Arabellens Abschied von ihrem geliebten Gemahl nur kurz; sie sah ihm nach, bis sie ihn nicht mehr von andern unterscheiden konnte; und sobald das

Tref-

Treffen seinen Anfang nahm, begab sie sich blaß und zitternd zurück, und setzte sich im Dorfe unter einem Baum nieder, indem sie mit der größten Angst den Ausgang erwartete.

Das Treffen war, wie bekannt, eines der blutigsten in dem gegenwärtigen Jahrhunderte. Die Alliirten mußten dem Schicksal weichen, und den Franzosen für diesmal, bey aller Tapferkeit, den Sieg überlassen.

Arabelle erfuhr bald von den Flüchtigen, daß das Blutvergießen schrecklich, und der Sieg ohne Hofnung verlohren sey; doch hoffte sie, ihr Gemahl würde vielleicht unter den wenigen seyn, die zurückkommen würden; aber bald nach dem Rückzuge der Armee ward ihr diese Hofnung gänzlich benommen, indem man ihr sagte: Er sey gleich beym ersten Angriff gefallen, und unter den Toden liegen geblieben. Sie wurde von denen, die bey ihr waren, zurück gehalten, daß sie nicht in der Heftigkeit ihrer Verzweiflung auf das Schlachtfeld lief, welches der Feind noch im Besitz hatte, aber da sich ihre schreckliche Gemüthsbewegung in der Nacht etwas gelegt hatte, und ihr Schmerz ruhiger geworden war, nahm sie bey Anbruch des Tages einen Bedienten zu sich, und gieng, da man die Erlaubniß gegeben hatte, die Toden zu begraben, selbst hin, den Körper ihres Gemahls zu suchen, damit sie ihm wenigstens den letzten Liebesdienst erweisen, und Thränen der Zärtlichkeit auf sein Grab weinen könnte. Sie wanderte zwischen den Sterbenden und Toden umher, betrachtete jedes verzogene Gesicht,

sicht, und blickte mit Unentschlossenheit und Staunen auf eine Scene, welche die Plünderer zehenmal grauenvoller gemacht hatten, als die Streiter. — Mit Verwirrung und ganz ohne Hofnung, ihren Gemahl noch einmal zu sehen, wollte sie endlich diesen schaudervollen Ort verlassen, als sie durch das Gewinsel ihres Wachtelhundes, der, ohne daß sie ihn gesehen hatte, ihr nachgelaufen war, aufgehalten wurde. Er stand in einiger Entfernung von ihr auf dem Felde; und in dem Augenblicke, da sie ihn erblickte, zweifelte sie nun nicht länger, daß er seinen Herrn müsse gefunden haben. Sie eilte augenblicklich dahin, und da sie sich über den Leichnam, bey welchem der Hund stand, niederbückte, fand sie ihn so sehr von Wunden entstellt, und mit Blut bedeckt, daß die Gesichtszüge gar nicht zu erkennen waren. Endlich entdeckte sie weinend an seiner einen Hand die Ueberbleibsel einer Manschette, die mit einer schmalen Spitze von ihrer eigenen Arbeit besetzt war. So plötzlich und unter so schrecklichen Umständen dasjenige zu finden, was sie gesucht hatte, überwältigte ihre Seele gänzlich, und sie sank auf den zerfleischten Körper ihres geliebten Grosby nieder. Durch Hülfe ihres Bedienten wurde sie wieder zur Empfindung, aber nicht zur Vernunft gebracht. Sie ward von Convulsionen befallen, und wenig Stunden, nachdem man sie ins Dorf zurückgebracht hatte, darauf, starb sie.

* * *

4) Malesherbes und der Greis im Gefängnisse; die Scene fällt in die letzten Jahre der Französischen Revolution.

Ich befand mich, sagt Lacretelle, seit einem Monate im Gefängnisse Port-Libre. Man begegnete mir, meiner Dürftigkeit wegen, mit Menschlichkeit, und meines Alters wegen, mit Ehrerbietung. An einem Abend, als wir versammelt waren, kündigte man die Ankunft des Malesherbes und seiner ganzen Familie an. Niemand glaubte sich nunmehr sicher, da er sahe, daß Malherbes Tugend weder ihn noch seine Familie hatte schützen können. Er trat herein, und das erste, was wir bey der allgemeinen Betrübniß thaten, war, ihm den Ehrenplatz unter uns einzuräumen. Noch sehe ich seine Heiterkeit. „Dieser Platz, sagte er, den sie mir anbieten, gehört diesem Greise, denn ich glaube, er ist noch älter, als ich!" Ich war es, den er meynte. Wir zerflossen in Thränen, und er selbst hatte Mühe, sich des Weinens bey unserer Rührung zu enthalten.

Er war verurtheilt, mit seiner ganzen Familie zu sterben. Seine Tochter, Rosambo, wurde in dem Augenblicke, wo sie Abschied von uns nahm, die Sombreuil, eine gebohrne Gräfin, gewahr, deren letzter Bruder bey der unglücklichen Landung auf Quiberon, allein mit Ehren unterlag, und hernach erschossen wurde. — Es war die nehmliche, die ihrem Vater am 2 September 1793 das

Leben rettete, ihrem Vater, den ein noch meuchelmörderischeres Tribunal, als das der Septembrisirer, in der Folge doch hinrichten ließ. „Sie haben, sagte die Tochter des Malherbes zu ihr, den Ruhm, ihrem Vater das Leben gerettet zu haben, und ich habe wenigstens den Trost, den meinigen aufs Schavott zu begleiten.“ O, eine würdige Tochter dieses alten, tugendhaften, ehrwürdigen Greises!

* * *

13.

Beschreibungen einiger Denkmäler, zum Gedächtniß guter und edler Menschen, im Wörlitzer Garten.

a) Das Denkmal des Fürsten Dietrich v. Dessau.

In dem berühmten Fürstlich-Dessauischen Garten zu Wörlitz, den der Fürst von Jahr zu Jahr mehr verschönern läßt, steht dieses Denkmal. Es ist eine steinerne, weiße Urne, spiralmäßig gestreift, auf einem viereckigten Postamente, ohngefähr neun Fuß hoch. Auf den Seiten des Postaments sind allegorische Vorstellungen in bas relief, die auf die Neigungen und Lieblings-Ideen des Fürsten Bezug haben. Auf der einen Seite befindet sich folgende Inschrift:

Dem Andenken
Dietrichs
des Freyzebigen
Mannes
Tapfern Kriegers
Guten Oheims
Redlichen Vormunds
Franz.
cIↄ Iↄ CCLXXII.

Auf der nämlichen Seite, unten am Grundsteine stehen noch die Worte:

HIER WAR EHEMALS
IN EINER KLEINEN WOHNUNG
SEINE SCHLAFSTATT.

Die Vorstellungen selbst von des Herrn von Erdmannsdorf Erfindung sind auf der einen Seite: ein ausruhender Krieger unter dem Schatten eines Baums; in seiner Linken hält er ein rundes Schild mit dem Preusischen Adler; zu seinen Füßen liegt ein Panzer, ein Helm und Schwerdt ihm zur Seite; in einiger Entfernung sind Pferde, sich selbst überlassen, umher schweifend. Auf einer andern Seite: ein Landmann, der unter einem Baume sitzet, und sich auf seinen Pflug lehnet; seine ausgespannten Stiere weiden ihm zur Seite, und neben ihm auf der Seite siehet man eine Hacke. Auf der dritten Seite endlich: ein von der Jagd ausruhender Jäger, ebenfalls unter dem Schatten einer Eiche; in der Linken hält er einen Jagdspies, auf dem Boden liegt sein Jagdhorn, neben ihm

weidet

weidet ein Roß, und treue Jagdhunde sitzen zu seinen Füßen.

* *
*

b) Die Pappel-Insel.

In eben diesem so merkwürdigen Garten finden wir auf dem Wasser ein Eiland, und bemerken auf demselbigen Rousseaus Denkmal.

Unter Italienischen in der Runde gepflanzten Pappeln erhebet sich mitten auf dieser kleinen Insel, die Pappel-Insel genannt, dieses Denkmal, aus Sandstein. Es ist eine auf Stufen stehende Ara mit einer Urne. Auf der einen Seite der Ara siehet man des glücklichen oder unglücklichen Rousseaus Brustbild; auf einer andern einen Eichenkranz; auf der entgegengesetzten eine Leyer, dort auf seine bürgerlichen Tugenden, hier auf seine dichterischen Talente deutend, und auf der vierten Seite endlich eine, von dem Fürsten selbst verfertigte, schöne Inschrift:

Dem Andenken
J. I. ROUSSEAUS
Bürgers zu Genf,
Der
Die Witzlinge zum gesunden
Verstande
Die Wollüstlinge zum wahren
Genusse,
Die irrende Kunst zur Einfalt
der Natur,
Die Zweifler zum Trost
Der Offenbahrung
Mit Männlicher Beredtsamkeit
Zurückwieß.
Er starb
Den 11 Jul. cIɔ Iɔ CCLXXVIII.

Man

Man bemerke bey dieser Inschrift die Einfalt, das Ausdrucksvolle, und das ganz Characterische des Mannes, dem sie gemacht ist. Bey allen andern Inschriften auf Denkmälern in und um diesen Garten, die ich gern alle als Muster hier aufführen wollte, wenn es der Raum gestattete, ist dasselbe Gepräge, und ganz der Character der Inschriften getroffen. Einfachheit, Nachdruck, und oft in wenig Worten bezeichneter Umriß des besondern Lebens des Verstorbenen. Die schönsten um diesen Garten auf Denkmälern von dem Fürsten selbst verfertigten Inschriften sind gewiß die im Fürstlichen Grabmale, auch der Drehberg genannt, auf dem Wege nach Dessau, die ich aber hier nicht, ohne sie erst selbst noch einmal zu lesen und abzuschreiben, anführen kann.

c) Schochs Grabmal.

Doch muß ich hier noch eines besondern Denkmals in diesem Garten vorzüglich Erwähnung thun. Es ist das Grabmal Schochs, des ehemaligen Gärtners, der selbst nicht weit von hier, in dem Gothischen Gebäude, seine Wohnung hatte, und dessen Sohn jetzt die Anlagen pflegt und verschönert, die er sonst pflanzte und anbauete.

Ein Rasenhügel erhebet sich sanft, über dessen einer Seite der Weg führt, und von dieser Seite mit Gebüsch und hohen Bäumen besetzt, von der andern blos mit sanftem gleichen Rasen geschmückt ist. Vor diesem Hügel erblicken wir eine steinerne Wölbung mit kleinen gelben Thüren aus Eichen-

holz. Wir drängen uns durch zwey kleine an der Seite dieser Wölbung stehende Gesträuche durch, und finden auf einer lichten Schreibtafel über der Thüre die Worte:

Schochs Ruheplatz
Seiner Hände Fleiß verschönerte
Diese Gefilde:
Sanft walle dort sein Geist
Wie hier dieses Gebüsch!

Dankbar fühlt man den ganzen Inhalt dieser Worte, denn man genießt ja auch jetzt des Verstorbenen Arbeit, Mühe, Fleiß. Wir wandeln in den Anlagen herum, die er verschönerte: da er nicht mehr ist, da er gleichsam noch nach seinem Tode für unser Vergnügen sorgt. Dankbar erkennen wir auch den ganzen Werth dieses Grabmals, da es ganz das Herz des Fürsten offenbart, der seinem ehemaligen Gärtner hier ein Denkmal setzen, und ihm auch jetzt noch für seine Mühe, für die Verschönerung der Natur um ihn her danken wollte. —

* *
*

d) Denkmal Elterlicher Liebe.

Auch stehet in eben diesem Garten, nahe an dem Walle eine Urne, die in der Mitte einer Rundung von Virginischen Cedern und Lombardischen Pappeln, auf einem etwas erhobenen kleinen Grashügel sich befindet.

Besagte Urne ist die Verzierung eines Grabhügels, unter dem eine erst gebohrne Princessin des regierenden Fürstenpaars schläft. Die Urne ist von Stein, vergoldet, und unterwärts geschuppt.

Die-

Dieser Ort athmet sanfte Ruhe; die Cedern und Pappeln, die hochgewachsen, das Grabmal bekränzen, lispeln mit stillem Hauch im Winde. Es ist etwas angenehmes von Melancholie, was den Wanderer hier ergreift. Der Schritt, der vorher geschwind gegangen, zieht sich hier langsamer. Das heitere Grün auf dem Grabhügel umwehet jetzt die Urne mit langen Halmen.

* *
*

14.
Ueber Begräbnisse und Begräbniß-Plätze.

In unserm nunmehr bald verflossenen Jahrhunderte sind, unter andern merkwürdigen Dingen, auch viel gute Vorschläge auf die Bahn gekommen, die von immer mehrerem Nachdenken über die Vervollkommung des Menschen Geschlechts zeigen, und von dem Bestreben vieler unserer Mitbrüder, die Summe des Elends auf Erden zu mindern, und immer mehr Ruhe und Glückseeligkeit über die Bewohner unseres Planeten zu verbreiten.

Man hat besonders unserem Geiste mehr Freyheit zu verschaffen gesucht, indem man die Furcht minderte, die ihn in verschiedenen Lagen mit der ängstlichsten Bangigkeit befiel, und ihn dem Sclaven gleich machte, der an äussere ungünstige Umstände gekettet, unter Sorgen und ängstlicher Erwartung ein äusserst trauriges und bis an Verzweiflung grenzendes Leben führt.

Furcht gebiert Muthlosigkeit, und war von jeher die Wiege des Aberglaubens. Der Gespenster-

glaube war zu keiner Zeit häufiger, als da hirnlose Mönche eine unwissende Menge durch sclavische Furcht zu fesseln wußten, um sie in beständiger Unterthänigkeit zu erhalten, und einen nicht unbeträchtlichen Gewinn aus dieser für sie so vortheilhaften Lage der Dinge zu ziehen. Jetzt werden der Erzählungen von Gespenstern und Geistern, von Koboltеn und Hexen auch unter dem gemeinen Mann immer weniger. Die wenigsten lassen sich noch davon schrecken, und das künftige Jahrhundert wird gewiß ganz frey seyn von diesen Aftergeburthen einer mit allem Fleiß sonst unterhaltenen immer regen Furcht. Wir haben also in der That einen größern Grad von Freyheit erhalten, und sind aus den Fesseln herausgetreten, worinnen die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten zu ihrem größten Schaden seufzte.

Doch lange quälte das menschliche Herz eine neue Furcht, und sie trug nicht wenig dazu bey, die an sich schon unangenehme Lage eines Menschen, der die Welt verlassen soll, noch um ein beträchtliches zu vermehren, und das war die Furcht, im Grabe wieder zu erwachen, und da zum zweytenmal in dieser engen Behausung, ohne alle Hülfe, den schmerzhaftesten Tod zu sterben. Und diese Furcht kann bey dem Menschen um so mehr zunehmen, da sie nicht ganz ungegründet ist, und sich auf einige Erfahrungen zu stützen scheint. Man hat freylich Beyspiele, daß Menschen einige Tage lang, in einer betäubenden Ohnmacht, die ganz nahe an den Tod grenzte, gelegen, und dann wieder aufgelebt

sind.

sind. Wäre man leichtsinnig genug gewesen, mit ihrer Beerdigung zu eilen, so würden sie einen traurigen Tod haben sterben müssen. In der Dom-Kirche zu Magdeburg befindet sich sogar ein Gemälde, von einer Frau von Asseburg, die im Grabe wieder erwacht, und da man noch zeitig genug ihr zu Hülfe kam, wieder ins Leben zurück gebracht wurde, alsdann noch viele Jahre hindurch lebte, und sogar noch zwey Kinder zur Welt brachte.

Man hat zwar hinlänglich beweisen wollen, daß bey gehöriger Vorsicht, es beynahe unmöglich sey, im Grabe wieder zu erwachen. Man hat zwar das Unwahre mancher solcher Geschichten vom Wiederaufwachen im Grabe, womit man sich mündlich und in Schriften nur vor Kurzem erst wieder herumgetragen hat, durch angestellte genaue Untersuchungen, deutlich bewiesen; allein ganz können wir uns doch manchmal des Gedankens nicht erwehren, daß es doch vielleicht möglich sey. Eine gewisse Furcht wird uns zu manchen Zeiten doch darüber beunruhigen, und uns, sollte dieser Gedanke sich gerade auf unserem Sterbebette einfinden, in eine sehr unangenehme Stimmung versetzen. — Man hat zwar durch geschärfte Gesetze, und die weisesten Anordnungen dieser Furcht Einhalt zu thun sich bemüht, und nach Verlauf dreyer Tage die Beerdigung eines Toden erst verordnet; allein Umstände können die Sache verändern, und die Länge der Zeit, wenn solche Gesetze nicht immer von Neuem eingeschärft, und strenge darüber gehalten wird, bringt sie oft wieder in Vergessen-

heit, zumal da unsere Leichenweiber, besonders auf dem Lande, die unwissendsten Geschöpfe sind, die sich weder durch Ermahnungen noch Warnungen von den einmal vorhandenen Gewohnheiten abbringen lassen, und also der guten Sache sehr hinderlich sind.

Der Mann verdient also mit Recht unsern wärmsten Dank, der den Einfall hatte, Leichenhäuser zu empfehlen, die zur Aufbewahrung der Toden dienen könnten, bis man gewiß überzeugt wäre, der Verstorbene sey würklich zu seiner letzten Bestimmung übergegangen. Die Wohnungen der meisten Menschen, besonders der Armen, die oft nur eine kleine Stube, und höchstens noch ein kleines Kämmerlein haben, sind so enge, daß man freylich keinen Toden lange beherbergen kann. Es wäre also eine große Erleichterung, wenn man die Verstorbenen nach einiger Zeit in ein solches auf dem Kirchhofe erbauetes Leichenhauß bringen, und da einige Tage hindurch, bis zu ihrer völligen Beerdigung stehen lassen könnte. Des Herrn D. Hufelands Vorschlag empfiehlt sich also gewiß durch die ausser allen Zweifel gesetzte Nutzbarkeit. In Städten wird man ihn auch wohl bald allgemein realisiren, aber auch auf dem Lande scheint bey der Armuth der meisten Hüttenbewohner die Aufbauung und Unterhaltung eines solchen Leichenhauses noch einige Schwierigkeiten zu haben. Die besten Anstalten verfehlen gemeiniglich aus dieser Rücksicht hier ihren Zweck, und die mehresten Mängel, besonders in Ansehung der Policey, finbet

det man wohl auf dem Lande. Die Belege dazu lassen sich sehr leicht finden.

Doch mit wenigen Kosten könnte man vieleicht Hufelands Vorschlag im Kleinen ausführen. Man verfertige nehmlich ein blosses Dach von zusammengefugten Bretern, von der Länge und Breite eines Grabes. Stürbe nun einer, so liesse man ihn einen ganzen Tag in seinem Bette liegen, grübe dann ein Grab, und setzte ihn in einem Sarge, der jedoch nie zugenagelt würde, in dieses Grab. Hierauf überdeckte man dies ofne Grab mit diesem hölzernen Dache, und ließ es so einige Tage offen stehn. Sollte der Verstorbene wieder ins Leben zurückkommen, so könnte er sich leicht durch Abstossung des Deckels vom Sarge selbst helfen, und brauchte nur das leichte breterne Dach ein wenig hinwegzuschieben, um wieder ans Tageslicht zu kommen. Dies würde wenig kosten, und überall ins Werk gerichtet werden können.

Daß unsere Begräbnisplätze jetzt auch nicht mehr mitten in der Stadt geduldet werden, sondern vor den Städten an einem abgesonderten Orte angelegt worden sind, ist eben auch eine sehr rühmliche Einrichtung. Unsere alten Vorfahren hatten zwar vielleicht eine gute Idee, da sie sich ihre Begräbniß-Plätze um ihre Kirchen herum auswählten. Sie wollten sich wahrscheinlich bey dem Ein und Ausgange in ihre Gotteshäuser ihrer Sterblichkeit erinnern, und sich dadurch um so mehr alsdann zur Ausübung der in ihren gottesdienstlichen Versammlungen gehörten guten Lehren ermuntern,

tern, oder auch wohl im Tode ganz nahe bey den heiligen Versammlungen ihrer noch lebenden Mitbrüder seyn. Mit einem Worte: es war heilige Schwärmerey. Da wir täglich um uns her Menschen sterben sehen, so ist dies Erinnerung genug an den Tod, und da die Verwesung unserer Entschlafenen doch wohl vielleicht der Gesundheit der Lebenden schädlich werden könnte, so ist es wenigstens keine unrühmliche Vorsicht, unsere Gräber auf einen von jeder Stadt entfernten freyen Platz zu verlegen, und unsere Toden da in ungestörter Ruhe bis zu ihrer weitern Bestimmung schlafen zu lassen.

Nur wünschte ich, daß unsere Kirchhöfe ein fröhlicheres Ansehen bekommen möchten! Man sollte die Verwesung nie anders sehen, als in Begleitung der grünenden, wieder auflebenden Natur. Dadurch wird sie weniger schreckbar. — Durch die Begräbniß-Plätze der Brüder-Gemeinen gehet man mit wahrem Vergnügen, und ich habe schon manchen sagen hören: Hier möchte ich einst ruhen! Das Ganze hat ein heiteres Ansehen. Blumen von allerley Gattung, Fruchttragende Bäume, grüne Hecken findet man hier, und ihre Gräber sind nicht aufgeworfene Haufen; alles ist eben, und mit kleinen viereckigten Steinen belegt, die nichts weiter als den Nahmen des Entschlafenen dem stillen Wanderer zeigen. — Möchten wir diese schöne Einrichtung bey uns einführen; man stürbe noch einmal so freudig! —

VIII.

VIII.

Trost und Beruhigung

bey

Krankheit und im Tode.

VIII.

Trost und Beruhigung in Krankheiten und im Tode.

1.

Michael Montaignes Belehrung über den Tod, an Kranke und Sterbende.

Um uns den Tod zu erleichtern, reicht uns die Natur selbst die Hand, und giebt uns Muth. Ist's ein schneller und gewaltsamer Tod, so haben wir keine Zeit, ihn zu fürchten; ist er anders, so merke ich, daß, so wie ich nach und nach mit der Krankheit ringe, ich natürlicherweise gleichgültiger gegen das Leben werde. Ich finde, daß ich mehr Mühe habe, den Entschluß, zu sterben, in Saft und Blut zu verdauen, wenn ich gesund bin, als dann, wenn mich das Fieber schüttelt. Um so weniger ich an den Gütern des Lebens klebe, weil ich den Gebrauch davon zu verlieren anfange, und sie mir kein Vergnügen mehr gewähren, um so weniger schreckhaft wird mir der Anblick des Todes. Das läßt mich hoffen, daß ich, jemehr ich mich von jenem entferne, und diesem nähere, ich um so viel leich-

leichter mit dem Tauschhandel zurecht kommen werde. —

Eben so, wie ich bey vielen andern Gelegenheiten versucht habe, was Cäsar sagt: daß ein Ding von weitem oft viel größer aussieht, als in der Nähe: so habe ich auch bemerkt, daß ich bey gesunden Tagen viel größere Scheu vor Krankheiten gehabt habe, als wenn ich an einer oder der andern darnieder lag. Meines Lebens Fröhlichkeit, Vergnügen und Kräfte lassen mich den entgegengesetzten Zustand so überwiegend bös finden, daß meine Einbildung mir die Ungemächlichkeiten um die Hälfte vergrößert, und ich solche für schwerer halte, als ich sie wirklich fühle, wenn ich sie einmal auf den Schultern habe; mit dem Tode, hoffe ich, soll es mir eben so begegnen. Aus den gewöhnlichen Veränderungen und Abwechslungen, die mit uns vorgehen, laßt uns wahrnehmen, wie die Natur uns unsere Abnahme und unser Hinschwinden verbirgt. Was bleibt einem Greise von seinen Jugendkräften und von seinem vergangenen Leben übrig?

Cäsar antwortete einem Soldaten von seiner Leibwache, der alt und ganz stumpf war, und ihn auf der Gasse um seinen Abschied bat, um sich zum Tode anzuschicken, scherzhafter Weise, indem er sein kümmerliches Wesen betrachtete: Wähnst du denn, daß du noch lebest? — Wenn man auf einmal hinein verfiele, so glaube ich nicht, daß man vermögend wäre, eine solche Veränderung auszuhalten; allmählich aber an ihrer Hand von einer

sanf-

sanften und fast unmerklich abschüßigen Höhe geführt, setzt uns die Natur in diesen elenden Zustand, und macht ihn uns heimlich, so daß wir keinen Stoß spüren, wenn die Jugend in uns erstirbt, welches im Wesentlichen, und in Wahrheit ein härterer Tod ist, als der völlige Tod eines siechen Lebens oder des grauen Alters. Um eben so viel, wie der Sprung vom Uebelseyn zum Nichtseyn leichter ist, als vom Behaglich- und Blühendseyn zum Seyn voll Pein und Schmerzen. Der gebeugte und erschlafte Cörper hat weniger Stärke, eine Last zu tragen; eben so ist es mit unserer Seele. Man muß sie gewöhnen und abrichten, gegen die Anfälle dieses Gegners. Denn weil es unmöglich ist, daß sie sich in Ruhe setze, so lange sie sich vor ihm fürchtet; so kann sie auch, wenn sie ihm beherzt entgegen tritt, sich rühmen, — welches gleichsam über die Kräfte der Menschheit geht, — es sey unmöglich, daß weder Unruhe, Quaal, und Furcht, noch das geringste Mißvergnügen bey ihr Herberge finde.

„Nicht der dräuende Blick des Tyrannen,
„Noch der stürmende Südwind,
„Der das Adriatische Meer peitscht; noch selbst
„Die furchtbare Hand des Donnerschleudernden Jupiters:
„Nichts kann seinen Felsen-Muth erschüttern.

Horaz, Buch 3, Ode 3.

Sie ist erhoben zur Herrscherin über ihre Leidenschaften und Begierden, zur Herrinn über Dürftigkeit, Schande, Armuth und alle übrigen

Faust-

Faustschläge des Glücks. Jage diesen Vortheilen nach, wer nur immer kann! Hierin liegt die wahre und höchste Freyheit, die uns in Stand setzt, der Gewalt und dem Unrecht Verachtung entgegen zu setzen, und über Gefängniß und Fesseln zu hohnlachen. Horaz spricht im 1 Buch, der 16 Epistel:

„Ein grimmiger Scherge soll dich an Händ' und Füßen fesseln! —
„Nun! So wird Gott selbst mich befreyen, sobald ich will"
„Sprach er. Das heißt: sterben. Denn aller Dinge
„Aeußerste Grenze ist der Tod.

Unsere Religion hat sich auf keinen sichrern, menschlichen Grund gestützt, als auf die Verachtung des Todes. Nicht blos, daß uns vernünftiges Nachdenken und Schließen darauf hinführt, denn warum sollten wir eine Sache zu verlieren fürchten, welche verlohren, nicht bedauert werden kann? sondern auch, weil wir von so mancherley Art des Todes bedräuet werden; fahren wir denn nicht ärger dabey, alle zu fürchten, als nur eine zu leiden? Was kümmert uns das Wann? Da es nicht zu vermeiden steht. Als man zum Sokrates sagte, du bist von den dreyßig Tyrannen zum Tode verdammt, versetzte er: und sie von der Natur!

Welche Dummheit, uns zu plagen über den Punct des Ueberganges zur Befreyung von aller Plage. Wie unsere Geburt die Geburt aller Dinge

für uns ward, so wird der Tod aller Dinge für uns, unser Tod seyn. Deswegen ist es gleiche Thorheit, darüber zu weinen, daß wir über hundert Jahr nicht mehr leben werden, als darüber, daß wir vor hundert Jahren noch nicht lebten. Der Tod ist Anfang eines neuen Lebens: eben so weinten wir, eben so ward es uns peinlich, in dieses unser gegenwärtiges Leben zu treten, und eben so legten wir unsere alte Hülle ab, da wir eintraten. Einmal kein Mal, sagt das Sprüchwort. Ist es also vernünftig, sich so lange vor einer Sache zu fürchten, die so kurz dauert? Lange Zeit leben, und kurze Zeit leben wird durch den Tod ganz einerley. Denn lang und kurz mißt keine Dinge, die nicht mehr sind.

Aristoteles sagt: es befinden sich am Flusse Hispanis kleine Insecten, die nur einen Tag leben. Dasjenige, welches um acht Uhr Morgens stirbt, stirbt in seiner Jugend; welches Abends fünf Uhr stirbt, stirbt vor Alters-Schwachheit. Wer von uns spottet nicht, wenn er ein Gewicht von Glück oder Unglück auf den Unterschied dieser Lebenslängen legen hört? Das Mehr oder Weniger in dem Unsrigen, verglichen mit der Ewigkeit, oder auch mit der Dauer der Berge, Flüße, der Gestirne, der Bäume, oder selbst nur mit einigen Thieren, ist nicht minder lächerlich.

Aber, sagt ihr, die Natur zwingt uns dazu! Geht, sagt sie, aus dieser Welt, wie ihr hinein gekommen seyd. Den nämlichen Weg, auf welchem ihr vom Tode zum Leben wandeltet, wandelt

ihr

ihr wieder, ohne Furcht und Grauen zurück, vom Leben zum Tode. Euer Tod ist ein Stück aus der Ordnung des Weltalls, es ist ein Stück von dem Leben der Welt.

Soll ich etwa euch zu gefallen, den herrlichen Zusammenhang der Dinge stören? Der Tod ist Bestimmung eurer Schöpfung; ist ein Theil eures eigenen Wesens; ihr fliehet vor euch selbst. Das Daseyn, das ihr genießet, ist ein gemeinschaftliches Eigenthum des Todes und des Lebens; der Augenblick eurer Geburth ist der Anfang eures Weges, der sowahl zum Sterben leitet, als zum Leben.

„Die erste Stunde, die uns das Leben gab, nahm
„uns des Lebens erste Stunde.“ Seneca.
„Weil wir gebohren werden, sterben wir.
„Das Ende faßt den Anfang.“ Manil. 4 Buch.

Alles, was ihr euch vom Leben zueignet, das entwendet ihr der allgemeinen Masse des Lebens, und nehmts auf allgemeine Kosten. Das Werk eures Lebens ist, euren Tod bauen. Ihr seyd im Tode, während daß ihr im Leben seyd; denn ihr seyd nach dem Tode, wenn ihr nicht mehr im Leben seyd; oder, wenn ihr so lieber wollt, ihr seyd tod nach dem Leben. Während dem Leben aber seyd ihr im Sterben begriffen; und das Sterben fällt dem Sterbenden unendlich schwerer, ist ihm wesentlicher hart und drückender, als dem Toden. Habt ihr euer Leben genutzt, so seyd ihr gesättigt: steht zufrieden auf, und wandelt heim! — Habt ihr nicht verstanden, es zu gebrauchen,

so

so war es euch unnütze! Was kümmert euch dann, es verlohren zu haben? Worzu wolltet ihr es ferner behalten?

Macht auch ihr andern Platz, wie andere euch Platz gemacht haben. Gleichheit ist eine Hauptstütze der Billigkeit. Wer hat sich zu beklagen, wenn gleichen Brüdern gleiche Kappen zugeschnitten werden. Uebrigens lebt, so lange ihr wollt, ihr werdet doch von der Zeit nichts abdingen, die ihr tod seyn müsset.

Der Tod ist weniger zu fürchten, als nichts, sagt Lucretius im 3. Buch, wenn es etwas gäbe, das weniger wäre, denn Nichts.

Ihr habt euch weder tod noch lebend um ihn zu bekümmern; lebend, weil ihr seyd; tod, weil ihr nicht mehr seyd. Noch mehr! Niemand stirbt, bevor nicht seine Stunde gekommen ist. Was ihr an Zeit hinter euch lasset, war eben so wenig eure, als die Zeit, welche vor eurer Geburth verfloß, und geht euch eben so wenig an.

Oder, wenn euer Leben endigt, so ist es ganz vollendet. Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in seiner Anwendung. Mancher zählt viel Jahre, und hat doch nur kurz gelebt. Darauf seyd achtsam, so lange ihr da seyd! Es liegt in eurem Willen, nicht in der Anzahl der Jahre, daß ihr hinlänglich gelebt habt. Dachtet ihr denn, ihr würdet nicht da ankommen, worauf ihr beständig zugienget? Wisset ihr einen Weg, der nicht irgendwo hinführte? Und wenn euch

Gesellschaft behagt, geht die ganze Welt nicht eben den Gang, den ihr geht?

Tanzt ihr nicht alle in einem Kreise, und nach einem Tackte?— Giebt es eine Sache in der Welt, die nicht eben so wohl åltert, als ihr? Tausende von Menschen, tausende von Thieren, und tausende von andern Geschöpfen sterben in demselben Augenblicke, da ihr sterbet.

„Keine Nacht folgte dem Tage, noch ein Morgen „der Nacht, die nicht vernahmen die Stimme des „Wehklagens und des Jammers, Begleiter des un„erbittlichen Todes und der Leiche zum Grabe.“
Lucr. Buch 2.

Was soll es vorstellen, daß ihr nicht vorwårts wollt, da ihr nicht zurück könnt? Ihr habt Menschen genug gesehen, die sich ganz wohl dabey befanden, daß sie starben, indem sie dadurch großem Elende ein Ende machten? Habt ihr aber wohl jemanden gesehen, der sich übel dabey befunden håtte? Nun ist es doch gar einfåltig, etwas zu verdammen, das ihr weder durch eigene Erfahrung, noch durch Hörensagen kennt. Warum also, o Mensch, beschwerst du dich über dein Schicksaal! Thut man dir Unrecht? Wenn auch dein Alter noch nicht vollendet wåre, dein Leben ist es. Ein kleiner Mensch ist völliger Mensch, wie ein großer. Weder der Mensch selbst, noch sein Leben, wird nach Ellenmaaß gemessen. —

Und ein immerwåhrendes Leben müßte dem Menschen unertråglicher und låstiger seyn, als dasjenige

jenige ist, was er eben jetzt besitzt. Hättet ihr Menschen den Tod nicht, — ruft der Schöpfer uns zu, — Ihr würdet mir ohne Unterlaß fluchen, daß ich euch desselben beraubt hätte. Mit gutem Bedacht habe ich ein wenig Bitterkeit hinzu gemischt, um zu verhindern, daß ihr nicht, wenn ihr inne würdet, wie lieblich sein Genuß sey, demselben zu gierig und unbedachtsam nachjagen möchtet. Um euch in diese Mäsigung zu versetzen, wie ich von euch fordere, weder das Leben noch den Tod zu fliehen, habe ich beydes, das Süße und das Saure, eins durchs andre gemildert. Thales, jener berühmte Weise, wußte wohl, daß das Leben und das Sterben gleichgültig sey. Daher er demjenigen, der ihn fragte: warum er denn nicht stürbe? mit vieler Weisheit antwortete: gerade darum nicht, weil es gleichgültig ist. Wasser, Erde, Luft und Feuer nebst andern Bestandtheilen dieser Erde, sind eben so gut Werkzeuge des Todes, als des Lebens. Warum fürchten wir also den letzten Tag unseres Lebens? Der letzte Schritt verursacht nicht die Müdigkeit, er macht sie blos kund. Alle Tage gehen zum Tode, der letzte langt bey ihm an. Seht, Menschen, so lauten die Lehren und Weisungen unsrer Mutter Natur!

3.

Wenn fürchtet man den Tod nicht?

Als Kleombrotus, ein junger Athenienser, den Phädon oder Platos Gespräch von der ewigen Dauer

der Seele, und einem bessern Leben las, wurde er so davon eingenommen, daß er sich aus Begierde, bald in das bessere Leben zu kommen, ins Meer stürzte. So wenig nun diese Handlung zu billigen ist, so beweißt sie doch augenscheinlich, wie wenig man den Tod fürchte, wenn man von der ewigen Dauer seiner Seele, und einem bessern Leben überzeugt ist. Man sollte sich daher recht lebhaft davon zu überzeugen suchen, und alle jene sclavische Furcht, jenes erschütternde Schrecken vor dem Tode würde von selbst auf immer dahin schwinden.

3.

Entzückung des Las-Casas, oder Quellen der Seelen-Ruhe.

Las-Casas, dessen Nahme unter der Zahl thätiger Menschen-Freunde ewig glänzen, und um so heller glänzen wird, da er neben den Höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwerdt, und Folter, und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war; so ward ihm doch im Angesicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet, und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor

der

der Veränderung ihres Standes zittert. Las-Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irrdischen Richter; aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit schien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit, wie das Blöde der Schuld, schlägt den Blick vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordens-Bruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las-Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hofnung ein, um Hofnung bey sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn, hinaus zu gehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen. Laß Casas lag, und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Mann; aber klein, und unlauter und fruchtlos an dem gehoften Guten schien ihm jede bessere That, eine Quelle der Wüste, die im Sande dahin schwindet, ohne daß Halm und Blume ihr Ufer schmückt. Reuig, gedemüthiget, beschämt warf er sich nieder in Gedanken vor Gott und flehte aus der Tiefe der Seele: Geh' nicht

Ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf die Augenlieder, und plötzlich war ihm, als hätte er die Gestirne des Himmels zu seinen Füssen, und gieng auf Wolken einher, in einem endlosen Raume, und sah in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten herauffuhren, und hinab in die Welten. —

Kaum hatte noch sein Auge gefaßt, und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwikkelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beym Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Nahmen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edlern Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern sanften Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt, so daß ihm dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und Sünden.

Jetzt, da der Engel des Lebens sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie

selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschauung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der sich selbst verläugneten Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da gieng sein Herz dem Gerichteten auf in Hofnung, und obgleich seiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meere, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: Und das Gute wuchs und der Fehler ward minder, jemehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken, die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend, denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit. in jenen Eylanden, die einst Eylande des Seegens und des Friedens, und jetzt des Fluchs und des Verderbens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was hier that, wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie die ganze Seele ihm zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greises Alter; wie er hohen Muthes im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der morderte, und über den Glaubenstolz, der es lächelnd ansah, und

über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her der Stürme und der Klippen nicht achtend über die Tiefen des Meeres floh, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hofnüng zu bringen; wie er hintrat vor dem stolzen Eroberer, dem ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als stünde er vor seinem ewigen Richter, und als leckten die schwarzen, unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager, wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hofnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß, als Mann, und wieder da stand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hofnung, der dem Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahin schwand, wie er da jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. — So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange, von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht; denn Eifer für Wahrheit und Recht, — und wenn er thatenlos nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt

waren,

waren, — ist von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben, denkenden Ernst auf der Stirne, den ihm preßte das Herz, jener unseelige Rathschlag, womit er einst in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andere erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerste jenes Weltheils, wo verrätherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzählig bessern, diese furchtbare That; schwärzer in ihren Folgen, als alle Unthaten der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Greuel der Bosheit, und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer war im Andenken vor Gott. Im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln, alles, was da verübt worden war, alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geisselhiebe statt Erquickung und Schlummers, alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweifelung. —

Las Casas stand, als sollte ihn das Entsetzen vernichten. — Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt, und kein Flügel des Lichts sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens dachte er nur das Endlose Elend

aller dieser Tausende seiner Brüder. Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: „Zerreiß die Rolle!"

Und der Engel zerriß die Rolle; getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott! Aber geschrieben steht vor seinem Angesicht mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt er Fehler ahnden, wie deine Fehler, so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurch brächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseeligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las-Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn dus vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selbst tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd ich den Himmel suchen, und der Seeligkeit im Schoße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seeligkeit als in dir, in deiner eigenen Seele? Und worinnen

innen sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest, mit all deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O, aber dies grenzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte! — —

Wird zu Wonne werden und zu Fülle der Seeligkeit in dem Welt-Entwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt, erkenne nun in seiner Herrlichkeit ihn!

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung; da rollte zu des Geistes Füßen die Erde, und der Unsterbliche wieß ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer, dampfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder, wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Seegen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner, und wo die Stürme zerstöhrt hatten, da athmete freyer die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe. Denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daher zog, und sie war zurück gestürzt in den Abgrund. So führt er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare

Natur,

Natur, und mit immer schwellender Wonne weyht er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt; wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurch geht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn; — und wie in der Welt der Seelen Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten, und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; — und wie unter dem fremden Himmel der geraubte Sclave Eindrücke sammlet, einen Besitz für die Ewigkeit! Eindrücke, in denen der seeligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorne die Erndte schläft, oder im Sprößling der Wald! — Und wie in höhern Zeitpunkten des Daseyns aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervor blüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt; sie, der Sittlichkeit Wipfel, und der Menschheit Vollendung; Liebe, die auch den Todfeind umfängt; — und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund, und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genest; so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinweg schlingt, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufkeimt, und zu dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend

die

die Seeligkeit, und in der Seeligkeit immer höhere Tugend. Wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klageton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch alle seine Gebeine fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm vor seinen Augen wie Schuppen, da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin. Da gieng über dem Innern der Schöpfung für ihn der volle Tag auf, der volle, heitere, seelige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jede Nerve in ihm voll Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengusse quollen auf seinen Wangen herab; — o du, rief er jetzt aus, indem seine Kniee in die zitternde Wolke stürzten, und Arm und Auge sich froh empor hoben gen Himmel; o du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe, du, mein Vater, und nicht mein Richter, und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! — der du mir Erndten des Geistes zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben sä'te; der du von mir hinnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß dir anhangen, einzig Seeligkeit — ist, und deine Herrlichkeit sehen, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur

Rin-

Ringen darnach mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst. Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, — Du, dessen Ehre ihr Staub. — Aber ich kann nicht weiter! Meine Seele erliegt! So war es, seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blik erhob, sah er seinen irrdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Athem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihn von der Seeligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge, er sank zurück, und streckte seine Gebeine in den Tod hin. Zitternd und stumm hieng über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihm, küßte seinen erstarrten, verlohrnen Freund, und weinte.

Sein gen Himmel gerichteter Blick, und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter, und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes, und seiner selbst hervorgieng, lächelte noch im Tode auf seinem Angesicht. — —

4.
Der Lohn der zukünftigen Welt.
Eine jüdische Dichtung.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: „Dies Gebot ist groß, darum will ichs halten, denn sein Lohn wird groß seyn!" — Gott hat den Menschen nicht geoffenbaret, welches der Lohn eines jeden Werkes, einer jeglichen That seyn werde!

„Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter ohne Bedingung dazu ein. Er ließ einem jeden seine Arbeit, und des Abends fragte er einen jeden: woran er gearbeitet habe?"

„Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze. Dieser den Feigenbaum, jener den Oehlbaum, der die Cypresse, der den Palmbaum."

„Der Hausvater gab einem jeden nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherley Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht worden."

Ein frommer Weiser ward gefragt, warum ihn Gott also geseegnet habe in seinem Leben? — Er antwortete: Weil ich die kleinste Pflicht, wie die größte that, darum hat mich Gott also geseegnet.

5.
Ueber Reichthum und Armuth im Tode.
Ein Gespräch.

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, so reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beym letzten Verlassen.

B. Was nennen sie das letzte Verlassen?

A. Wenn im Kampf zwischen Tod und Leben niemand dem Arm n beysteht, der ihn ermuntern, erquicken, der seiner scheidenden Seele, Lebewohl! sagen kann.

B. Wie? Keiner hat besseren Beystand im Tode, als die Armuth!

A. Das sprechen sie im Scherz.

B. Auch im Ernst, wenn sie mich treiben. Denn was verlangt unser Tod mehr, als Leere um uns her, die Entfernung jenes weinerlichen Apparats. Sprechen sie indessen zuerst für den Tod des Reichen!

A. Ich sage, wie sich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch Arzeneyen gelindert, ihr Gemüth durch Gespräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken seinen guten Nahmen, wohlwollende Prediger die Seeligkeit, ein Geliebtes Weib seine Grabschrift, prächtige Werke sein Andenken nach dem Tode. Der Fleis der Aerzte thut der Natur selbst Gewalt an, fromme Vermächtnisse sichern ihm den obersten Platz im Himmel.

B. Der Arme dagegen bricht durch seine harte gute Natur die Krankheit, sein Gemüth sammlet er durch kunstlose Andacht. — — Er freuet sich, befreyet zu werden, fühlt seinen Erlöser im Voraus: Zeuge seiner Unschuld ist sein Gewissen; er gehorcht der Natur und eilet, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verschiedene Trostsprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat sie in sich, und glaubt sie.

A. Der Reiche wird an seine Sünden erinnert.

B. Der Arme ist ihrer sich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche zieret die Kirche aus.

B. Der Arme ist Gottes Heiligthum selbst.

A. Der Reiche ruht unter einem Marmor.

B. Der Arme in seiner Mutter Schoos.

A.

A. Der Reiche geht in der Umarmung seiner Freunde von hinnen.

B. Im Arme der Engel fliegt der Dürftige empor. Doch wozu die beschwerlichen Gegensätze weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth sey, wird im Tode des Menschen am sichtbarsten. Es ist der Punkt, in welchem uns übel erworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt, und verdrießt. Die thörichte Unruhe unsers Lebens beschämt uns: denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hülfe an, auf welche wir uns bisher verließen. Jenen Himmel, der vor allen andern auf uns herabsah, günstige Sterne, eine Erde, die uns diente! Wissenschaften, in denen unser Stolz empor flog; Reichthümer, die wir nach unserm Willen gebrauchten; Freunde, die unserer Lust gehorchten; eine Religion, mit der wir unsere Freyheit zu sündigen deckten; unsern Ruhm, ach! den schändlichen Schmeichler! Die Philosophie, eine papierne Stärke; die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht, und auf unsere Gunst stolz, unsern Abgang durch uns nicht leiden konnte. Wer sollte nicht lachen, daß wir alsdann so lächerlich da liegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermeßlichen Schaden der Erde dennoch sterben müssen, und alle unsere Gaben, unsere Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtschafne dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern. Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünschen, der sich der Erde als der, der er ist, entziehet; Eine Hand voll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gast; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hienieden ein Zeuge, aber ein Erbe des ewigen Reichs, sich rühmend der Gemeinschaft mit Christo, die er schon hier anfieng.

A. Wenn sie so fort fahren, überreden sie mich fast zur Armuth.

B. Sie ist ein zu großes Geschenk, als daß es ihnen werden sollte. Sie thun, was sie so gern thun, beym Bette der Reichen sitzen, und unter dem Geruch der Arzeneyen, dem dunkeln Schimmer der Lichter, den Versuchen der Aerzte, dem Zuschrey der Geistlichen, dem Hin- und Herlaufen der Familie, dem Heulen der Anverwandten, dem in Ohnmachtfallen der Gemahlin, und den Tröstungen an sie von ihren Tröstern, die hinabfahrende Seele des Toden geseegnen.

6.

Wie ich dem Tod entgegen gehe?

Es ist die Bestimmung des Menschen, immer besser und vollkommner zu werden, und seine Kräfte stets mehr zu veredeln.

Diese Ueberzeugung verbürgt mir ein seeliges Loos nach dem Tode. Er mag kommen, wenn er will, er findet mich strebend nach einem höheren Werthe.

Freudig werd ich ihm aber auch meine Rechte bieten, weil ich glaube, daß er mich in Verhältnisse führen wird, wo der Schwierigkeiten gegen dieses Streben weniger sich erheben, — wo der Genuß der errungenen Vorzüge ungestörter und beseeligender ist, und wo

Der müden Pilger Leiden nicht mehr sind. —

7.

Der Tod, eine Parabel.

Der Auszug der Theologie, der Inbegrif der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschen-

schen-Geschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod, erschien.

Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandene im Grabe gelassen hatte, und so gieng er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Falschheit; er berief sich blos auf jedes Menschen inneres Zeugniß. Wie? Ist nicht Gott euer Vater? Seyd ihr also nicht das edelste Geschlecht? Unter Gottes Obhut sicher? Durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geschlecht? Werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freyheit auf, und löset das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem fest, was euch nur geliehen ist, und schaudert, Unsterbliche! für dem Sterben.

Er predigte Tauben, und nachdem jeder seinem Cörper diente, nachdem vergaß er auch den Tod, und sezte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Werner zu seinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage, und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? Den Hohen demüthig seyn, den Sophisten schweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begränzen, Zornigen sich versöhnen, Wollüstigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben. Glücklich sind die Armen! sie werden reich; die Traurigen, sie werden getröstet; die Duldenden, sie werden gerächet; allen end-

 lich,

lich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn!

8.

Ueber Trennung im Tode.

Sie ist das erste große Gesetz der Natur. —

In ihr liegt der Keim zu allen Bildungen. —

Sie ist die Mutter der Schmerzen, und die Gebährerin der Wonne.

Sie erneuert unaufhörlich die Gestalten, und erhält das ganze in einer ewigen Jugend. —

Da, wo die Scheere den Faden zerschneidet, beginnt ein höherer Anfang.

Das Grab der Liebe ist die Wiege der Weisheit, welche höher ist, denn alle Vernunft, und welche eben deswegen sehr viel Vernunft voraussetzt, auf die sie sich stützen kann.

Diese Weisheit findet einen Punct, wo der Schmerz der Trennung aufhört, das bittere Scheiden süß, und jede Versagung leicht wird.

Wo alle Entbehrungen aufhören, und die Fülle des Daseyns eintritt.

9.

Leben mit Gott, Zweck und Glück des Weisen.

Glück zu! dem Erdenbewohner, der den unschätzbaren Nahmen, Mensch, führet! — Heil ihm, dem Gottesgeschöpf! Himmel und Erde ist sein!

Lebensdauer ihm! Er soll — sey er Monarch oder Tagelöhner — den Schöpfer zu seinem Vertrauten haben, dies ist seine Bestimmung. — Seine Vernunft, das Diadem, das ihn zum König alles Sichtbaren macht, seine ganze Natur, Gott; Alles ist ihm Bürge dafür. — Wer bin ich? Was kann, was soll aus mir werden? Einen Blick auf sich selbst, und der Mensch findet in allen seinen Trieben, in allen seinen Fähigkeiten Anlage zu etwas Großem, findet Keime von seeligen Ewigkeiten in seinem Herzen, fühlt den Allherrn in seiner Brust. — Von der ganzen großen Natur umringt, übt er an ihren Gegenständen seine noch rohen, noch ungebildeten, noch im Keime ruhenden Fähigkeiten; giebt seinen noch unentschlossenen, noch auf alle Seiten lenkbaren Trieben ihre bestimmte Richtung, — übt seine jungen und unerzogenen Kräfte, zieht sie groß, und bildet sie in der Weltschule allmählich zur Weisheit und Tugend. — Nicht jedes Phänomen ist ihm nothwendiger Naturausfluß; er stößt auf unendlich mannigfaltige Zufälligkeiten, deren so viel sind, als Dinge und Verhältniße ausser ihm; — aber sich von den Einflüßen der äusserlichen Gegenstände zum Sclaven machen zu lassen, das ist der Scheidepunct, worinnen sich der Weise von dem sinnlichen und thierischen Wesen trennt. Denn er, der Weise, unterzieht sich ihrer Herrschaft nicht anders, als in so fern dieselbe in den unveränderlichen Gesetzen der Natur und der Vernunft gegründet sind. Abgehärtet gegen diese Zufälle alle, und unerschütter-

lich feste, ist er den Steinen gleich, denen kein Element, kein Hammer nichts abgewinnen kann. Wo der Thor und Unvorsichtige in Schlingen fällt, indem er oft zweckwidrigen Gebrauch von den Gegenständen macht, die ihm doch, weislich benutzt, sein Glück machen sollten; — da erhebt sich der Weise, als auf einer Leiter von Sproße zu Sproße zum Schöpfer hinauf, zum Schöpfer — zu dem sich alle, alle Vollkommenheiten und Reitze der Erdendinge verhalten, wie kleine Pinselzüge zum ganzen prächtigen Gemälde — ein Tropfen zum unerschöpflichen Ocean; — zum Schöpfer, der im Anfang Furchen in den unermeßlichen Luftraum gezogen, und die Welten ausgestreuet hat, wie Samenkörner; — zu ihm, der allenthalben eben derselbe ist, groß auf Erden, und groß in den Himmeln; der da lebt in allem, was lebet, und den ganzen Raum umfasset; der sich unzertheilt verbreitet, und wirket ohne Abgang; vor dem nichts hoch ist, nichts niedrig; der alles erfüllet, alles beschränket, alles verbindet, alles einander gleich machet. — Er — o könnte ich doch mehr, als nur mit verneinenden Begriffen von ihm stammeln! Er, — in dem sich alle Vollkommenheiten, die sich in dem Weltgebäude allerOrten zerstreut befinden, wie in der Sonne die Strahlen, vereinigen. Er — dessen Arm Allmacht, und dessen Hand Güte heißt, o, könnte ich in ihn eingepfropfet werden! Ja wahrlich, mit diesem Gott muß ich mich verbinden, muß mich an ihn anschließen, muß gemeine Sache mit ihm machen. — Seine Gemeinschaft und Gegenwart

wart muß meinem edlern Theil, dem Funken der Gottheit, Authorität und das nöthige Gewicht beylegen, um nicht von dem unedlern, den sinnlichen Trieben überworfen und zum Sclaven gemacht zu werden. — Mit seiner Macht gepanzert, und von seiner Liebe in Flammen gesetzt, will ich, wie er, meine Wollust in dem Wohl meiner Brüder suchen; und wohl mir, wenn ich dann zufrieden, der Sonne gleich, des Abends zur Ruhe gehen kann, die den Tag über Myriaden von Geschöpfen mit ihrem warmen Strahl erquickt hat. — Und so würket er dann fort, und jeder seiner Pfade träufelt Huld auf seine Sphäre, und jeder Tag muß es dem andern sagen, und jede Nacht muß es der andern verkündigen: „der Mensch, der Weise, ist Gottes Amtsgehülfe;“ so laßt ihn dann fortwirken, fortbeseligen, und störet mir ihn nicht in seinem Gottesgeschäfte; schreckt mir ihn nicht mit der Todesposaune. — Doch was sage ich? Ich rede thöricht, laßt auch Tausende fallen zu seiner Rechten, und Zehentausend zu seiner Linken dahin sinken und sterben, auch dies macht ihn nicht irre, den Weisen. Er sitzet bey dem Leichnam seines verblichenen, hingegangenen Freundes, und denkt, daß er ihn noch, wie vormals, schlafend vor sich erblicke, daß er die Süßigkeit seines Umgangs wieder genießen werde, wenn er wieder erwachen wird. Der Gott, von dem ich, dis fühl ich zu sehr, um es mir streitig zu machen, gewiß kein verächtlicher Auswürfling bin, sollte der, da er das Weltall so prächtig aufstellte, blos zur Absicht gehabt haben, die Augen

an Menschen und Viehheerden zu weiden, die alle, alle gleichviel gelten, die alle nur eine Bestimmung mit einander gemein haben sollen? Sollte die Denkkraft, die ihren Sitz in mir hat, die in mir verbindet, trennet, berechnet, die sich weiter, als die Erde ausdehnet, sich weit über die Gestirne erhebt, die sich die ganze Vorwelt zurück ruft, so wie sie der Nachwelt voreilet, die endlich den ganzen Umfang der Schöpfung umfasset; dieses Wesen sollte nur darum einen Augenblick strahlen, um wie ein seichter Dunst für immer wieder zu zergehen? Nein, spornet mich anders, — und das leugne mir, wer es im Stande ist, — ein unaufhaltbarer Trieb an, mich von einer Sphäre der Vollkommenheit zur andern zu schwingen — läßt michs die Analogie, und die Güte meines Schöpfers erwarten, daß er mir diesen Trieb nicht zur Quaal gegeben, so läßt er mir, meine Bahn zu durchlaufen, mehr als nur wenige Augenblicke Zeit. Unaufhaltbarer Drang — unabsehbare Bahn, — unabsehbare Ewigkeiten — wo nicht, so beschuldige den Schöpfer, daß er Zweck und Ziel steckte, ohne Mittel, zum erreichen, zu vergönnen. So sey denn nur zufrieden, du da, reger Bewohner meiner Brust! Was kümmerts dich, was der herzlose Thor sagt; was soll doch der langsame schüchterne Gang? Klopfe stärker — klopfe Schlag auf Schlag für die Ewigkeit. — Was? Soll denn das Uhrwerk schon abgelaufen, die Gewichte schon auf dem Boden seyn, die Gewichte die in dem Bodenlosen Weltall aufgezogen sind? Ja, da müßte

ich mit meinem Raupenstande zufrieden, zum Edlern, zum Erhabenen nicht aufathmen, müßte den steigenden Adler nicht beneiden, wie er oben Sonnenglanz trinket, müßte des Spornes, ihm nachzustürmen nicht würdig, nicht fähig seyn!

Nein, wenn mich nicht alles betrügt, so beflügelt mich ein Trieb zur Nachahmung des unermüdeten Würkers des Großen, die ganze Natur zu durchlaufen, und Geschöpfe aufzusuchen, die ihn stillen können. Wie reimt sich aber das Endliche zum Endlosen? Ich habe bisher noch keines finden können, das so vollkommen ist, daß ich verzweifeln müßte, es endlich einzuholen. — Die Muster sind meinem unersättlichen Kenntnißhunger zu wenig, sie sind bald verschlungen, dem unaufhaltbaren Vordringen meines Geistes zu klein, — er ist bald über sie hinaus. Etwas unendliches her für das unendlich steigende! Es muß Gott haben, das anbetungswürdige Original, von dem der Weise noch ein sehr kleiner Abdruck ist. — Laßt mich auch in Staub zerfallen! — Doch nein, ich träume zu viel ein — nicht doch mich — die Hülle meines Ichs; schwingt sich doch dies Ich so gleich zum — unmittelbaren Anschauen Gottes, und setzt sich hin zum Wonnegenuß seiner Seeligkeiten. Und auch die Hülle — Staub jetzt — ein Wort, und dort — herrlicher, lebender Lichtglanz mit verklärten Sinnen, mit unendlich erhöheten Kräften, unter verklärten, unendlich verfeinerten Gegenständen. Seele und Leib aufs neue

unzertrennlich gepaart, setzen nun auf der zweyten Stufe, und dann auf der dritten, vierten, und o Gott! mir schwindelt, die Zahlen laufen ins Unendliche, — setzen dann mächtig fort, was sie hier angefangen, auf der ersten Stufe schon versucht haben; — Legen Gebürge von Aeonen und Weltläuften zurück, und mit ihnen eben so viel überstiegene Sphären der Schöpfung, — treten endlich mit der centillionsten Aeone die centillionste Laufbahn an, — werfen noch einen Blick zurück, und — scheinen sich noch auf der ersten — Schwelle zu stehen. —

Das nenne ich auch einem ewig vordringenden Wesen einen verhältnißmäßigen Wirkungskreis einräumen — einem ewig unersättlichen Geist verhältnißmäßige Nahrung vorstrecken. — Ja, diese Speise, nimm sie hin, Weiser! sie ist für dich; dies sey dein Zweck, und dein Glück, ewig mit Gott verbunden, ewig zu Gott, der Quelle aller Vollkommenheiten, wonnetrunken empor zu streben, ohne ihn jedoch zu letzt zu erreichen. —

Eine Wahrheit, oder vielmehr der Inbegriff aller Wahrheiten, die uns von einem aus unmittelbar göttlicher Quelle schöpfenden angekündigt, mit Ehrfurcht erfüllt, und von einem Heyden, auch nur gestammelt, zum Erstaunen hinreißt. —

10.

10.

Freund Heyn und der Weltmann.
Ein Gespräch.

Weltmann. Wer bist du, Freund?

Heyn. Ich bin der Pförtner am Thore der Ewigkeit.

Weltmann. Und dein Besuch?

Heyn. Ist eben keine so seltsame Erscheinung unter euch Menschen.

Weltmann. Und deine Forderungen?

Heyn. Forderungen? Die macht der Richter der Welten; ich bringe dich zu ihm.

Weltmann. Ich soll dir folgen?

Heyn. Mir folgen.

Weltmann. Furchtbarer! Deine Antworten sind kurz und erschütternd! Wie soll ich dich nennen?

Heyn. Nenne mich den Freund der Leidenden. Deine Quaalen sind schrecklich! Ich befreye dich; folge mir.

Weltmann. Wo sind meine Freunde? Gift trank ich aus ihrem Becher! Wo, Wo sind sie?

Heyn. Ich kenne sie nicht.

Weltmann. Wirst du sie kennen lernen?

Heyn. Vielleicht bald.

Weltmann. Ihr Witz berauschte meine Seele. Religion und Unsterblichkeit wurden mir lächerlich. Meine Leidenschaften erwachten. Ich suchte Befriedigung und — dachte nicht an dich. Wo sind meine Freunde? daß ich sie warne, nein daß ich ihnen zustöhne: „Meine Quaalen sind die Frucht eurer unglücklichen Freundschaft!“

Heyn. Armer Sterblicher! deine Aufwallungen sind heftig, fürchterlich deine Leiden; doch es werden die letzten seyn.

Weltm.

Weltm. Die letzten? — die letzten? Vielleicht in der Welt! Und dann mein Loos? Fürchterlicher als diese Qualen!

Heyn. Hoffe! Es kann besser werden, als du denkst.

Weltm. Besser? O, wenn diese Hofnung mir bliebe! — Ich fühle, ich fühle, mein Geist verirrte sich in den Traumbildern der Welt. Meine Sinne spotteten seiner oft emporstrebenden Kraft, indem sie ihn in die Tiefe begruben, gleich furchtbaren Wächtern umlagerten, und durch anhaltendes Gauckelspiel ihm ihre Gesellschaft unentbehrlich machten.

Heyn. Und nun?

Weltm. Ach, die ohnmächtigen Wächter! Sie mußten von selbst ihre Herrschaft aufgeben! Und was sieht nun mein Geist? Alles ganz anders, wie in der Dunkelheit, — ein helles Licht, — aber ach! Es geht ihm, wie den Augenkranken, es kann seinen Schimmer nicht vertragen! Wenn er wieder zurück könnte in die Finsterniß! —

Heyn. Wünschest du das im Ernst?

Weltm. Könntest du die schmerzhaften Eindrücke fühlen, die die ganze Masse der Ideen und Gegenstände, durch dieses unerwartet auflodernde Licht erzeugt, auf mich macht! O eine erschütternde Empfindung!

Heyn. Sammle dich, Freund! Nur einige Augenblicke Ruhe! Wage es dann von neuem aufzublicken, und dein Geist wird sich bald an das Licht, — wie ehemals an das Dunkel gewöhnen.

Weltm. Du tröstest umsonst, ich fühle es selbst, wie unglücklich ich bin!

Heyn. Man kann nicht ärger gestraft werden, als durch eigenes Gefühl seiner Thorheit. — Der Schöpfer ist gerechtfertiget durch dein eigenes Bekenntniß! — Weiter fordert er, der Allgütige, von euch Unvollkommenen nichts! —

Weltm. O, wenn das wäre! Hofnung belebt mein zermalmtes Herz. Ich folge dir, Freund, um mich nieder-

niederzuwerfen vor dem Richter der Welten, um ihn zu rechtfertigen im Angesicht seiner Heerscharen, und Gnade zu erflehen. Mein Gefühl ist lebendig, mein Bekenntniß aufrichtig, ich folge dir, ich folge dir.

11.

Anweisungen, um ruhig leben und ruhig sterben zu können.

Glücklich zu seyn ist unser großer Beruf! Aber wo findet man dies Glück? Viele wähnen glücklich zu werden, und wünschen und hoffen dies und das, und gestehn am Ende, ihrer Wünsche theilhaftig, daß sie sich täuschten. Ein zufriedenes und schuldloses Herz, ein reiner heller Blick auf alles, was die Erde umfaßt, dies ists, wobey sichs ruhig leben und sterben läßt. Alles andere ist ein Rausch unserer Sinne, der endlich verdunstet, und Mißbehagen und Reue zurückläßt. — Suche also dein Heil nicht auf den Schlachtfeldern als Held, denn die Lorbeern, welche du dort pflückest, wurden begossen mit Thränen und Blut, und höchstens die feile Zunge der Fama, höchstens ein gewässertes Band ist dein Lohn. — Suche dein Glück nicht neben den Thronen; dort gedeiht die zarte Pflanze des ächten Glücks nicht; zwar lockt der Sonnenstrahl der Fürstengunst das Pflänzchen schnell hervor aus dem Boden, aber es verwelkt auch eben so leicht an diesem heissen Strahl. Suche deinen Himmel nicht in dem buhlerischen Blicke der Weiber; deine Nerven wer-

werden stumpfer, und dein Himmel wird trübe. Berechne deine Seeligkeit nicht nach der Summe deiner Goldstücken; wer den Schlüssel zum Thor der Freuden hat, verstehet darum noch nicht das Zauberschloß zu öfnen, sondern frieret oft zeitlebens an der Schwelle von aussen. — Losgekettet von der sogenannten großen Welt, wo der Zufall über das Verdienst, die Narrheit über die Vernunft, der Geldbeutel über die Tugend, die Mode über die Wahrheit siegt, fern vom Ueberfluß mit einer gesunden Seele, nicht von tausenden bewundert, aber sich der Rechtschaffenheit und guter Thaten, im Stillen verrichtet, bewußt, so läßt es sich glücklich leben, und froh und ruhig sterben.

12.

Weise Antwort eines Persers über Hoheit und Pracht der Erde.

Ein vornehmer Perser mit Nahmen Hormisdas, war nach Rom, der Haupt-Stadt der Welt, gekommen, und hatte es in aller seiner Pracht und dem größten Glanze gesehen. Der Kayser fragte ihn, wie ihm Rom gefallen habe, und ob er nicht Lust empfände, hier immer zu bleiben, und sich nieder zu lassen? — „Herr, antwortete der weise Perser, nichts ist mit den Schönheiten zu vergleichen, die sich meinen Augen dargestellt haben, allein, soll ich dirs gestehen, ich bin weder dadurch geblendet, noch gerührt worden. Mitten unter

den Gedächtnißsäulen, Triumphbögen, Palästen, Tempeln und den übrigen Prachtgebäuden, die diese herrliche Hauptstadt in ihrem Schooße begreifet, habe ich Gräber gesehen, und weil man zu Rom stirbt, wie in Persien, so verdunkeln sich alle Schönheiten Roms in meinen Augen." —

13.

Alles unter der Sonne ist eitel!

Die Art meiner jetzigen Beschäftigungen macht mich bekannt mit Tod, Grab und Ewigkeit. Willig hab ich diese Bekanntschaft angefangen, und mit Freuden setze ich sie fort, da sie mir den vertraulichen Umgang mit mir selbst, und das Andenken an meine Bestimmung so ungemein erleichtert. Wer an das Ende seiner Reise nicht denkt, wie kann der auf Plan, Weisheit und fortdaurendes Glück Anspruch machen? Ein ruhiges Leben hängt mit dem heitern Andenken an das Grab unzertrennlich zusammen. — Neulich kam ich von einem Leichenbegängniß zurück, war so bewegt über alles, was ich gesehen und gehöret hatte; das Bild der Eitelkeit strahlte mir so düster und so beredt von allen Seiten entgegen; ich fühlte es so unaussprechlich klar, daß ich auf der Wahlstatt des Todes stehe, — über der Asche meiner Brüder hinwanke, — und bald meinen Staub mit ihrem Staube vermischen werde, daß es mir auch physisch nothwendig war, meiner Bewegung einen Ableiter zu geben; mit

mit pochendem Herzen und zitternder Hand schrieb ich also — was ich auch in einer heitern Stunde zu lesen bitte.

Ihr Mitanbeter meines Gottes! Schaaren sterblicher unsterblicher Geschöpfe! Wo reißt euch, vom Beyspiele bezaubert, die Gedankenlosigkeit hin! Wird ewig euer gleitender Tritt auf treulosen Auen herumirren? Lachend ist die Aussicht, und reizend die Trift; aber — zittert vor dem Abhang dieser Labyrinthischen Gänge; trotz dem mörderischen Graben einer belagerten Stadt, ist er mit Leichen besäet — mit Leichen bis oben angefüllt!

Erwacht von eurem eisernen Schlaf: fragt euch: Wer bin ich? Schaam glühe auf euren Wangen, daß so spät ihr euch fragt. Mit dem hohen Flug des Gedankens ausgerüstete! Wie habt ihr so lange eure Rechte verkennen, euren hohen, angestammten Adel vergraben können, und betteln beym Staube?

Wenn ich, Erster, Unendlicher! dich denke; wenn ich tief anbetend vor dem Altar mich niederwerfe, wo die gesammte Natur, und so viele in der Unendlichkeit Raum ausgesäete Welten dich preisen; — wenn ich die Nacht und das Elend, die Ohnmacht empfinde, die mich, des Staubes Bewohner, umhüllt, und in mir Unsterblichkeit, und um mich Gnade, und über mir Gnade erblicke, — o ich ersinke in den Fluthen der Milde, und deiner Gottes-Huld.

Miterschaffene! Ihr Brüder und Miterben! O seyd meine Miterben! verschmähet die Crone nicht; wür-

würdigt euch selbst, Freunde Gottes zu seyn! — Wer ist sein Nebenbuhler bey euch? Wahn und Täuschung und Schatten! der Sinne Betrug, der Lüste Schaum, und des Ehrgeitzes Wahnwitz! Schätze, nach denen ihr so gierig haschet, so oft sie verfehlet, so freudenleer sie besitzet, Schätze, die, wenn sie verworfen zu euren Füßen hier lägen, — wären sie wohl, Freunde, des Aufhebens auch werth?

Fraget ihre Besitzer; genießen sie Friede der Seele? und ist ihr heißester Durst nicht brennender nach dem Besitze? Sind sie Schild wider Unmuth und Schmerz und Grab? Ihr wandelt auf ihren Trümmern! Wo wandelt ihr? Verheelt es euch nicht! auf eurem und meinem gemeinschaftlichen Grabmal. O welkende Güter, Töchter der Erde, wie sichtbar traget ihr die Maale eurer ohnmächtigen Mutter!

Will ich denn, daß ihr sie gänzlich verschmähet? Nein, Natur und Empfindung hat euch endlichen Wesen sie zu genießen vergönnt; aber verkauft nur die Erstgeburth nicht um ein Linsengericht! Ein leichter Traum einer Morgenstunde, und das ist die Welt — und wie oft ist sie nicht einmal das! Er mag euch angenehm seyn, aber dann wachet auf, und handelt und denket!

Denket eure hohe Bestimmung, und verehret euch selbst. Gewöhnt euch, euren irrdischen Gefährten im Staube, euren Geist, vor Gott zu erblicken, hinab auf die Welt, — und nicht immer ihre täuschende Größe, sondern auch ihre baldige

Trümmern zu sehen. Die glänzendsten Zierrathen der Welt, alte Paläste und Ehrensäulen und Monumente aller Art, sind sie denn nicht Beweiße dessen, das da war, — und nun nicht mehr ist?

Paläste werden Staub, und Könige Leichen. — Schon zittert auch für euch der Vorhang, und bereitet sich, zu fallen. Schmerz und Zufall, und Krankheit und Alter, der bisher in der Stille aufkeimende und unwiderstehlich aufschießende Saame des Todes thut mit Ungestüm seine Forderungen an euch. Hier steht der Todesbecher! Er trennt dich von dir, von dem, was du für dich hieltest. Brüder und Aerzte und zärtliche Freunde umringen dich! Dich umschatten düsterer Einsamkeit Flügel, gleich schreckenden Nachtvögeln mit dumpfem Getöse, und erfüllen mit bebender Angst dein innerstes Mark, und deine erschrockenen Gebeine.

Schon zieht man die Sterbeglocke an, man flieht dein Haus mit einer mitleidigen oder gleichgültigen, für dich immer unfruchtbaren, Thräne. Noch drängt sich, obgleich mühsam, dein stockendes Blut in den Gefäßen, und im Munde der Stadt bist du schon ein ausgestoßener Leichnam. Geh also; gehorche deiner Bestimmung; das letzte Sandkorn will auslaufen. Greif ihn an, den Opferbecher, — wie ist dir? Bist du zitternd herzhaft wie Theramenes? Oder ist deine Ruhe wahr, dein Auge sanft lächelnd, und dein Herz, wie Sokrates Herz, und Phocions getrost und unerschüttert? Hast du dich geschämt, bisher weise, hast du dich gescheut, ein Christ zu seyn? Und doch ist

es

es jetzt gut, aus voller, freudiger Brust zu sagen: Ich habe Lust abzuscheiden, und bey Christo zu seyn.

O Freund! so fange doch nicht an zu leben, dann erst, wenn du mit röchelnder Stimme und kalter Hand deinen Freunden das feyerliche Lebewohl sagest, es ihnen anwünschest, und es selbst verzweiflungsvoll entbehrest. Dein Sterbelied sey ein Triumphgesang! Aber Triumph über wen? über Eitelkeit, — deren Sclave du bist! Fühl in deinem Busen den Widerspruch! fühl ihn, und zerbrich mit edlem Unwillen das Joch, das dich bisher dem Glück entzog.

Dein entzaubertes Herz entflamme in Anbetung zu dem Allmächtigen — dem Allgütigen auf, Seegen und Ruhe, und göttlicher Friede träufelt von seinem Throne herab. Er giebt dir, unsterblich zu seyn. Tritt auf den Staub, und sey es. Dann laß Welten einstürzen, und Meere tief aufbrausen, und Elemente zergehen; dir versinkt nichts in dem Schiffbruche. Dein Loos ist Ewigkeit, — dein Erbe unendlich — der Herr ist dein Gott!

14.

Ueber die verschiedenen Begriffe von einem künftigen Leben.

Einem denkenden Weltbürger von einer empfindungsvollen, seine Mitmenschen liebenden Seele, ist es eine traurige Erscheinung, ganze Nationen zu bemerken, denen der Gedanke an eine künf-

rige Welt gleichgültig zu seyn scheinet, und nicht selten einige Menschen anzutreffen, die diesen eben so gegründeten als köstlichen Gedanken sogar lächerlich finden. Gleichwohl ist nächst dem Glauben an ein unendlich herrliches und gütiges Wesen, das nicht nur Weltschöpfer, sondern auch väterlicher Regierer des grenzenlosen Weltgebäudes ist, der menschlichen Gesellschaft, und jedem einzelnen Mitgliede derselben, keine Ueberzeugung unentbehrlicher, und, ich darf hinzusetzen, unter gewissen Umständen erfreulicher, als die Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode.

Der Wunsch, daß es noch ein anderes und besseres Leben geben möge, hat in der Natur des Menschen seinen kaum zu vertilgenden Grund. Er fließet aus dem ersten und stärksten der Grundtriebe, aus der Liebe zu uns selbst. Sobald der Mensch zu einigem Nachdenken gelangt, und die Süßigkeit des Daseyns nicht nur empfinden, sondern auch schätzen gelernt hat, muß der Gedanke in ihm aufsteigen: bin ich blos für diese Erde geschaffen, oder habe ich eine höhere Bestimmung? Hör, ich im Tode auf, ein empfindendes, denkendes Geschöpf zu seyn? Werd ich dann nicht mehr mich meines Daseyns erfreuen, nicht mehr anbetend bewundern können den Schöpfer in seiner herrlichen Welt, nicht mehr innigst mich ergötzen beym Anblick tausend flammender Sonnen? Werden alle Bande der Freundschaft und Liebe, die ich hier knüpfte, durch den Tod auf ewig zerrissen werden? Ach! mein Geist strebt über dies kurze Leben hin-

aus!

aus! Ich fühle in mir die Anlagen zu höhern Tugenden, den Drang nach höhern Einsichten! Näher wünscht ich mit ihr vereinigt zu werden — der Urquelle aller Glückseeligkeit! Tiefer deine Wunder zu erforschen, o du Nahmenloser, du Erster!

Reisebeschreiber versichern uns, daß selbst vielen Völkern, die noch auf der untersten Stuffe der Cultur stehen, der Begriff von einem künftigen Leben nicht gänzlich unbekannt sey. Aber der Wilde hat nur eine dürftige, elende Vorstellung davon. Die Beschäftigungen, die er hier trieb, die Freuden, die er hier schätzte, erwartet und hoffet er auch dort wieder zu finden, nur ohne die Mühseeligkeiten, die ihn hier drückten. Der Nordamericanische Wilde glaubt nach dem Tode glücklicher jagen zu können. Der Grönländer freuet sich auf den treflichen Thran, den er dann im Ueberfluß haben wird. Es wäre der Mühe werth gewesen, wenn einer von den vielen Reisebeschreibern Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, in wie fern diese klägliche Vorstellungen von einer künftigen Welt auf den Wilden wirkten; ob sie ihm die Ertragung seiner oft großen Mühseeligkeiten erleichtern, im Tode, den er als Gefangener so muthig erwartet, ihn stärken.

So dürftig diese Begriffe roher Völker nun von jenem Leben auch sind, so ist es mir doch ein rührender Gedanke, daß der Vater der Menschen, dessen Kinder Europäer, Africaner und Huronen sind, auch diesen armen Völkern einige schwache Strahlen jenes Lichts verlieh, das uns so hell leuchtet.

Wenn der Negersclave den Tag über sich unter der Geissel empfindungsloser Henker wie ein Wurm krümmet, und des Nachts von den verstohlnen Versammlungen seiner nicht minder geplagten Brüder, die beym milden Schimmer des Mondes ihr Elend beweinten, — durch wüthende Hunde verscheucht wird; wenn ihm nicht einmal die Befriedigung des menschlichsten der Triebe, des Hanges zur Geselligkeit, der Quelle des Trostes für Unterdrückte, vergönnt wird, — was kann ihm, wenn er so unter Schlägen henwelkt, süßer, erfreulicher seyn, als der Blick in ein besseres Leben, er denke es sich nun auch, wie er wolle!

Die alten Einwohner von Hispaniola glaubten, daß sie nach dem Tode in ein Thal gelangten, wovon jeder große Casique meinte, daß es in seiner Herrschaft befindlich wäre. Da, hoften sie, würden sie ihre Eltern und Vorfahren finden, würden Weiber haben, essen, trinken, und alle Arten von Vergnügen genießen.

Die alten Celten dachten sich das künftige Leben nicht auf einerley Art. Einige begruben mit den Toden zugleich die Kostbarkeiten derselben, Pferde, Waffen, in der Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen sich an einem Ort, welchen die Skalden oder Skandinavischen Dichter Walhalla nennten, versammleten, sich daselbst, wie hier auf Erden, beschäftigten, und mit Odin schmausten.

Andere glaubten eine Seelenwanderung. Hierüber findet man eine Hauptstelle beym Lucan, im

ersten Buche der Pharſ. Er ſagt von den Barden der Celten:

— — — — — Vobis autoribus umbrae
Non tacitas Erebi ſedes, Ditisque profundi
Pallida regna petunt: regit idem ſpiritus artus
Orbe alio: longae, (canitis ſi cognita) vitae
Mors media eſt. — — —

Der Dichter preißt dieſe nordiſchen Völker in ihrem Irrthum glücklich, weil ſie die größte unter den Beſorgniſſen, die Furcht vor dem Tode, nicht ängſtige; ein Umſtand, der ihren Geiſt entſchloſſen mache, dem Tode muthig entgegen zu gehen.

— — — — — Inde ruendi
In ferrum mors prona viris, animaeque capaces
Mortis; et ignavum eſt rediturae parcere vitae.

So gewiß war der römiſche Dichter überzeugt, daß der Glaube an eine künftige Welt Heldengeiſt einhauche. Der Rußiſche Soldat, ſagt Graf Algarotti in ſeinen Briefen, glaubt, daß er gerades Weges in den Himmel gelange, wenn er für ſeine Kayſerin ſtirbt.

Aus dem Oſſian ſiehet man, welche Begriffe ſich die alten Schotten, ein Celtiſches Volk, von den Geiſtern der Verſtorbenen machten. Die Seelen ſeiner abgeſchiedenen Helden führen Schwerdt, Speer und Schild, aber alles iſt Luftbild. — Fürcht ich deine düſtere Bildung, du Geiſt des leidigen Loda! ſagt Fingal zur Geſtalt, die ihm erſcheint. — Schwach iſt dein Schild von Wolken, kraftlos das Luftbild, dein Schwerdt; der Wind-

 ſtoß

stoß rollt sie zusammen, und du bist selber verlohren! Fleuch von meinen Augen du Nachtsohn! Ruf deinen Winden und fleuch!

Zwar antwortet der Geist: Auf Geschlechter werf ich mein Auge, und sie verschwinden: mein Odem verbreitet den Tod. Auf dem Rücken der Winde schreit ich voran; vor meinem Gesichte brausen Orcane, aber mein Sitz ist ruhig über den Wolken, lieblich sind die Gefilde meiner Ruhe.

Der Geist hebt den schattigen Speer, und Fingal verwundet ihn. Seine Bildung, sagt Ossian, zerfloß gestaltlos in Luft, wie eine Saule von Rauch, welche der Stab des Jünglings berührt.

Sanftere Geister, die Seelen traurender Mädchen, durchwandeln einsam die Haide. Noch andere horchen dem Harfenklange der Barden.

Was den Ossianischen Helden im Leben wichtig gewesen war, liebten sie auch nach ihrem Tode. So ist auch Ossian gesonnen, die Harfe jenseit des Grabes nicht ruhen zu lassen. Wir besteigen indessen, spricht er zu seinem Vertrauten, wir besteigen indessen die Wolken, Malvina, auf Flügeln brausender Winde. Oft werden unsere Stimmen in der Wüste erschallen! Singen werden wir im Lüftchen des Felsens.

Auch freuen sich die Toden. Roth, sagt Ossian im Gedichte Cathlin von Clutha, roth über meinen hundert Strömen streifen die hellen Pfade des Todes; sie frohlocken in Stunden der Nacht auf wirbelnden Winden.

Wenn

Wenn die Krieger im Traume Tode sehen, ists ein Zeichen kommender Streiter, heranstürmenden Kampfes. Schön ist die Beschreibung eines Geistes im Fingal, 2 Buch. — „Ein dunkelrother Feuerstrohm stürzte vom Hügel sich. Crugal saß auf dem Strahl, ein Führer, der im Kampf erlag. Sein Antlitz, sagt der Dichter, gleicht dem Schimmer des sinkenden Mondes. Seine Kleider, Wolken des Hügels. Seine Augen zwo sterbende Flammen. Dunkel die Wunde der Brust. Crugal, sprach der mächtige Connal, warum so bleich und so traurig, du Schildezerbrecher? Nie bleichte die Furcht dich. Was trübt den geschiedenen Crugal?

Er stand dämmernd und in Thränen, und streckte seine bleiche Hand über den Held. Leis erhub er seine schwächliche Stimme, wie das Lüftchen des schilfichten Lego. „Leicht bin ich, wie der Hauch von Cromla. Ich schreite, wie der Schatten des Nebels.“

Leser der Classischen Schriftsteller können mit dieser Schilderung das Bild Hektors vergleichen, in der Aeneide, der den Aeneas vom Schlafe weckt, da die Flamme der Griechen in Troja wüthet.

Nach der esotherischen Philosophie der Bonzen, oder Priester von der Sekte des Fohi in China, ist es die größte Glückseeligkeit, wenn man nach dem Tode mit dem Nichts vereiniget wird. Nach der exsoterischen aber lehren sie eine Seelenwanderung in die Körper der Thiere.

Con-futse, der berühmte Weise der Chineser, befaßte sich nicht mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und behauptete: man müsse nur sichtbare Gegenstände untersuchen.

Nach der Religion der Sintos, der ältesten unter den drey in Japan herrschenden Religionen, giebt es nach dem Tode ein seeliges Leben der Frommen. Eine Hölle glauben sie nicht. Die Seelen der Lasterhaften irren eine Zeitlang nach dem Tode umher, bis sie in die Wohnungen der Götter aufgenommen werden.

Die Aegyptier lehrten, nach dem Herodot, Buch 2, Cap. 123, eine Seelen-Wanderung, die darin bestand, daß die Seelen, nachdem sie alle Thiere der Erden, des Wassers und der Luft durchwandert hatten, innerhalb 3000 Jahren endlich in einen menschlichen Körper zurückkehrten.

Chaldäer und Perser hielten die Seelen für Theile der Welt-Seele, in die sie nach dem Tode zurückkehrten. Dieses ist aber keine eigentliche Unsterblichkeit, weil die Seelen aufhören, als Individua zu subsistiren.

Die Griechen glaubten frühzeitig ein anderes Leben. Den Ort des Aufenthalts der Verstorbenen nannten sie Hades, den sie, je ausgebreiteter ihre Länderkunde wurde, immer weiter hin nach Westen verlegten, zuletzt in die glücklichen Inseln. Homer kennet noch keinen Unterschied zwischen dem Orte der Seeligkeit, und der Quaal. Nachher sonderte man das Elysium vom Tartarus. Man dachte sich Anfangs den Ort der Seeligkeit als eine

Woh-

Wohnung körperlicher Freuden, bis sich die Begriffe allmählig verfeinerten, wie man aus dem Phädon sieht. Hierher gehört auch die rührende Schilderung, die Virgil im 6 Buche seines Heldengedichts entworfen hat. Die Weltweisen zweifelten inzwischen zum Theil an einem künftigen Leben, und der Glaube an ein Elysium ward immer schwankender, und artete unter Griechen und Römern, zum großen Nachtheil des gesellschaftlichen Wohls, zuletzt fast gänzlich in Unglauben über diesen Punkt aus, woran Sophisten und Dichter durch ihre Declamationen und Dichtungen Schuld waren.

Wie Sokrates gedacht habe, sieht man am deutlichsten aus der Rede, die er vor seinem Tode an seine Richter hielt. „Ich bin fest überzeugt, sagt er, daß es mein größter Vortheil sey, wenn ihr, meine Richter, mich jetzt zum Tode verdammt. Eines von beyden ist nothwendig die Folge davon: entweder raubt mir der Tod alle Empfindungen, oder er führt mich hin in ein anderes Leben. Raubt mir der Tod alle Empfindungen, ist er ein tiefer Schlaf ohne Träume, wie wünschenswürdig ist mir dann der Tod! Ists aber gegründet, daß der Tod ein Uebergang zu solchen Orten ist, wo die sich jetzt befinden, die vor uns lebten, um wie viel glücklicher bin ich dann nicht, der ich von denen, die sich Richter nennen, zu denen gehen soll, die es würklich sind, zum Minos, Rhadamantus und Aeacus, um dort Männer zu finden, die in ihrem Leben Gerechtigkeit und Wahrheit übten! Dünkt euch dies nicht eine glückliche Reise zu seyn? Haltet ihr

es

es denn für so gar nichts, mit einem Orpheus, Homer und Hesiodus zu sprechen? Warlich ich wollte dieser Dinge halben wohl mehr als einmal sterben. Mit welchem Vergnügen werde ich nicht mit Ajax und Palamedes, und vielen andern reden, die, wie ich, von unbilligen Richtern, litten! Ihr aber, meine Freunde, zittert nicht vor dem Tode! Einem rechtschaffenen Mann kann weder im Leben noch im Tod etwas Böses wiederfahren. Seine Angelegenheiten stehen immer unter der Götter Aufsicht. Doch, so endigt er seine Rede, es ist Zeit, daß ich sterbe, und ihr den Geschäften des Lebens nachgehet. Wer es von uns am Besten treffen wird, das weiß Gott, aber kein Sterblicher!"

Der trefliche Mann redet freylich zweifelhaft; aber mir scheint es, klar zu seyn, auf welche Seite er sich neige. Sein Schüler, Plato, glaubte, die menschlichen Seelen wären ursprünglich Dämonen, die anfänglich in der Gesellschaft der Götter gelebt, aber die Materie lieb gewonnen hätten. Zur Strafe wären sie von den Göttern in menschliche Körper gekerkert. Der Mensch habe also eine unsterbliche Seele ausser zwoen, von den Dämonen gewürkten, sterblichen, die unsterbliche Seele müßte sich von dem Leibe los zu machen oder die Sinne zu ertöden suchen, welches der Anfang des Dämonen-Lebens und zugleich die höchste Glückseeligkeit wäre.

Aristoteles läugnete die Unsterblichkeit der Seele. Er sagte mit dürren Worten. Der Tod ist unter

allen

allen Dingen das fürchterlichste, denn er ist das Ende des Lebens, und wenn der Mensch tod ist, so scheint weder etwas böses noch gutes übrig zu seyn.

Die Stoiker hielten die Seelen für Theile der Weltseele. Einige hielten sie für sterblich, andere für unsterblich. Doch glaubten die letztern, daß die Seelen böser Menschen bald nach dem Tode zerflatterten, die Seelen guter Menschen aber nur bis zu ihrer allgemeinen Verbrennung fortdauerten.

Die eigentliche Lehre des Pythagoras und seiner Schüler ist, wegen des Widerspruchs der Schriftsteller, einigen Zweifel unterworfen. Wahrscheinlich lehrte er selbst eine Wanderung der Seele. Die Epikuräer läugneten die Unsterblichkeit unseres bessern Theils schlechtweg. Cicero zweifelte. Seneca spricht, wie gewöhnlich, glänzend von dieser Sache. Epist. 102. Kurz, wenn man die Geschichte des menschlichen Geistes unpartheiisch durchgehet, so wird man finden, daß die Christliche Religion auch in Absicht dieser Lehre sich einen herrlichen Lorbeer erworben hat. Nur von der Zeit an ist diese unentbehrliche Wahrheit ausgebreitet, und fester gegründet worden, da die unläugbar wohlthätigste aller Religionen, obgleich unter Drangsaalen als Siegerinn hervorgieng, die Götzentempel mit ihren Gräueln niederriß, die am meisten verfeinerten Völker belehrte, daß sie bisher die schimpflichen Fesseln eines unbegreiflich einfältigen Aberglaubens getragen, und sie aus dem Unflath ihrer Laster kräftig herausriß, durch die herzerhebende Lehre von einer Welt jenseit des Grabes,

den

den hohen Werth jedes Menschen überzeugend predigte, und dadurch dem betrübten oder geängsteten Tugendhaften Heiterkeit und Muth, dem Frevler aber heilsames Schrecken einflößte.

Wenn ich gleich anfangs von ganzen Nationen redete, denen der Gedanke an eine künftige Welt gleichgültig zu seyn scheinet, so verstand ich, wie man leicht vermuthen kann, darunter die unglücklichen Völker, die noch immer im Dunkeln sitzen, und in ihren verbrannten Wüsten, oder kalten, von ewigem Winter beherrschten, Gegenden sich über die niedrigste Staffel der Kultur nicht zu erheben vermögen.

Mit eben den Fähigkeiten, wie wir, gebohren, von Natur geschickt zu denselben Unternehmungen, wodurch sich unsere Europäer über alle Völker erhoben, kurz, geschmückt mit einem Geiste, der wie der unsrige das Weltgebäude überleben wird, kennen sie keine höhere Glückseeligkeit, als die Befriedigung des Bauchs.

> Ein wunderbares Geschöpf, das wie die dümmsten Thiere
> Sich Nahrung aus der Erde gräbt, und wie der Engel denkt.

Der Vater der Geister kennet inzwischen die Mittel, durch welche er auch die Kinder sicher ihrer Bestimmung immer näher bringen wird.

Aber woher unter uns, ich will nicht sagen, Christen, denn jetzt muß man häufig unter einem Europäer und christlichen Europäer unterscheiden, — woher so viele Zweifler? Woher die beträchtli-

che Anzahl solcher, die jenes Leben offenbar läugnen? Diese Frage mag die zahlreiche Schule jener geputzten Weisen beantworten, die nur durch feinere Organisation über Stiere und Hunde erhaben zu seyn wähnen. Ihre Zahl wird sich unstreitig nach dem Verhältnisse vermehren, in welchem sich das Lesen solcher Französischen Schriften verbreitet, die mit so vieler Schwatzhaftigkeit den Materialismus verkündigen.

Eine unter Christen nicht ungewöhnliche Vorstellung vom künftigen Leben kann ich hier nicht unberührt lassen, da sie unmittelbar zu der in diesem Aufsatz abgehandelten Materie gehört. Man gedenket sich nicht selten den Aufenhalt der Seeligen als einen Ort der Ruhe, und man irret nicht, wenn man im Himmel Befreyung von Noth und Jammer erwartet. Aber wenn man sich dabey eine gänzliche Unthätigkeit gedenkt, welche diejenigen behaupten, die ich hier bestreite, so kann nichts ungegründeter seyn, nichts, was mehr gegen die richtigen Begriffe von Glückseeligkeit streitet, die ohne Beschäftigung der wesentlichen Kräfte unsers Geistes schlechterdings nicht statt findet. Müssiggang ist unserer Natur zuwider, so wie Thätigkeit das auszeichnende Merkmal nicht nur unseres Geschlechts sondern aller Thiere nach dem verschiedenen Maase ihrer Bedürfnisse ist. Erklärte Schwelger, die, wie Horatz sagt, nur gebohren zu seyn scheinen, die Früchte der Erde zu verzehren, suchen selbst in der Entzündung ihrer Leidenschaften Beschäftigung; sinnen über die Mittel nach, wie sie sich von

dem

dem Tage befreyen wollen, und reisen, nach dem Ausdrucke eines Englischen Verfassers, von London nach Bath, und von Bath nach London, um eben so müßige Leute aufzusuchen, wie sie selbst sind, mit denen sie die Zeit tödten können. Gleichwohl gewährt das Leben kein höheres Vergnügen, als wenn man in nützlichen Geschäften Hindernisse überwindet, und von einer Stufe des Fortgangs zur andern schreitet. Man gedenke sich einen Luther oder Haller, die, wie die ganze Welt weiß, für das allgemeine Wohl nicht nur unabläßig arbeiteten, sondern warlich auch in dieser unaufhörlichen edlen Thätigkeit sichern Lohn fanden, — man gedenke sie sich in dem feyerlichen Augenblick, da sie diese Welt verliessen, ausgerüstet von der Hand des Allmächtigen mit Geisteskräften, deren fortschreitende Entwickelung ihre staunenden Mitbürger mit süssem Vergnügen erfüllte. Sie sehen die Erde nun unter ihren Füssen. Herrlicher strahlt ihnen die Sonne im verwickelten, aber bis zum Entzücken regelmäßigen, Gange muthig sich schwingender Welten. Geschärfter ist das Auge ihres Geistes, leichter und schneller ihr Fuß. Die Welten, die Kepler, Euler und Kästner in unermeßlicher Entfernung bewunderten, flammen ihnen vielleicht nun näher. Sie vernehmen das Gebrause der Meere des Mondes, erblicken vielleicht Millionen von Geschöpfen, die hier auf Erden die feurigste Einbildungskraft sich nicht zu entwerfen vermag, reden mit Geistern, die wie Eloa sagen können:

Lange war ich, ich schau in Ewigkeiten zurücke!
Als du wurdest, o Welt, da war schon manches Jahrhundert
Ueber mein Haupt vorüber geflossen, und meine Tage
Sind nicht eines Sterblichen Tage, der aufblüht und Staub wird.

Alles fordert sie auf, alles erleichtert es ihnen, den Gott näher kennen zu lernen, der schon auf Erden das Glück ihrer erhabenen Seele war. Er reicht ihnen auch jetzt gleichsam die Hand, sie zu sich zu führen, und sie, Luther und Haller, sollten in Sybaritische Trägheit versinken, oder nach Muhamedanischen Paradiesen lechzen?

Fortgehende schnellere Entwickelung aller Geisteskräfte muß man sich durchaus in jenem Leben gedenken, oder man verkennet die Bestimmung des Menschen, die auf immer wachsende Vervollkommung und daraus entspringende Glückseeligkeit abzweckt. Jenes Leben steht, wie man hieraus sieht, mit dem Gegenwärtigen in genauem Zusammenhange, und ist mit diesem eins und dasselbe. Und wer darf unsern Kräften Gränzen setzen, über welche hinaus nicht noch immer neue gedacht werden könnten? Eltern müssen daher ihren Kindern frühzeitig Begriffe von ihrem Geiste beyzubringen suchen, die ihres hohen Ranges würdig sind.

Wollen wir würklich gute Menschen seyn, so müssen wir ohnehin jene Welt stets vor Augen haben, menschliche Freuden als Menschen genießen, und als Menschen weinen, aber an Tod und Verwesung als Engel gedenken. Du darfst alsdann,

wer du auch bist, den Tod nicht scheuen, noch als Greis untröstlich, wie Ossian, die Jahre froher unschuldvoller Jugend beweinen.

O du, die du droben rollst, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne! Woher dein ewiges Licht? Du schreitest voran in deiner ehrwürdigen Schöne. Die Sterne verbergen sich am Himmel; der Mond, kalt und bleich, sinkt in die westlichen Fluthen. — Der Ocean sinkt und schwillt wieder auf; der Mond selbst verliert sich am Himmel; du aber bist immer dieselbe, und erfreuest dich im Glanze deines Laufs. Wenn Orkane die Welt in Finsterniß hüllen, der Donner rollt, und Blitze fliegen, — schaust du in deiner Schöne aus den Wolken, und lächelst über den Sturm. Aber für Ossian schaust du vergebens, denn er sieht deine Strahlen nicht mehr. Doch du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirst schlafen in deinen Wolken, unbekümmert um den Ruf des Morgens. Erfreu dich denn, Sonne, in der Kraft deiner Jugend! Das Alter ist finster und unhold, es gleicht des Mondes dämmerndem Lichte, wenn es durch gebrochene Wolken hinschimmert, und der Nebel auf dem Hügel sich senkt; der Hauch des Nords herrscht auf der Flur; in der Mitte seiner Reise bebet der Wanderer.

15.

Jesus Christus, der Wohlthäter der Menschen durch die Lehre von der Unsterblichkeit.

Alle die großen Aufopferungen, die Jesus durch seine vielen und großen Leiden und durch seinen freywilligen Tod, so großmüthig, mit Hintansetzung aller seiner Vorzüge und Vortheile, dem Menschengeschlechte brachte, wären nicht nöthig gewesen, wenn er keine andere Absicht gehabt, keinen andern Gegenstand gekannt hätte, als blos das gegenwärtige Leben, wenn er blos zeitliche Glückseeligkeit unter uns hätte verbreiten wollen. Lasset es uns frey gestehen; — Was nennen die Menschen zeitliche Glückseeligkeit? Wornach ringen, kämpfen, laufen sie alle? Nach Reichthum, nach Ehre und Ansehn, nach langem Leben, nach Tagen der Freude und des Wohllebens. Und nun — laßt uns weiter fragen — hat wohl Jesus seinen Freunden und Verehrern solche Glückseeligkeit versprochen, oder durch seine Erlösung verschaft? Werden wir durch die eifrigste Ausübung des Christenthums reicher? Verschaft uns Tugend und Rechtschaffenheit Ehrensäulen und Lorbeerkronen auf der Welt? Verschaft uns Weisheit und thätige Pflichtausübung Würden und Aemter? Und wird auch würklich einmal ein Tugendhafter aus dem Staube empor gehoben, wird das Verdienst auch würklich einmal belohnt, so ist es, — lasset es uns immer frey gestehen, — Zufall, nie die reine Absicht, die

Tugend selbst zu belohnen; — denn die Kinder der Welt, die weder auf Verdienst noch Tugend Ansprüche machen können, sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht. Doch, ihr Heiligen Gottes, ihr Männer der Tugend habt nicht Ursache, darüber scheel zu sehen! Jesus verhieß euch nie Reichthum, Hoheit, Würde, weltliche Freuden, sondern Armuth — Verachtung, — aber endlich eine glückliche, freudenvolle Unsterblichkeit. In der Welt habt ihr Angst und Noth, spricht unser großer Meister, aber seyd froh, daß ich die Welt überwunden habe. — Sie werden euch, sagt er an einem andern Ort, in den Bann thun, und wer euch tödet, wird meynen, er thue Gott einen Dienst daran; — doch endlich spricht er auch, Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bey mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.

Und da Jesus also die Glückseeligkeit dieser Welt, und den Besitz aller der Güter, die diese Erde uns zeigt, nicht zur Absicht hatte, da er sich selbst von allen dem weit entfernte, womit die Welt ihn belohnen konnte; da weder Reichthum noch Ehre, selbst der Thron des Jüdischen Reichs, zu dem er sehr leicht durch seine Thaten bey dem großen Anhange der Gutgesinnten hätte hinauf steigen können, da ihn alles dieses nicht blendete, so konnten seine Jünger, und wir alle mit ihnen, leicht ahnden, daß es ein höheres Ziel gäbe, zu dem er uns führen wollte, daß höhere Gegenstände disseit des Grabes unserer Aufmerksamkeit würdig wären, und daß wir

also nicht für dieses Leben allein arbeiten sollen, sondern daß im Lande der Unsterblichkeit die reifen Saaten zur großen Erndte stünden, um uns zu lohnen für jede Anstrengung, für jeden Kampf hienieden auf Erden.

Aber nicht Muthmaßungen waren es blos, zu denen er uns bey einer genauen Untersuchung seines Betragens berechtigen wollte, sondern er lehrete auch mit ausdrücklichen Worten Auferstehung und Fortdauer nach dem Tode. Daher sagte er, Matth. 22, 32, zur Beantwortung der großen Streitfrage, die ihm die Sadducäer über die Auferstehung von den Toden vorlegten: „Habt ihr nicht gehört von der Toden-Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, der da spricht: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toden, sondern der Lebendigen. — So empfiehlt er ferner, Luc. 14, 14 unter andern, die Freygebigkeit, und spricht, wenn du einmal ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüpel, die Blinden, so bist du seelig, denn sie habens dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Toden. — Und Luc. 20, 35, sagte er endlich: Welche aber würdig seyn werden, zu erlangen jene Welt, und die Auferstehung der Toden, die werden weder freyen, noch sich freyen lassen, denn sie können hinfort nicht sterben, sie sind den Engeln gleich, und Gottes Kinder. Deutlicher konnte Jesus nicht reden, und aus seinem Munde wird nun dies alles zur tröstendsten Wahrheit für jedes redliche Menschenherz.

Aber Jesus that noch mehr. Er lehrete nicht allein Auferstehung und Unsterblichkeit, sondern sein eigenes Beyspiel drückte endlich dieser Lehre das Siegel der Vollendung und der höchsten Gewißheit auf, und Paulus hat Recht, wenn er 1. Cor. 15, 57 ausruft: Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Ich will mich hier nicht weitläuftig auf die Geschichte seiner Auferstehung einlassen. Christen, die Wahrheit lieben, und Wahrheit suchen, haben Gelegenheit genug, sich mit derselben bekannt zu machen, und kein redlicher Christ wird bey so vielen und unumstößlichen Beweisen, bey so vielen glaubwürdigen Zeugen dieselbe mit Grund in Zweifel ziehen können. Ich will nur das hinzusetzen, daß die Apostel selbst auf diese Auferstehung ihres Meisters das ganze Bekenntniß ihres Christenthums, und ihre ganze zukünftige Hofnung bauen. So sagt z. B. Paulus 1 Cor. 15, 17. 18. Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel, so seyd ihr noch in Sünden, so sind auch die, so entschlafen sind, verlohren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Creaturen. Nun aber ist Christus auferstanden, und der Erstling worden unter denen, die da schlafen.

Ihm also, unserm großen Meister und Lehrer haben wir allein die Aussichten jenseit des Grabes zu verdanken. Er war auch hier der große Lehrer, der von Gott kam, und durch seinen weisen Unterricht die Binde von unsern Augen hinwegriß,

 die

die jede frohe und gewisse Aussicht, jeden Schimmer des Tages verhinderte, den wir nach der kurzen Pilger Zeit durch dieses Erdenleben einst gewiß, ja! gewiß zu erwarten haben.

Und hierdurch nun hat er sich den Nahmen des größten Wohlthäters um die Menschheit erworben; und Dank und Verehrung, und Preis und Anbetung gebühret ihm in einem sehr hohen Grade.

Man kann sich überhaupt kein größeres Verdienst um die Menschen erwerben, als wenn man durch Lehre und Unterricht ihre Begriffe über die wichtigsten Gegenstände disseits und jenseits zu berichtigen sucht, wenn man das Auge des menschlichen Geistes, das oft, nur allzuoft, durch Vorurtheile von der Wahrheit abgeleitet wird, zu schärfen sucht, um richtig zu sehen, und richtig zu urtheilen in allen Lagen und Verhältnißen des Lebens. — Schon in dieser Rücksicht waren die Verdienste Jesu groß, aber noch größer wurden sie, da sie die Berichtigung einer so äuserst wichtigen Lehre betrafen, wo das Auge so manches weisen Sterblichen schon lange vergebens nach Wahrheit geforscht hatte, und wo uns nur ein Geist aus den höhern Regionen einer unsichtbaren Welt Gewißheit verschaffen konte.

Es giebt also eine Auferstehung von den Todten, eine Unsterblichkeit! Was zagen wir noch? Tod, wo ist dein Stachel, Grab, wo ist dein Sieg! Hinweg sind nun alle die großen Zweifel, und die damit verbundenen Leiden und Uebel, worunter die Menschheit seit Jahrtausenden schmachtete. Der

Tod ist verschlungen durch den Sieg! An unsern Gräbern hat sichs nun aufgeklärt! Nicht tiefe dunkle Nacht ruht mehr auf unsern Grabhügeln! Unser Geist hat sich nun bey der Belehrung Jesu hindurch gearbeitet durch alle die Schrecknisse des Todes, durch alle die Schreckgestalten der Einbildungskraft von Grab und Verwesung.

Wir haben also der Belehrung Jesu die Freyheit zu verdanken. Wir sind aus der Finsterniß zum Licht gekommen. Je gewisser und lebhafter die Erkenntniß ist, die der Mensch hat, je freyer wird er, je weniger ist er ein Sclave der Vorurtheile, des Aberglaubens, der Bedrückungen anderer. Einst seufzten die Menschen, angeschmiedet, wie sie glaubten, am Stuhle des Verhängnisses, und beweinten das traurige Schicksaal, gebohren worden zu seyn, um wieder zu sterben. Kraftlos lagen sie da, und erwarteten gleichsam als die Ueberwundenen aus der Hand des Todes mit bebenden Herzen und gebrochenen Augen ihre Vernichtung; aber jezt sind wir frey. Richtige Vorstellungen von Tod und Grab lassen uns nicht mehr zittern. Wir haben den Tod überwunden, und unser Triumphgesang am Grabe ist: Tod, wo ist dein Stachel nun, Grab, wo ist dein Sieg!

Die wahre Freyheit gebieret Furchtlosigkeit, giebt Muth und Entschlossenheit! Und vor wem sollten wir uns fürchten? Unsere Vorstellungen vom Tode sind berichtiget. Getrost gehen wir unsern Pilger-Weg fort, mit einem Herzen voll Muth; blicken uns nicht mehr um nach einem Feinde, der

im Verborgenen lauscht, denn der Tod hat durch die Belehrung Jesu die Gestalt eines Freundes angenommen. Er ist nicht mehr das traurige Todengerippe, das auch den Muthigsten zurückscheuchen könnte, mit der kalten Knochen-Hand, und dem blaßen, abgezehrten Gesichte. Er ist der freundliche Bote, der den Müden zur Ruhe winkt, und ihm eine bequeme Wohnung auf die sinkende Nacht bereitet, damit er ausruhe von der Last des schwülen Tages, und der Arbeiten und Sorgen des verfloßenen Lebens.

Und dieser frohe Muth, diese Freudigkeit des Geistes, zu der uns die Belehrung Jesu von Auferstehung und Unsterblichkeit verhilft, zeigt sich bey uns nicht blos in den lezten Stunden, wenn dies irrdische Leben seinem Ende sich nahet, sondern sie äusert sich auch unser ganzes Leben hindurch, und erhebt unser Herz auch in den traurigsten Lagen, zu den freudigsten Hofnungen.

Womit tröstet sich der Arme, dem das Schicksaal nur wenige Brocken zuwarf, um sein armseeliges Leben zu fristen, den der hartherzige Reiche mit boshafter Seele oft bis zur Verzweiflung niederdrückt, indem er sich von seinem Schweiße im Ueberfluß sättiget, und mit lachendem Muthe ihn im Staube trostlos jammern sieht. Womit tröstet sich der Arme? Mit dem Leben jenseit des Grabes. Im Tode hat der Reiche nicht mehr, als der Arme. Drey Fuß breit Erde einer wie der andere, die beyder Leichname deckt. — Und ihr Armen, der Tod wird euch ein besseres Loos anweisen, und diese

frohe Aussicht habt ihr Jesu zu verdanken! Haltet fest an ihm! Der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoos.

Womit tröstet sich der Kranke, dessen Tage Tage des Siegthums und immerwährender Leiden sind, der den Morgen mit Seufzen erwartet, und den Abend unter den traurigsten Gefühlen hereinbrechen sieht? Er tröstet sich mit einem bessern Leben jenseit des Grabes, wo die Hülle in Staub zerfallen wird, die seinen Geist mit immer neuen Quaalen beunruhigte. Wo dieser Geist, mit einer bessern Hülle umkleidet, sich seiner Fortdauer mit Hochgefühl erfreuen wird. Und wem hat er diesen Trost zu verdanken? Dem Lehrer der Unsterblichkeit. Haltet fest im Glauben an ihn, ihr Kranken und Lebensmüden! Er ruft euch zu: Kommt her zu mir alle, die ihr mühseelig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir.

Womit tröstet sich endlich der unschuldig Unterdrückte, der verkannte, der verachtete Freund der Tugend, wenn giftige Zungen seiner Wahrheits-Liebe spotten, scheinheilige Freunde ihn täuschen, lauschende Bösewichter den Kelch seiner Freuden vergiften, mit unverdienter Schande ihn brandmarken, und sich seines Unterganges mit teuflischem Wonnegefühl erfreuen? Womit tröstet er sich? Mit dem Lohne der Unsterblichkeit, mit dem großen Tage der Vergeltung, wo Gott ans Licht bringen wird, was im Dunkeln verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren. Und wem ver-

danken

danken wir diesen Trost? Dem großen Lehrer der Unsterblichkeit, der einst in der Welt ein ähnliches Schicksaal hatte, und es mit unnachahmlicher Geistes-Größe ertrug. Die Welt hat keine hinlängliche Belohnungen für die Tugend! Das künftige Leben muß und wird sie allein geben!

Ich seh' im Geist mein Grab bereiten,
Und Sonn und Mond und Welt vergehn!
Ich zage nicht! Die Hofnung beßrer Zeiten
Wird nie mit Sonn und Mond mir untergehn!
Der Freunde viele sind mir schon vorangegangen,
Ich weinte wohl um sie, —
Doch werd ich einst zu ihnen hingelangen,
Dann wein' ich, wein' ich nie.

16.

Ueber die Trennung am Grabe von Kindern und Gatten.

Es ist sehr oft, besonders in unsern gegenwärtigen Tagen, der Fall, daß Männer in der Blüthe ihrer Jahre dahin sterben, und eine Familie hinterlassen, die trostlos sie nicht blos als ihre Väter sondern als ihre — Versorger beweinen. Die Lage ist traurig! Ich selbst muß gestehen, daß Frau und Kinder das einzige sind, was den Wunsch, länger in der Welt zu leben, zum Gegenstand meiner öftern Betrachtungen macht. Man kann sich würklich leicht über jedes andere Verhältniß hinaussetzen. Man gewöhnt sich in der Welt an alles, man lernt aus der Erfahrung die Eitelkeit aller menschlichen Dinge kennen, und setzt sich

am Ende, durch die kurze Geschichte jedes einzelnen Tages belehrt, über alles hinaus, da man sieht, daß nichts ewig, daß alles unter der Sonne vergänglich ist.

Auch ist es wunderbar, daß in den letzten Augenblicken das Gefühl für alles irrdische gleichsam abstirbt, und daß man gar keinen Sinn mehr für das hat, was uns sonst so lieb war, und unsern Geist vom Morgen bis zum Abend beschäftigte. So wie ein Sinn nach dem andern in der Todesstunde dahin schwindet, so auch ein Gefühl nach dem andern. Es fällt uns nicht mehr ein, unsere Thaler zu zählen, unsern Kleiderputz anzuordnen, Gastmähler und Schauspiele, und den lermenden Cirkel unserer Bekannten und Freunde zu besuchen. Jede Lust, jeder Hang zum Sinnlichen verläßt uns.

Doch das Vater und Mutter-Gefühl ist gewiß erst das letzte, was vom Hauche des Todes verwischt wird. Man kann sich dies leicht vorstellen. Dies Gefühl erhält ja bis zum letzten Augenblicke seine Nahrung, durch die Gegenstände, die es veranlassen. Dort liegt ein kranker Vater; wer ist immer um ihn? Seine treue Gattin, seine lieben Kinder; sie pflegen und warten ihn, sie wachen des Nachts an seiner Lagerstäte. Und wie sieht er sie um sich? — Nicht mit dem freudigen Lächeln, das sonst seine Gegenwart verursachte, nicht mit dem heitern unbefangenen Auge, das ihn selbst oft nach mancher sauern Arbeit wieder erheiterte; sondern mit trübem umwölkten Blick, mit nassen oft

rothgeweinten Augen, mit klagender Stimme, und dies alles erinnert ihn an die Verhältnisse, in denen er jetzt mit ihnen steht, und an die vielleicht traurigen Lagen, in die sie durch seinen Tod könnten versetzt werden.

Bey unserer jetzigen Einrichtung, bey dem Steigen fast aller Bedürfnisse des Lebens, bey dem überhandnehmenden Luxus ist es beynahe unmöglich, ein Vermögen in kurzer Zeit zu sammlen, das unsere Hinterlassenen für Nahrungs-Sorgen schützt, und unsere fernere Sorge unnöthig macht. Das Gefühl für die Unsrigen wird also um so lebhafter in uns erwachen, um so lebhafter uns beschäftigen, wenn wir uns bewußt sind, daß wir unserer Gattin und Kindern nichts hinterlassen können, als unser Andenken, und das traurige Gefühl unseres zu frühzeitigen Verlustes. Unser Sterbelager wird also freylich von mancher Sorge umlagert werden, und nichts wird uns schwerer werden, als die Trennung, der letzte Abschied von diesen unsern Geliebten! Ach! es war so süß, für sie zu arbeiten, sie zu kleiden, zu nähren, zu unterrichten, und für dieses alles so zärtlich und dankbar von ihnen umschlossen zu werden! Es war uns oft nichts zu theuer, um ihnen eine Freude zu machen, und der größte Dank, den wir erwarteten, war, wenn sie sprangen, jauchzten, und mit jugendlicher Geschwätzigkeit das Gute genossen, das wir ihnen so gerne und freudig darreichten. — Alle diese Scenen treten dann oft lebhaft vor unser Gedächtniß: Wir fragen uns insgeheim mit Seufzen: ach!

wer

wer wird sich künftighin ihrer annehmen? Werden sie so heiter und fröhlich, wie sonst, seyn können? Wer wird mit Gaben und Wohlthaten ihre Hände füllen? Und was wird endlich bey ihrer Dürftigkeit aus ihnen allen werden?

Dies ist die natürlichste Sprache, die ich schon oft habe führen hören, und die man dem zärtlichen Gefühl eines Vaters wohl verzeyhen kann. Der Starke rühme sich nicht seiner Stärke! Wenn unser Herz auch noch so voll vom Vertrauen auf Gott ist; wenn wir auch unsern Muth noch so sehr gestählt haben gegen alle Verhängnisse, und widrige Zufälle des Lebens, so bleiben wir doch Menschen, denen ein einziger kleiner Umstand oft ihren ganzen Muth benehmen kann, Menschen, die, wenigstens in den ersten Augenblicken, oft ihre Fassung verliehren, und bey aller Festigkeit ihres Charakters mit ihren Thränen die Erde befeuchten.

Und warum sollten wir uns dieser Thränen schämen, oder wer könnte so ungerecht, und auf seine eigene Kraft so stolz seyn, uns darüber zu tadeln, oder uns feige und muthlose zu nennen, weil wir einmal der Menschheit ein Opfer brachten? besonders in der letzten bedenklichen Lage, wenn wir uns im Tode als Väter und Mütter von unsern Kindern trennen müssen, und sie vielleicht ganz ohne Vermögen, und ohne sie erzogen zu haben, verlassen, ohne zu wissen, in welche Hände sie fallen werden? — Das Vertrauen auf Gott erwacht gewiß wieder in einer frommen Seele; und erwärmt, gleich der Sonne, nach einigen kalten reg-

nichten

nichten Tagen, wenn schwarze Wolken ihr Angesicht bergen, aufs neue das Herz des betrübten und kummervollen Vaters. Denn kehrte dieses Vertrauen, und die gänzliche Resignation auf alles, mit Hinblick auf Gott, die wir in der Schule des Lebens, durch seine wunderbaren, aber immer weisen Führungen lerneten, nicht zurück, so würde freylich das Krankenlager eines sterbenden Vaters noch eine traurigere Ansicht haben, und wir würden bis zum letzten Erstarren mit den fürchterlichsten Quaalen kämpfen müssen.

Aber der betrübte Vater, wenn er auch seinen Kindern nichts weiter hinterlassen könnte, als seinen ehrlichen Nahmen, und seinen Seegen, wird sich bald wieder fassen lernen. Er sahe ja schon, da er lebte, so viel Eltern in einer ähnlichen Lage sterben. Das traurige Loos, hülfsbedürftige Kinder zu hinterlassen, trift ihn nicht allein. Sie starben mit einem ähnlichen Kummer im Herzen. Sie hätten des Kummers überhoben seyn können, denn ihren Kindern ließ es Gott wohl gehen. Sie kamen nicht in der Armuth um; der Herr, ihr Gott, führte sie Wege, und sie wurden mit der Zeit Männer von Ehre und Ansehn. — Es trift immer ein, was jener fromme Dichter so treffend sagte: Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spät mit seiner Gnade walten. Ich sahe noch nie den Gerechten verlassen, noch seinen Saamen nach Brod gehen. Ich muß würklich gestehen, daß hier die Erfahrung viel zu unserer Beruhigung beyträgt. Man mag

immer

immerhin den unmittelbaren Einfluß des großen Welt-Regierers in die Schicksale jedes einzelnen Menschen bestreiten, man mag es immerhin für den unendlichen Verstand Gottes zu klein finden, der Pflege jedes einzelnen Menschen sich zu unterziehen, ich entferne mich gern von diesen Philosophischen Untersuchungen, und freue mich herzlich, daß die Erfahrung dieselben ganz unnöthig macht. Und sollte mir jemand das bestreiten können, was ich mit meinen eignen Augen täglich vor mir sehe? Es ist wunderbar, daß wir so gern die Grundpfeiler unserer Ruhe untergraben, und das Licht unseres Verstandes, das erst durch Speculationen erzeugt werden soll, und von dem wir noch nicht wissen, ob es zur hellen, alles deutlich darstellenden Flamme auflodern wird, höher schätzen, als das schon brennende Licht der Erfahrung. Ich glaube, daß bey Gott nichts zu groß und nichts zu klein, daß alles unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehe, und daß man unbesorgt und ruhig leben und sterben könne, auch bey den ungünstigsten Aussichten für die seinen.

Meine Kinder werden Brod haben, wenn ich es ihnen auch nicht mehr geben kann! Sollten denn aller meiner Mitbrüder Herzen zu Stein geworden seyn, daß sie gefühllos vor ihnen vorüber giengen, und sie im Elend verschmachten ließen? Sollten meine Anverwandten und Freunde sich gar nicht um den Nachlaß ihres verstorbenen Bruders erkundigen? Da wären ja meine Kinder die einzigen, die die Welt ausstieße! Und wie lange wird ihre Kindheit

heit, wenn ich ihnen früh entrissen werden sollte, ihre unfähige Jugend dauern. In wenigen, schnell vorüber eilenden Jahren werden sie ganz erwachsen seyn, um sich mit ihrer eigenen Hand Brod zu verdienen, und dann giebt es Arbeit genug, und wo Arbeit ist, ist auch Lohn!

Und das alles sagt mir nicht ein kaltes Nachdenken blos, sondern das tägliche Anschauen des Menschen-Lebens. Voll Bewunderung und Erstaunen sehe ich die wunderbaren Führungen Gottes, und Mißtrauen und Unglaube werden nie meinem Herzen eine Wunde beybringen können. So lange ich lebe, will ich selbst versorgen, unterstützen, helfen, wo ich weiß und kann; nach meinem Tode werden es andere thun. Der Wächter der Menschen schläfet noch schlummert nicht. Sein Auge wird nicht müde, zu sehen das Thun und Lassen seiner Geschöpfe, und seine Hand läßt nimmer ab, zu seegnen und wohlzuthun allen, die auf ihn harren.

Es würde keine ganz überflüßige Arbeit seyn, wenn man dergleichen Beyspiele von armen frühzeitig verstorbenen Eltern, und den Schicksalen ihrer in Dürftigkeit hinterlassenen Kinder sammlete. Sie würden in meiner Thanatologie eben keine der unbedeutendsten Stellen einnehmen. Man hört und sieht zwar im Gange des Lebens viel von dergleichen Lagen, und merkwürdigen Führungen Gottes, aber sie sind uns, wenn wir selbst in ähnliche Lagen kommen, nicht allemal, wenigstens nicht in der Anzahl gegenwärtig, daß sie uns dann zur festesten

Beruhigung dienen könnten. In diesem Buche aber würden wir dann auf eine Menge solcher Beyspiele aufmerksam gemacht werden; wir hätten sie zum Beyspiel selbst erlebt, und erinnerten uns wieder lebhaft daran, würden beruhiget, und stürben mit größerer Fassung.

Vorjetzt nur zwey Beyspiele ganz frisch aus unsern Tagen. — Das eine betrift den im Jahr 1794 verstorbenen Pfarrer zu Bibra, Paul Friedrich Achat Nitsch, der in der Blüthe des Lebens, ohne alles Vermögen starb, und eine schwangere Wittwe, und sieben ganz unerzogene Kinder hinterließ. Es fanden sich bald Freunde und Versorger; man lese die kurze Nachricht von seinen letzten Stunden in diesem Theile.

Das andere betrift den am 6 October 1794 verstorbenen Rector der Landschule zu Pforte, M. Friedrich Gottlob Barth, gebohren d. 5 August 1738. Wir wollen seinen Biographen hören. „Sein häusliches Leben, und seine sehr zahlreiche Familie, — er hinterließ nehmlich zwölf hülfsbedürftige Waysen, — hatten offenbar einen traurigen Einfluß auf die Stimmung seines Geistes. Er unterlag den mannigfaltigen großen Anstrengungen. Verschwinden der Kräfte, und völlige Abspannung endigten das Leben dieses gründlichen Sprachgelehrten im 57 Jahre, nach einem kurzen Krankenlager. Es ist ein rührender Zug, daß er so sicher auf die Liebe seiner ehemaligen Schüler in Absicht der Unterstützung seiner zahlreichen Familie rechnete. — Wenig Tage vor seinem Entschlum-

mern

mern hatte er sich einen Bogen Papier zu recht gelegt, um darauf seinen letzten Willen niederzuschreiben, er schob ihn aber zurück, mit der zuversichtlichen Aeusserung: Gott werde seiner verwaysten Familie an seinen Schülern und Freunden, nah und fern, Väter und Versorger erwecken. Er nannte dabey ausdrücklich die Nahmen Döring und Böttiger. Seine Erwartung ist nicht ohne Erfüllung geblieben. Unter andern erzieht Herr Kirchen-Rath Döring in Gotha Bahrts jüngsten Sohn, und übt so die schöne Pflicht der Dankbarkeit aus. Als unter denen, bey seinem Tode sich in Pforte befindenden Schülern die Rede davon war, ihrem Lehrer ein kleines Denkmahl zu errichten, so beschlossen sie einmüthig, lieber eine Subscription zum Besten der armen Familie zu veranstalten, und in wenig Tagen waren über hundert Thaler zusammen."

17.

Vorzüglicher Wunsch.

Wenn mein Herz immer matter schlägt, und der Seiger meines Lebens ausläuft, o Gott! dann verlaß du mich nicht in der letzten Stunde! Hab ich denn auch nicht mein Lebenlang gekämpft, geweint, und geduldet, machs nur mit meinem Ende gut! Laß die Stunde meines Abschieds nur nicht erschrecklich und quaalvoll seyn: daß man doch von mir sage: er ist sanft eingeschlafen, und war bey Vernunft bis ans Ende! Daß doch der Gedan-

ke an dich und an deine Seeligkeit, meinen letzten Blick aufheitern möge, und der freundliche Zug auf meinem erblaßten Gesichte die Freudenthräne meinen Lieben ins Auge bringe. Was ich dazu thun kann; Vater im Himmel, das will ich, hier liegt die Hand auf meinem Herzen, — das will ich thun! Nicht Reue und Gewissensbisse sollen mein Herz zerrütten, und meine Blicke verzerren — ich will fromm und edel seyn! Nicht der Fluch der Menschheit und ihre Vorwürfe, nicht die ungewisse, besorgende Aussicht in die Zukunft, und die Verzweiflung an Gottes Beyfall, und an meiner Seeligkeit sollen mir den Todeskampf schwer machen. Schenke du mir nur, mein Gott, eine heitere, leichte Abschiedsstunde.

Schön soll mich kleiden in meinem Sarge der freundliche, heitere Zug, mit dem ich eingeschlafen bin, und den der Tod nicht auslöschen konnte. — O, wie soll mein Geist euch seegnen, ihr Freunde meines Herzens, wenn ihr mich dann noch liebt, und meine letzten Seufzer euch wieder erzählt. O, er soll euch schön seegnen! — Ein Engel Gottes will euch den Seegen bringen, wenn ihr dann steht neben meinem stillen Sarge, und sprecht: Ach! er ist heiter und seelig eingeschlafen!

Nur dieser Bitte Erhörung! Vater im Himmel! dann sterb ich gern! — dann weyhe ich mich gern der Tugend! —

IX.

Todenfeier

bey

den Gräbern

Edler und großer Menschen.

IX.

Todenfeier bey den Gräbern edler und großer Menschen.

1.

Denkmal des Torquato Tasso, des größten Dichters Italiens.

geb. d. 11 März 1544.
gest. d. 15 Apr. 1595, im 51 Jahre.

Sein Geist gieng so rein und schön, wie
die schönste Frühlings-Sonne,
auf,
Zog mit seinen heißen Strahlen ein
Gewitter um sich her,
Das er in seiner Mittags-Hitze kaum
Durchbrennen konnte.
Wurde darauf von ihm verschlungen
und verfinstert,
und gieng
Als ob er seine Kraft verlohren hätte;
in lichten
Rosenfarbnen Wolken
unter,
Die Bewohner einer bessern Welt
zu erfreuen.

2.

Peter der Große bey dem Grabmale des Cardinal Richelieu.

Als dieser große Kayser das Grabmal des Cardinal v. Richelieu besah, umarmte er dessen Bildniß, und sagte:

„Ach! daß du nicht mehr bist, ich wollte Dir die „Hälfte meines Reiches geben, damit Du mich für „die andere Hälfte regieren lehrtest.“ Welch Denkmal kann größere Lobsprüche enthalten!

3.

Toden-Feyer an Schwerins Grabe.

Es war in Böhmen, den 6 May 1757, da mit den Silber-Locken von 72 Helden Jahren Feldherr Schwerin in der Schlacht bey Prag, als eben die Sache seines Königes fürchterlich wankte, sein edles Leben dem Kriegstode verlobte, und mit einer Fahne in der Hand vor der Spitze der Krieger, kühn den engen Leichenweg hinanzog. Drey Kartetschen-Kugeln trafen den Helden. Er fällt, die Fahne fällt auf ihn, sein König weiht ihm eine Thräne, und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Heer gefallen sey. Der Nachruhm schrieb Schwerinens Nahmen unter die Sterne. Konnte dem großen Manne noch mehr Nachruhm, noch mehr Dank von der Erde nachgesendet werden? — Es konnte!

Im Jahre 1776 den 7 December hatte Deutschlands angebeteter Kayser Joseph der II. einen

einen Theil seiner Truppen in den Gegenden versammlet, die durch jene große Schlacht berühmt, und von Schwerinens Blute benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnet die Stelle, wo der Held hinsank. Unter den Uebungen zogen alle fünf im Lager befindliche Grenadier-Bataillons an dem Platze vorüber, und der Kayser kam. Er ließ die Bataillons um den Baum ein Viereck schliessen, trat selbst in dessen Mitte, und befahl dem General-Feldmarschall-Lieutnant Grafen von Nugent eine dreymalige General-Salve aus dem kleinen Gewehr, und der bey sich habenden Artillerie, nebst jedesmaliger Rührung des Spiels zu kommandiren, um dadurch das Gedächtniß des verewigten Feldmarschalls zu feyern. Bey jeder General-Salve nahm der Monarch zuerst den Hut ab, und eine heilige Thräne rollte seine männliche Wange herab. Die Krieger umher sahen die Perlen-Thräne im Auge des Kaysers zittern, und innige Rührung grif jeden ans Herz. Da war keiner in dem Viereck, der nicht auf die — Kriegern anständigste Art die tiefste Empfindlichkeit geäussert hätte; und von ihrem Sternenfelde sah die Schaar verewigter Helden herab, und beneidete den großen Sohn Theresiens um diesen Sieg der Grosmüthigkeit. Schwerin! — hinfort hast du nichts größeres mehr von der Erde zu fordern! — Dein Schatten ist befriediget! —

Jeden Grenadier, der Mitkämpfer an diesem heissen Tage gewesen war, und sich noch unter den Bataillons befand, ließ der Monarch zum Anden-

ken mit einigen Ducaten beschenken. Die ganze Armee bekam noch doppelte Löhnung, weil der Kayser so ausserordentlich mit ihrer bezeigten Geschicklichkeit zufrieden war.

4.

Kayser Josephs II. Thräne um Friedrich den Großen, König von Preußen.

Als Kayser Joseph der II., Kayser der Deutschen, durch einen Eilboten die Nachricht erhielt, daß der große Friedrich seiner Auflösung nunmehr nahe sey, so stieg ihm über dem Lesen der Depesche eine Thräne in die Augen, und er sagte darauf mit vieler Rührung zu dem Französischen Marschall von Cüstine, der eben bey ihm war: „Es wird mir leid seyn um ihn; denn er war führwahr ein großer König! —

Bald darauf brachte man ihm die Todes-Post. Er schwieg voll tiefer Rührung. Thränen rollten über seine männlichen Wangen, und verkündigten die Sprache und Gesinnungen seines edlen Herzens für den großen König. Er nahm den ganzen Tag keine Speise zu sich, schloß sich allein in sein Cabinet, und überließ sich blos seinen wehmüthigen Empfindungen, und Betrachtungen.

So kurz und schön sind die Lobreden, die ein wahrhaft großer Mann dem andern hält, und so heiliget auch ein edler Gegner in dem andern das erhabene Verdienst.

5.

5.

Das Königliche Denkmal.

Der König Stanislaus Augustus von Pohlen wurde den dritten November im Jahre 1771 in der Nacht von einigen gegen ihn übel gesinnten Pohlnischen Edelleuten angefallen, und weggeführt, in der Absicht, ihn zu tödten. Sein treuer Heyducke vertheidigte ihn allein. — Der König, der auf wunderbare Art erhalten worden war, war dankbar, und fühlte das edle Betragen seines getreuen Dieners mit aller Stärke eines erkenntlichen Herzens.

Der Verstorbene ward mit vieler Pracht begraben, auch ihm ein schönes Denkmal errichtet, worauf der König eine Inschrift setzen ließ, die, aus dem Lateinischen übersetzt, folgendermaßen lautet:

„Hier liegt G. H. Butzou, der den König Stanis„laus Augustus am dritten November 1771 mit sei„ner Brust, vor den Mordgewehren verrätherischer „Königsmörder schützte, aber von vielen Wunden „durchbohrt, einen rühmlichen Tod starb. Der König, „der die Aufopferung dieses getreuen Unterthanen be„weint, hat ihm zum Ruhme, andern zum Beyspiel „dies Grabmahl errichtet.“

Ein Monument, des eben so sehr den braven Butzau, als der dankbaren Gesinnungen des vortrefflichen Königes Ehre macht.

6.

6.

Auf Adolph. Andr. Freyherrn v. Krufft, Kays. Königl. wirklichen Hofrath,

geb. zu Kölln d. 20 Apr. 1721.
gest. zu Wien d. 16 Nov. 1793.

von

Birkenstock.

Hinüber ist er, hinüber! — Er hats vollbracht,
Vollbracht das schwere Werk des schaudrichten Sterbens,
Das vollbringen muß jeder vom Weibe Gebohrner,
Jeder, vom strahlenden Zepterführer, bis zum stäubichten Bettler.
Leicht, mit heiterer Seele, und schmerzlos vollbracht ers.
Heil ihm!
Kein Erbeben des Geistes vor dem hagern Gespenste,
Kein Erbeben vor ewiger Nacht!
Nicht würgt ihn der König der Schrecken,
Die Kraft zu leben verließ ihn; Er starb, wie ein Müder entschläft.
Heil ihm!
„Nichts drückt mich," so sprach er noch gestern, in seiner Hand meine,
„Nichts, keck blick ich auf die Stufe des Grabes,
„Und ohne Scheu rückwärts ins Leben.
„Schwer verlaß ich meine würdige Gattin, mein treues, gefälliges Weib;
„Schwer, die sie mir gebahr, vier Pfänder der Liebe;
„Schwer auch dich, dich alten redlichen Freund!
„Ich weiß, mein Scheiden betrübt dich!
„Sag mir, was ist Elysium? Was ist am Gestade dort jenseits?
„Gewiß Ruhe, Erquickung, Glanz, und Güte des lohnenden Schöpfers.
„Was ist Sterben? Bemerken will ichs, ists möglich, ich wills,

„Bemer-

„Bemerken den lezten Schlag des sterbenden Pulses,
„Den Punct, wo ich, Geist, dem Fleisch mich entwinde.
„Wie wird mir seyn? Leicht, frey, im unnennbaren Wonnegefühle.
„Elende, dich selbst zertrümmernde Welt! Wo wäre dein Reitz noch?
„Noch hab' ich geforscht, auf diesem Lager gefunden, so glaub' ichs, ich Kranker,
„Die Urquelle des Uebels, das manches Reich jezt zermalmet;
„Mehr Kraft, ich sagte dirs gern, gern hört ich dein Urtheil.
„Vielleicht ermanne ich mich, sterb ich, sein Wille geschehe! — "
So empfieng er den klopfenden Tod, gleich dem Besuch eines Fremden
Nicht lud er ihn ein, nicht sträubt er entgegen. —
Noch dacht er zurück an die Arbeit früherer Jahre,
An den langen Umgang mit Musen, die noch ihn ergötzten;
An dich, Metastasio; in deutsches Gewand von ihm einst gekleidet;
Dann eigener — da lächelt er sanft und bescheiden — Werk und Gedichte,
Eigener in mancher Zunge gemachter Versuche.
„Vielleicht, sprach er, widmet ihnen die letzte Feile ein liebender Freund!
„Und läßt sie leben nach mir; vielleicht, ja, so wünsch ich.
„Sieh! drey Freunde zählte ich hier, und schätzte sie immer,
„Den mich erwartenden Sperges, Nagel, meinen alten Gefährten, und Dich!"
Edler Greis.
An Jahren, Denkkraft und Tugend gereift zur höheren Sphäre,
Stets forscht er nach Wahrheit, sie war ihm Kleinod, und heilig;
Im süßen Bewußtseyn jeder Pflicht, streng und redlich erfüllet,

Unge-

Ungeblendet durch Schein, und eisern im männlichen Grundsatz
Freut er sich herzlich in kleinen Kreisen des Lebens,
Herzlich, wie der Fromme sich freut, und mäßig genießend als Weiser;
Freute sich seiner liebreichen Gattin, von ihrem Werthe durchdrungen,
Und seiner beyden ähnlichen Söhne, und Töchter;
Freute sich seines Amtes im Staate, fern von höhern Wünschen,
Seines Bücherschatzes, mit seltner Kenntniß und Auswahl gesammlet.
Freute sich des freundlichen Wandelns in blumichten Feldern.
Des zierlichen Gartens, und der prangenden Sonne im Aufgang,
Lange gewohnt, mit ihr zu beginnen sein Tagwerk.
Ganz Ernst, ganz Gefühl für Recht, stets Feind der niedern Kabale,
Und jeden Schalks. Mit ofner Stirne verachtend
Den Thor, leer an Verdienst, mit schweren Titeln behangen,
Jeden ehrend nach Würden, nur schätzend nach innerm Werthe,
Mit Scharfsinn durchspähend die krummen Gänge der Arglist,
Gemißbrauchte Schwäche der oft überladenen Grosen,
Sprach er laut für Bedrängte, ihr Schild, und glücklicher Schutzgeist,
Unverdroßen, weit über Herkommen und Amtspflicht.
Menschenfreund!
Auf jeder Stufe des Lebens thätig, und Vorurtheilsfrey,
Gleich deinem verklärten Oheim im Lande der Triver,
Weltweiser, Christ, und Gottesverehrer in Lehre und Wandel
Heil! Seeligkeit dir!
Wir alle sind zum Verwesen geschaffen,
Wandern aus diesem Leben der Prüfung,

Wenn

Wenn die Stunde schlägt, jedem gewiß, und jedem verborgen,
Hin zu friedlichen Zonen,
Hier, sind wir dir gleich, zu daurender Wonne.
Du schrittest voraus, sahst früher als wir sehn,
Wohin du oft bey lehrreichem, ernsten Gespräche,
Voll tiefer Weisheit zu blicken dich sehntest,
Dichter Schleyer verhüllt es dem sterblichen Auge.
Wir folgen, wenn der Herr von tausendmahl tausend Welten
Der Unnennbare,
Allwissend, allgewaltig, allgütig uns ruft;
Dann sehn wir dich im Schoose des Ewigen wieder,
Stimmen in dein Loblied, und beten ihn an.
Indeß umschwebt uns dein seeliger Geist,
Hold, voll alter Freundschaft und Liebe,
Uns Beyspiel, und Sporn zum Guten,
Du ewig uns theuer, und bis an die Schwelle des Grabes Unvergeßlich!

7.

Denkmal kindlicher Liebe.

Benjamin Franklin, jener große Mann, den Amerika nie vergessen kann, zeichnete sich auch durch seine kindliche Liebe gegen seine Eltern aus, daß er ihnen ein Marmornes Denkmal mit folgender Inschrift setzen ließ:

Hier

Hier ruhen
Josias Franklin, und Abiah sein Weib.
Liebend lebten sie 59 Jahr zusammen, und ohne liegende Güter ohne ein gewinnreiches Gewerbe, nur durch rastlose Arbeit und rühmliche Betriebsamkeit, geseegnet vom Himmel, unterhielten sie standesmäßig eine zahlreiche Familie, und erzogen glücklich Dreyzehn Kinder, und Sieben Enkel. Leser! Dieses Beyspiel ermuntere dich, die Pflichten deines Berufs fleißig zu erfüllen, und auf die Unterstützung der Vorsicht zu rechnen.
Er war fromm und klug,
Sie bescheiden und tugendhaft:
Ihr jüngster Sohn erfüllte seine kindliche Pflicht,
Indem er ihrem Andenken diesen Stein weyhte.

8.

Johann Joachim Christoph Bode.

geb. d. 16 Jan. 1730 zu Braunschweig.
gest. d. 13 Decembr. 1793 zu Weimar.

Auf den Grabhügel des verewigten Bode zu Weimar, eines Deutschen, auf den sein Vaterland stolz seyn konnte, ist vor kurzem das Denkmal errichtet worden, womit einige verbundene Freunde des Verewigten es zu bezeichnen beschlossen hatten. Dieses Monument steht auf dem Weimarischen Kirchhofe, an die Mauer angelehnt, an welcher auch, ihm zur Linken, Musäus, zur rechten aber Lucas Cranach begraben liegen, und ihre Grabmäler stehen.

Das Denkmal besteht aus einem einfachen, achtzeben Fuß hohen Spitzkegel, oder Obelisken, der auf drey Stufen ruhet. Die Obelisken waren

der Sonne, diesem nie versiegenden Lichtquell, und ehrwürdigem Symbol der Wahrheit gewidmet. Bode liebte das Licht und die Wahrheit. Die drey Stufen sind abgeschärft, und fast nicht mehr zu betreten. Auch hierinnen liegt eine, Bodes engverbundenen Freunden leicht zu enträthselnde Deutung. Ueber der Schrift-Tafel fliegt die Psyche im holden Bilde des Schmetterlings empor. Blumen und Früchte schüttet der Genius der Unsterblichkeit aus seinem Füllhorn. Die Blumen, die Bode pflanzte, blühen unter einem Himmel, den keine Wolke trübt, reifen zu Früchten für folgende Jahrhunderte, und sichern ihm die Unsterblichkeit, durch welche Menschen in guten Herzen durch Schrift und That fortleben. Auf der Schrift-Tafel stehen folgende Worte:

Hier ruhet
J. J. C. Bode
rastlos und muthig
beförderte er Wahrheit
Aufklärung und Menschenwohl.

Freunde setzten ihm
Dieses Denkmal
Dem Leser zur Erinnerung.
Für sie bedurfte es
Keines.

9.

Im vorigen Monat Julius 1796 ist hier zu Wolfenbüttel auf dem Platze vor dem Herzoglichen Bibliothek-

bliotheck-Gebäude, das Monument aufgerichtet worden, welches einige Freunde dem verstorbenen Lessing verfertigen liessen. Es bestehet aus einem antikgeformten, aus Blankenburger Marmor verfertigten viereckigten Altar, an dessen vier Seiten sich auf jeder Seite eine Tafel von weißem Carrarischen Marmor befindet, die mit Rosen aus vergoldeter Bronze an dem Altar befestiget ist. Die erste Tafel enthält Leßings Bildniß in halb erhabener Arbeit. — Auf der Tafel gegen über ist ein Bas-Relief, das eine komische und eine tragische Muse vorstellt, die ein Cranz von Lorber-Blättern und Palmenzweigen umgiebt. In der Mitte des Cranzes hängt an einem Bande Hirtenstab, Dolch und Siegel, alles sehr verständliche Allegorien, auf die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst und Gelehrsamkeit, in denen Leßing groß war. Die dritte und vierte Tafel enthält endlich folgende Inschriften:

G. E. Leßing
Weiser, Dichter,
Teutschlands Stolz
einst
Der Musen und seiner
Freunde Liebling.

Ihm
errichteten dieses
Denkmal einige
Seiner dankbaren
Zeitgenossen.
1795.

10.

Grabschrift des Obersten Friedrichs, Sohn des letzten unglücklichen Königes von Corsika, Baron Theodors von Neuhof, der sich im Febr. 1797 zu London erschoß, und der auf dem St. Annen Kirchhof neben seinem Vater begraben wurde.

„Arm war er in seinen Umständen, reich in dem Besitz des freygebigsten Herzens, und die größte Noth, die ihn drückte, war der Mangel an Vermögen, andern aus der Noth zu helfen. — Gott sey mit ihm! —

11.

Epithaphium, welches sich der am 18 Julius 1795 zu Mangelsdorf in der Ober-Lausnitz verstorbene Churf. Sächsische Hofrath, Andreas Nitsche, bey seinem Leben selbst aufgesetzt, und auf seinen Leichen-Stein zu bringen befohlen hat! — Der Seltenheit wegen.

Reisender! suche meinen wahren Nahmen nicht auf diesem Steine, denn meine Mitpilger hatten die Vatersprache vergessen, und nannten mich in ihrem Mutterlande Andreas Nitsche. Ich trat d. 17 Nov. 1731 auf der Seydau bey Budißin, in ihre Gesellschaft. Reisete lange, wie sie, in dem

dem sinnlichen Creyße herum, und kam nicht eher zur Ruhe, als bis ich auf die gerade Linie der Ewigkeit kam, das verlohrne Wort fand, und in ihm die unversiegende Quelle des Seyns, Lebens und Bewegens erblickte. Gering ist die Anzahl der Tage, die ich durchlebte, aber sehr groß ist die Menge des Guten, das der Vater der Menschen im Leiblichen und Geistlichen an mir that. Durch seine Liebe geleitet fand ich in einem fremden Lande eine zärtliche Ehegattin und Freunde. Der Tod entriß mich ihren Armen. Mein Geist hielt sich beym Scheiden an die väterliche Hand des Vaters der Geister, der ihn mit Unsterblichkeit bezeichnet hatte, und der Tod behielt nichts als das Gehäuse, worinnen ich wohnte. Verwesung ist allmählige Auflösung des Sterblichen in seinen Urstoff, und dieses glückliche Loos wird hier der Hülle zu Theil, die unter diesem Steine die allgemeine Veredlung erwartet.

Thanatologie

oder

Denkwürdigkeiten

aus

dem Gebiete der Gräber

ein

unterhaltendes Lesebuch

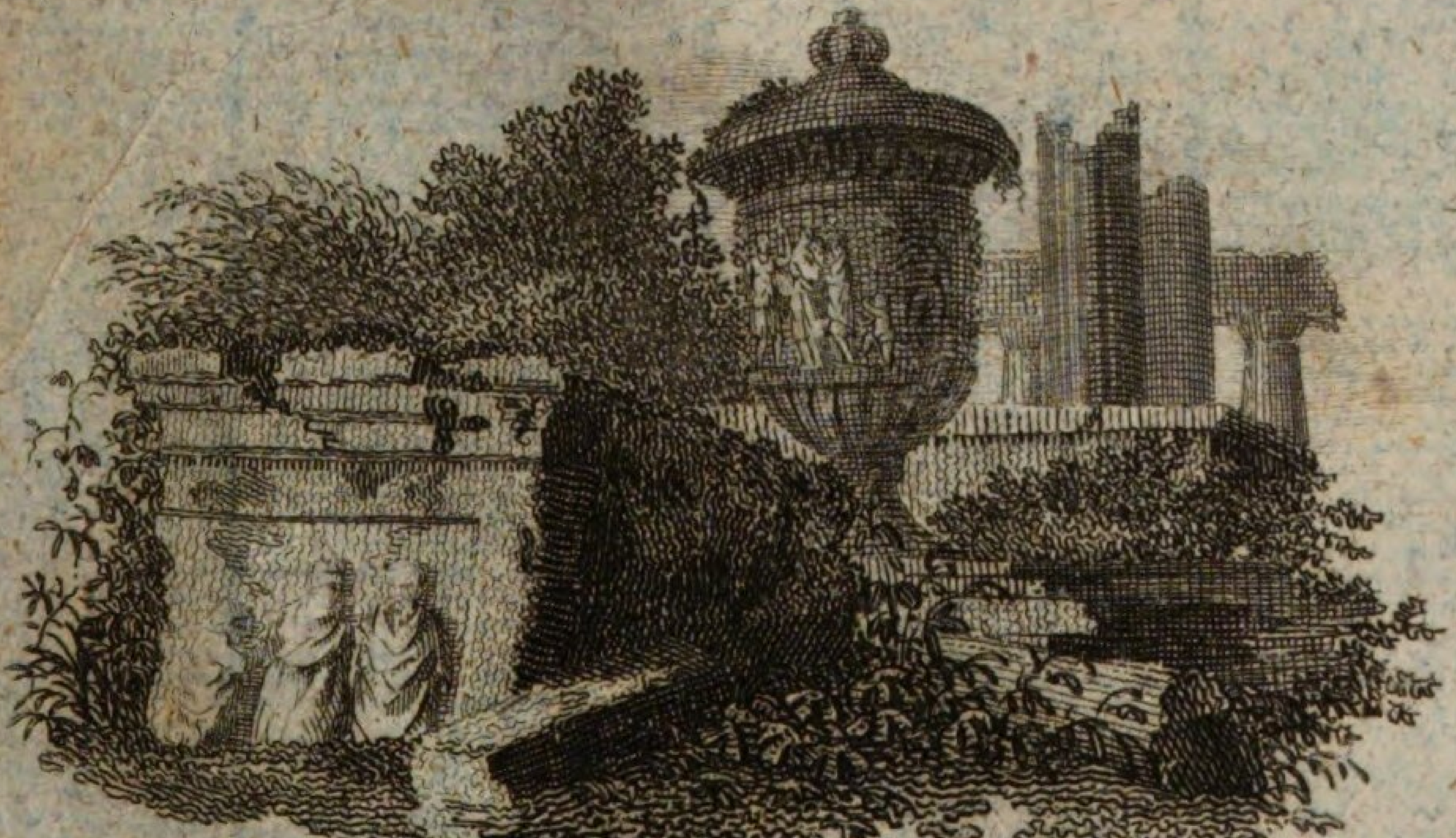
für

Kranke und Sterbende

von

M. Joachim Bernhard Nicolaus Hacker,

Pfarrer zu Straach bey Wittenberg.



Vierter und letzter Theil.

Leipzig, 1799.

bey Willhelm Rein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hacker, Joachim Bernhard Nikolaus, 1760-1817

Thanatologie oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende

Bd.: Dritter Theil

Leipzig 1798

Anthr. 49 y-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255165-2
VD18 80053807